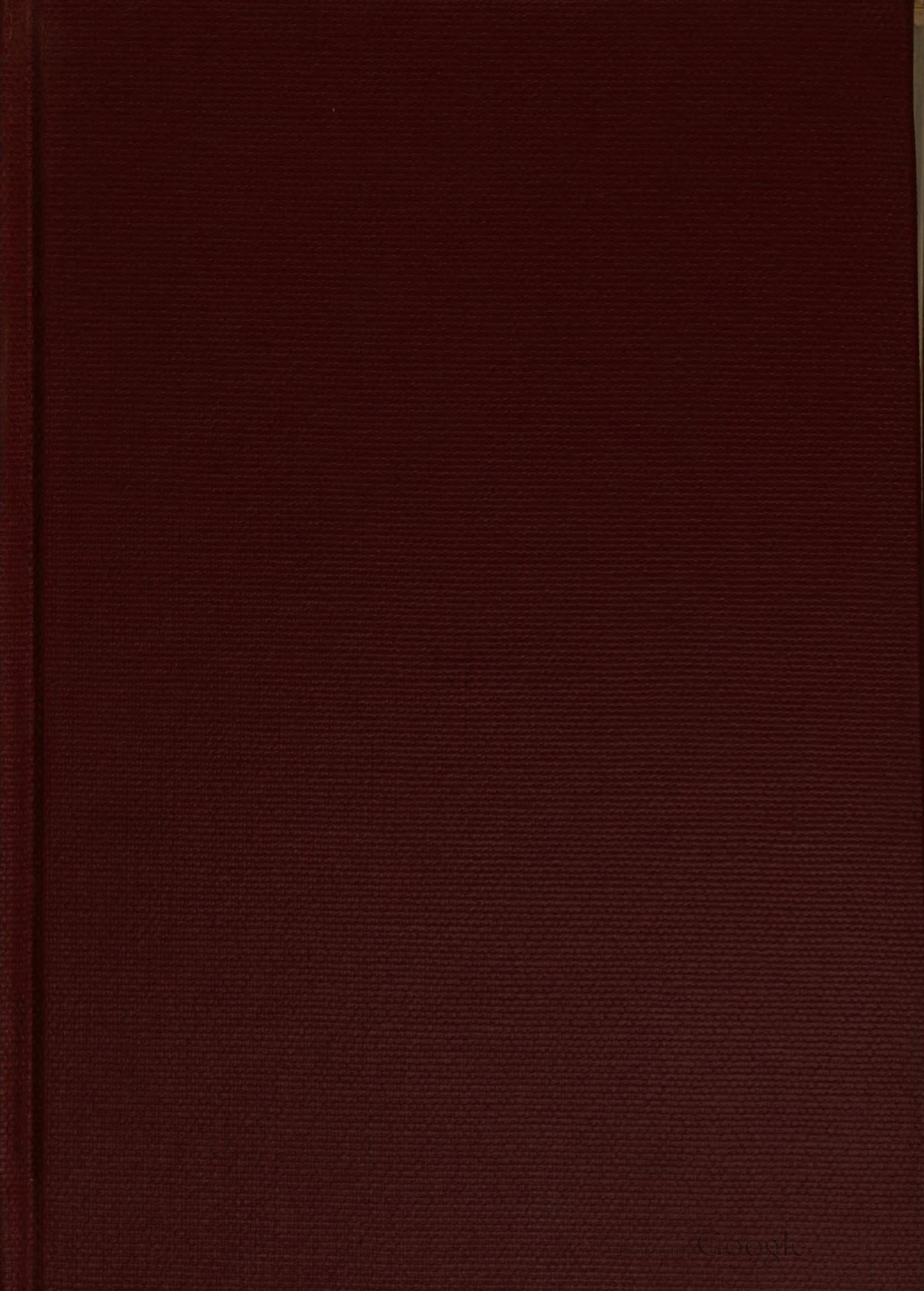
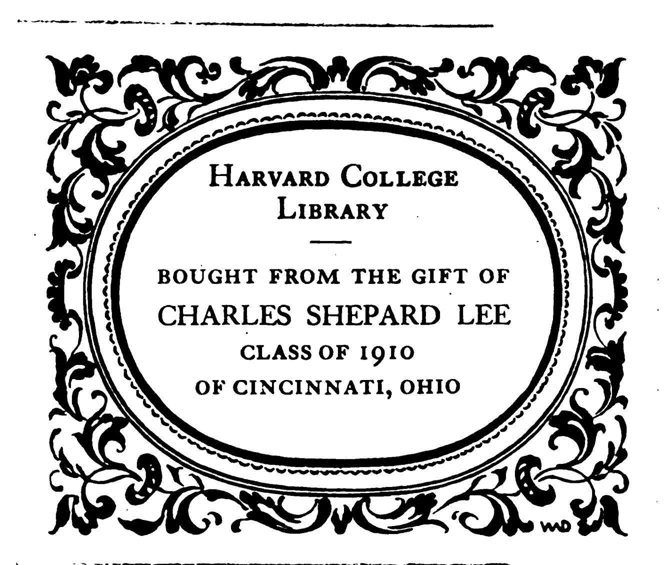
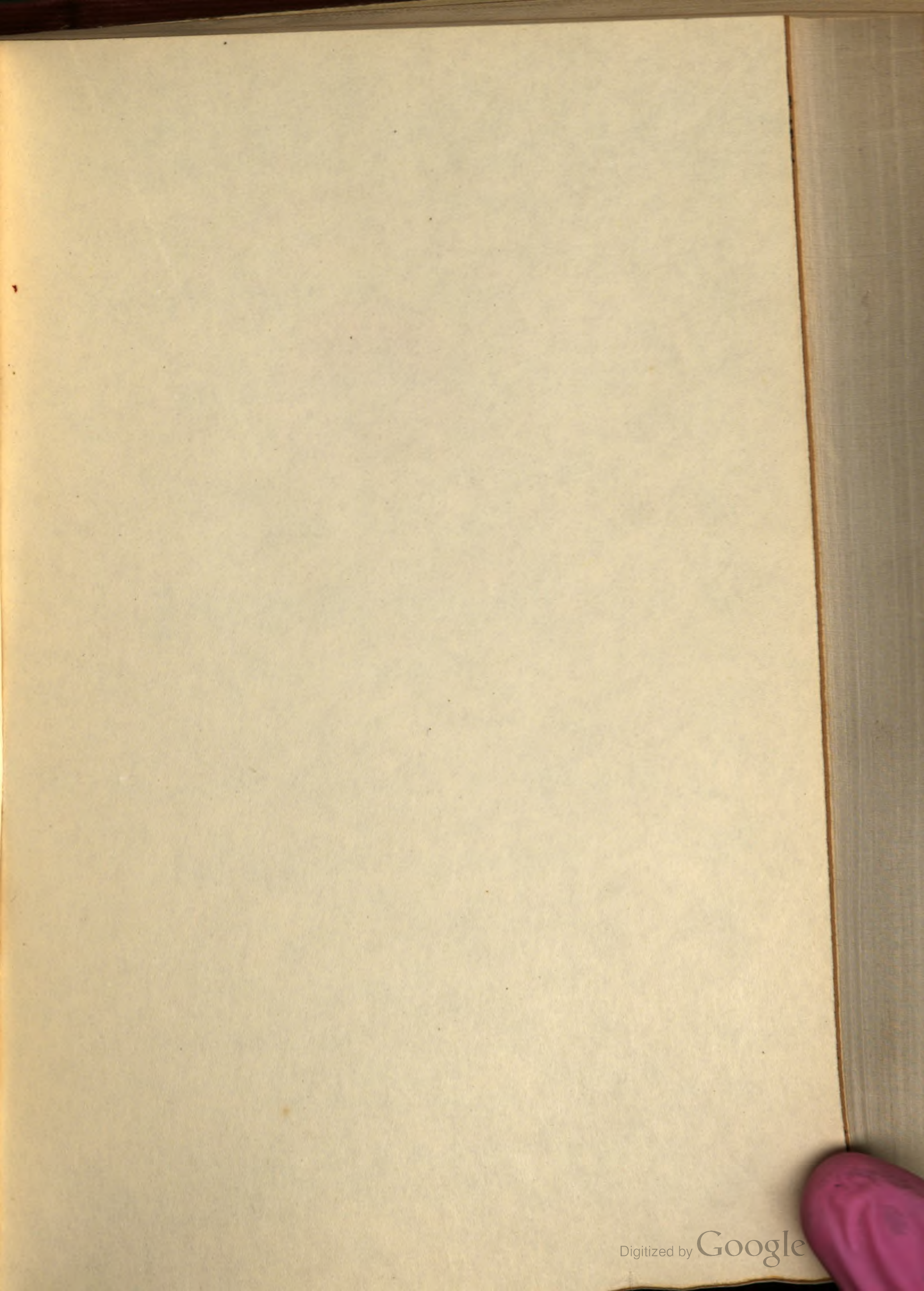
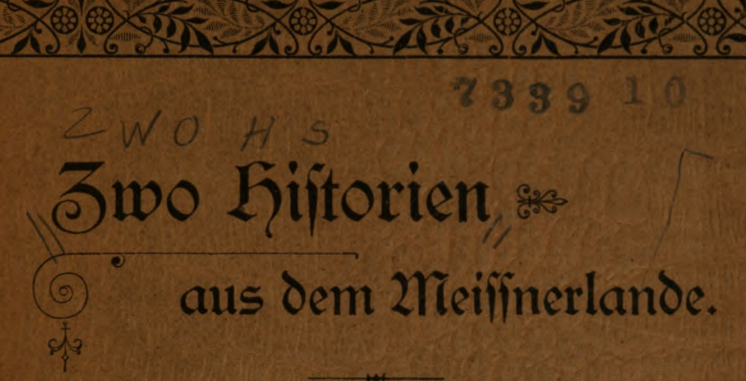



HARVARD COLLEGE
LIBRARY
BOUGHT FROM THE GIFT OF
CHARLES SHEPARD LEE
CLASS OF 1910
OF CINCINNATI, OHIO





Zwo Historien aus dem Meissnerlande.

Davon die erste:

Heinrich der Erlauchte,

Markgraf von Meissen.

Ein Lebens- und Geschichtsbild aus dem 13. Jahrhundert

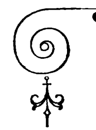
von

Joh. A. Freiherr von Wagner.
(Joh. Renatus.)

Bautzen.
Emil Hübners Verlag.



Zwo Historien



aus dem Meissnerlande.

Davon die erste:

Heinrich der Erlauchte,

Markgraf von Meissen.

Ein Lebens- und Geschichtsbild aus dem 13. Jahrhundert

von

Joh. A. Freiherr von Wagner.

(Joh. Renatus.)

Emil Hübners Verlag, Bautzen.

1898.

Das Meißnerland, ein herrlich Land! Wie gern habe ich's durchstreift und bewundert! Wie oft auf die trutzigen Vesten und Burgruinen geblickt, auf die ehrwürdigen Reste stiller Klöster. Und das Alles in einem schönen Gartenland voll Wald und Feld, Auen und Weinbergen, das die beiden Muldenflüsse durchziehen und der edle, rebenbegrenzte, schiffleintragende Elbstrom. Mit der Jugend Begeisterung, mit des reifen Mannes prüfendem Auge bin ich durch das kleine Eden gewandert, habe Eindrücke empfangen, die das Gedächtniß treu bewahrt bis hinein in's Alter. Und nun ich in diesem nach langer Trennung wiederum das schöne Land durchstreifte, ward es mir zu einem Buche, welches, wo man es auch aufschlägt, nicht blos von Reizen der Natur erzählt und zum Genuß des Anblicks alter Bauten einladet; auch die Geschichte will und muß beachtet sein, mehr als die Schule und der eigene Trieb je bieten konnten.

Je mehr ich mich in dieses große, weitumfassende Buch vertiefte, um desto größer ward das Begehr, noch einmal in das schöne Land zu wandern, doch diesmal mit des Alters Umsicht und Nüchternheit. So wähnte ich. Doch als ich der Hauptader des Meißnerlandes, dem Elb-

stromthale folgte, und das Herz des Landes, das alte Meißen erblickte, da begab sich, daß ich wieder jung ward. Da lebte die Begeisterung der Jugend wieder auf in vollem, noch viel schönerem Maße, denn nun erst öffnete sich mir die reiche Fülle des Buches, da sich Begeisterung und Umsicht paarten.

Ein sonniger, wonniger Herbsttag war's, als ich vor einem Jahre von Sachsens Hauptstadt aus stromabwärts fuhr auf schmuckem Dampfboot. Vor mir der breite klare Spiegel des Stromes; zur Seite grüne Auen, im Hintergrunde Berge, und, wohin das Auge schaute, Ort an Ort ringsum von grauem Alter und doch verjüngt und blühend.

Wir kommen aus der Ebene heraus, denn zur Linken beginnen die waldigen Höhen, an denen sich der Elbstrom hinzieht. Das hochgelegene Brießnitz, das alte Bresenitz der Slaven, fliegt an uns vorüber, die alten Dörfer Cossebaude, Warthe; der Edelsitz Schloß Gauernitz; danach hoch oben die uralte, noch immer erhaltene und bewohnte Veste Scharfenberg. Wir ahnen gar nicht, was Alles sich darin begeben. Und immer schöner und lieblicher wird es, da rechts das Spaargebirge, links die waldigen Höhen das Elbthal verengen bis fast zur Stromesbreite. Links oben zeigt sich uns die alte Veste Siebeneichen, und jetzt — da winkt die ehrwürdige, fast tausendjährige Misena mit ihrem hohen stolzen Schloß entgegen, und reges Leben entwickelt sich ringsumher. Weinlese ist! manch lautes Juch ertönt und Böllerschüsse wecken die schalkhafte Zaubermaid, die Echo.

Hier im alten ernsten jungen fröhlichen Meißen schau'n wir uns um, vor allem droben in der mächtigen Veste. Dann fahren wir weiter, abwärts.

Das Thal bleibt eng begrenzt von Felsen und Waldbergen. Wir schauen auf der Fahrt noch einmal zurück auf die stolze Veste und den noch stolzeren Bischofssitz; das Auge kann sich gar nicht trennen, der Geist sich kaum hineinfinden, da er bedenkt, daß hier vor 974 Jahren ein mächtiger deutscher König eine feste Burg am Wasser gründete, daraus die noch viel größere der Jetztzeit entstanden ist.

Zur Rechten trotzen steile Felswände, einmal nur unterbrochen durch den Heil'gengrund, da einst Bischof Benno wandelte und unehrerbietigen Fröschen das Quaken untersagte. Zur Linken zeigen sich die ernstmahnenden Reste des Klosters zum heiligen Kreuz auf grüner Aue in üppigem Gebüsch. Es kann uns viel erzählen und weit hinaus in die Lande bis gen Dresden und dessen Schule.

Sanft gleitet unser Boot dahin; wir sehen gern auf den glatten Stromesspiegel, in dem sich so vieles wiedergiebt, was schön ist. Da schauen wir plötzlich ein prächtig Spiegelbild. Von steilem, mäßig hohem Berge blickt ein Kirchlein in den Strom, mit ihm ein freundlich Dorf. Das ist das alte Cerin, die Burgwarte König Heinrichs, das heutige Zehren. Am Fuß des Berges stand dereinst St. Michaels Kapelle, davon kein Stein mehr übergeblieben ist, doch eine traute Erinnerung. — Und weiter nun hinab, welch ein entzückender Anblick! Es ist, als hätte die Natur, nachdem sie im Meißner Hochland aus ihrem Füllhorn lauter Felsgewirr geschüttet, hier nochmals nachgesehen, ob nicht noch einige Steine drin verborgen seien. Die fand sie auch und hat zur Rechten eine lange steile Felswand hingesetzt, zur Linken aber vereinzelte kühne Felshügel, kleiner, immer kleiner, mitten in's grüne Thal-

gelände; bis sie zuletzt noch ein Steinlein fand. Das setzte sie noch weiter unten hart an den Strom und ein großer starker Mann mit Namen Wignand kam und baute sich auf diesem Stein ein Schloß, Herstewn genannt und heute Hirschstein.

Von hier an hatte Mutter Natur sich ausgegeben; auch nicht ein Krümchen mehr fand sie im Füllhorn. Da mußte sie die Stromgelände offen und eben lassen. Und doch! es klappert noch darin! 's ist doch noch was im Füllhorn! Der Steine zween sind es. Die stellte sie auch an den Strom. Menschen kletterten hinauf und nannten den einen Riesa, den andren Strehla. Dann aber folgt die große, unabsehbare Ebene bis an die Nordsee.

Noch haben wir eben erst Zehren verlassen. Der Natur zu Liebe war ich etwas vorausgeeilt. Zur Rechten fliegen der Hungerberg, der Lerchenberg und andere Höhen noch an uns vorüber. Zur Linken jene mäßigen aber kühnen Felskegel mitten in der grünen Aue, so recht geschaffen, um Burgen zu tragen. Jetzt wächst Wein darauf.

Der Elbstrom windet sich nach rechts, des Dampfbootes Glocke läutet wieder. Da liegt vor uns, an Felsen geklebt, das rosenreiche, weinduftende Disbar. Wir steigen aus und wissen nicht, daß vor 960 Jahren hier eine Fähre herüber und hinüber flog, genannt die Diebsfähre, daraus man allgemach Disbar gemacht. Von hier wandern wir ein halb Stündlein entlang der steilen Felsenwand ganz nahe am Elbstrom. Starr ist das Gestein und die Sonne häuft hier die Hitze an, als schiene sie an der Riviera. Gerade darum aber winken uns Weinreben und freundliche Winzerhäuschen entgegen, und wonnig ist ihr Anblick hier und drüben der von grünen felsdurchsetzten Auen.

Das weiß der muntere Bewohner, was Kleinod sein Gelände ist. Stolz schrieb er drum mit großen Lettern an die hohe Felswand: Sächsische Riviera.

Wir nehmen gern die Sonnenglut mit in Kauf, denn nach dem halben Stündlein erreichen wir das lieblich ausgebreitete schattige Elbdorf Seußlitz. Hier, hinter alten hohen dichten Bäumen, liegt am Ausgang einer Waldschlucht ein stattlich Schloß versteckt. Jetzt ist es einem Herrn X oder Y zu eigen. Doch früher — da war das Suselitz ein mächtig Ritterschloß, danach ein Sitz des erlauchten Markgrafen Heinrich, danach ein heimlich still gelegenes Kloster der Clarissinnen, das viel, viel von sich erzählen kann. Sechs und ein halb Jahrhundert ist es her.

Die ganze Landschaft der Meißner Mark kann uns viel erzählen. Wohin wir auch kommen mögen, sei's nach dem Herzen Meißen, sei's nach Tharandt, Grimma, Freiberg, oder anderen Orten, überall sagt's von großen weltgeschichtlichen Ereignissen, sagt's von Pracht und Herrlichkeit, vom Jubel und vom Jammer der Menschen, von stillen Freuden und herbem Kummer im Einzelleben. Der Wanderer, der sich die ernsten Reste der tausendjährigen Veste Tharandt, oder Thor-Rand, beschaut, ahnt nicht, daß es einst darin Stunden gegeben hat voll herzerschütternden Kummers.

Wer so im Meißnerland umherwandert, muß freilich sich von Manchem, das im 13. Jahrhundert bestanden, ein ander Bild machen. So groß und schön, wie heut die Veste Meißen sich darbietet, wie sie's erst im 15. Jahrhundert ward, war sie zu des erlauchten Heinrich Zeiten noch nicht. Dafür enthielt sie damals einen Burgkomplex mehr, den der Burggrafen, der heut nicht mehr zu sehen ist.

Was aber Stadt und Veste berühmt gemacht hat, ist ganz verschiedner Art. Im 13. Jahrhundert waren es Glanz und Macht Heinrichs des Erlauchten, deß Name im ganzen Deutschen Reiche wiederhallte. Im achtzehnten dagegen drang Meißens Ruhm in alle Theile der Erde, wenn auch ganz anders, im materiellen Sinne, davon ich später in einem zweiten Bande berichten werde.

Die erste Ruhmeszeit, im 13. Jahrhundert, zu schildern, war keine leichte Arbeit. Noch bei keinem Lebens- und Geschichtsbild ist diese mir so erschwert worden, wie bei der jetzigen. Da eine ausführliche Erzählung über Heinrich und seine Zeit nirgends zu finden war, entschloß ich mich, sie auszuführen, natürlich nach eingehendem Studium alter und neuer Quellen. Aber diese erwiesen sich lediglich als Specialberichte, die ich erst zu einem geschlossenen Ganzen vereinigen mußte. Auch enthielten sie so mannigfache Fehler und Widersprüche — der neuesten und besten etliche nicht ganz ausgenommen –, daß die Geschichtsschreibung es dem Geschichtenschreiber blutsauer machte, ein geschichtlich treues Bild zu geben. Ich will zu diesem Punkte die neueren, vielleicht noch lebenden Autoren nicht nennen; will auch nur Einiges zum Beleg des Sauermachens hervorheben. Der eine läßt Heinrich sich im Jahre 1225 verloben, der andere anno 1228. Beide lassen die Vermählung im Jahre 1234 beim Herzog Leopold VI. von Oesterreich genau am 1. Mai vor sich gehen — andere nennen ihn fälschlich Leopold VII. — und dennoch sagen sie und Andre aus, daß Leopold im Jahre 1230 gestorben sei. Von der Brücke, welche den Schloßberg mit dem Afraberge verbindet, sagt ein Gelehrter, von dem man unbedingte Genauigkeit erwarten konnte, sie sei von Markgraf Heinrich

gebaut. Und doch war dieser damals erst ein Büblein von etwas über 2 Jahren. Ein anderer Gelehrter, gleichen Ranges, läßt Markgraf Dietrich den Bedrängten am 17. Februar (richtiger am 12.) sterben, gleichwohl aber im April eine Urkunde ausstellen. — Das Todesjahr von Bischöfen, die Entstehung des Sct. Aframünsters u. A. m. wird von verschiedenen neuen Quellen, die als wohlbeachtlich erschienen, so grundverschieden angegeben, daß ich mich erst durch ein Labyrinth von Widersprüchen mühevoll hindurcharbeiten mußte, ehe ich die einzelnen Daten aufnehmen konnte. Und so noch Anderes mehr. Was ich von alten Quellen fand, war vielfach unbrauchbar. Wie klar und ausführlich dagegen sind die heut noch anerkannten Chroniken von Nürnberg, Thüringen (Joh. Rothe) rc. Es ist zu verwundern, daß bei der reichen Geschichte des Meißnerlandes auch nicht ein zusammenhängend Stück zu finden ist. Vermuthlich liegt dies daran, daß die, welche zunächst berufen waren, darüber zu schreiben, die Meißner Domherren früherer Zeit, gar träge und genußsüchtig gewesen sind. Und sollten auch ausführlichere und zusammenhängende Schriften Anderer bestanden haben, so ist leicht möglich, daß bei den vielen Kriegsstürmen und Bränden, denen das ehrwürdige Meißen ausgesetzt gewesen, nicht wenig, vielleicht das Meiste zu Grunde gegangen ist. Die neueren Autoren kann darum kein Vorwurf treffen. So liegt mir auch durchaus fern, verschiedentlichen Büchern, die mir zu Gebote gestanden haben, Werth abzusprechen. In etlichen Einzelheiten stimmen sie doch untereinander überein, geben auch einige brauchbare lokalgeschichtliche Daten und Einzelheiten an, die sich wohl verwerthen ließen.

Die Quellenbücher sind:

I. Geschichte Heinrichs des Erlauchten 2c. von Dr. Fried Wilh. Tittmann. 2 Bände. (meist nur Urkunde enthaltend.)

II. Das Burggrafthum Meißen. Aus archivalische Quellen, von Dr. Traugott Müller. (Sehr sorgsam

III. Geschichte der Bischöfe des Hochstiftes Meißen. Vo Eduard Machatschek. (Speziell.)

IV. Mittheilungen des Kgl. Sächs. Vereins für Erforschun und Erhaltung vaterländ. Alterthümer. Vierte Heft. 1847.

V. Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft zur Er forschung vaterländ. Sprache u. Alterthümer. 2. Band Zur Geschichte der Verfassung der Markgrafschaf Meißen im 13. Jahrh.

VI. Geschicht- und Zeitbüchlein der weltberühmten Chur- fürstl. Stadt Meißen. 1588.

VII. Album der Rittergüter und Schlösser. II. Sect. Meißner Kreis. Von G. A. Poenicke.

VIII. Versuch einer Geschichte der Burggrafen zu Meißen. (Dresden 1793.)

IX. Das Münster der Augustiner Chorherren zu St. Afra. Von Dr. Ferd. Maximil. Oertel.

X. Der Dom zu Meißen. Von Fried. Ad. Ebert.

XI. Das Schloß zu Meißen. Kunstgeschichtl. Studien von Cornelius Gurlitt (mit vortrefflichen Abbildungen).

XII. Die Stadt Meißen und ihre Umgebung. Meißen 1855.

XIII. Das wegen seines Alterthums, Ruhms 2c. in gantz Europa bekannte Königliche Meißen, oder Iccander's kurtze Beschreibung, 2c. 1730.

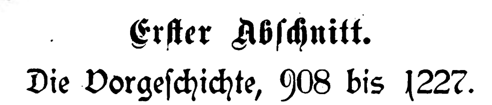
XIV. Historische Bilder von Meißen. 1862.
XV. Entwurf oder Bergmännische Nachrichten von dem Bergwerk zum Scharffenberg. Von Balthasar Renkewitz. 1745.
XVI. Gerichts Ordenung der Stadt Meißen, 1570 (mit Wappen).
XVII. Geschichte des Sächsischen Volkes und Staates. Dr. C. Gretschel.
XVIII. Die Meißner Chronik. M. Grünewald. 1829.
XIX. Dietrich's Meißner Chronik.
XX. Denksäulen im Gebiete der Cultur und Literatur. (Hiervon: Ulrich von Lichtenstein.) Von August Silberstein.
XXI. Festschrift zur 800jähr. Jubelfeier des Hauses Wettin. Von Prof. O. Kämmel.
XXII. Das deutsche Turnier im 12. und 13. Jahrhundert. Von Dr. Felix Niedner.
XXIII. Chronik von Tharandt. Von Th. Rohmann.
XXIV. Chronik von Grimma. Von Mag. Prof. Lorenz.
XXV. Praktischer Wegweiser durch die Stadt Meißen und ihre Umgebung. Von H. Herbst.
XXVI. Sächs. Historie der Markgrafen von Meißen ꝛc. Von Adam Daniel Richter. 1775. — und Anderes mehr.

Hierzu: Mehrere Werke, die ich bereits beim Verfassen von „Rudolf von Vargula" benutzt; sowie zwei werthvolle Abhandlungen im „Dresdner Anzeiger", der mir schon oft genützt hat. Diese vorbereitenden Worte schließe ich mit meinem ergebenen Dank für Herrn Prof. Dr. Direktor Loose in Meißen, der mich durch mehrere Bücher gefälligst unterstützt hat; — sowie mit der Bitte, das vorliegende, sich

eher der Gattung der Biographie nähernde Buch ja nic[ht]
„Historischer Roman“ nennen, sowie Nachsicht üben zu wolle[n]
wenn ich hier und da etwa einen Fehler begangen, d[er]
angesichts des labyrinthischen Stoffes trotz aller aufgewandte[n]
Sorgfalt nicht unmöglich wäre.

Wenn die verehrlichen Leser des Buches nach de[m]
Lesen die verschiedentlichen Stätten des Meißnerlande[s]
fleißig besuchen und mit deren Geschichte in der Hand er[-]
höheten Genuß empfinden, so will ich wohl zufrieden sein.





Erster Abschnitt.

Die Vorgeschichte, 908 bis 1227.

Umb das Jahr 1227 ist's gewesen, da stund ein ehrwürdiger Mann im Thal der Elbe, schaute gar ernst und sinnend hinauf zur Veste Meissen und schüttelte den Kopf. Drauf wandt er sich, ließ die Blicke seiner alten klugen Augen rundum schweifen und lauschte, und seines Angesichtes Muskeln verzogen sich also, daß ein Gebärdelachen daraus ward, denn es sollte die Weinlese in den Bergen ringsumher vorbereitet werden, und manch fröhlich Juchhei und Ahi erscholl aus ihnen in's Thal hinab, also, daß die bekannten, vielverheißenden Freudenlaute Ohr, Zunge und Gaumen des Mannes im Voraus letzten.

Gleich einem Paradies lag die wonnige Landschaft vor ihm; das schöne grüne Thal mit dem breiten glatten Silberstreifen des Elbstroms, mit dem 300 Jahre alten Städtlein, den Weinbergen und fruchtstrotzenden Obst- bäumen, den nahen waldigen Felsbergen mit ihren Burgen

und Kapellen. Und schön auch war es anzusehen, wie die trutzige Wasserburg am Strande sich im Strome wiederspiegelte, als wolle sie den Feind, der etwa wagen sollte, den segenprangenden Frieden zu stören, glauben machen, sie sei gedoppelt. Zudem wieß ihr runder hoher Bergfried da am Hange des großen umfangreichen Felsberges warnend hinauf nach dessen Gipfel, denn allda stund im Anschluß die sonderliche, thalbeherrschende Veste, darin der Bischof, der Markgraf und der Burggraf jeder seine Burg für sich hat.

Ja, es war schön, und der Trutz der Veste gehörte mit dazu, denn er verbürgte den Genuß des Lieblichschönen, gleich einem wohlbewehrten starken Manne, jederzeit bereit, sein anmuthig hold Weib zu schützen.

Und dennoch schüttelte der Mann von Neuem ernst, fast unwillig, den Kopf, als er des bischöflichen Antheils der Veste mit Augen seines Leibes und der Seele nochmals gedachte.

Der Mann aber hieß Wernt Rissel, war der Schreibkunst Meister und hatte im Umgang bald mit gelahrten Herren der Kirche, bald mit den Meistersingern seiner Zeit es dergestalt zu großem Wissen gebracht, daß er innerhalb Misena's Mauern in hohem Ansehn stund. Und eben weil er vergnüglich gelacht ob des Wonnereizes der schönen Mark Misnia, so ward er um so grämischer, da ihm beikam, daß von den Domherren droben in der bischöflichen Burg nicht einer noch daran gedacht, eine Chronika der Stadt und der Mark zu schreiben, deren Beide doch wahrlich werth gewesen wären.

Wernt Rissel war nicht der einzige Unwillige. Mancher Andere noch zürnte jenen lässigen Herren, davon auch unsere historia Kunde zu geben gezwungen ist.

‚Wie schön war's ehedem!', überlegte Rissel. ‚Was edelsinnige Stunden gab es, als vor 15 Jahren Herr Walther von der Vogelweide droben am Hofe Markgrafs Dietrich sang und sagte! Da war ein Leben! Geist und Natur war Eins in zusammenklingender Schönheit. Da neideten uns die deutschen Fürsten den gottbegnadeten Sänger, und Landgraf Hermann saß in seiner Wartburg voll Reue, daß er ihn hatte ziehen lassen. Und jetzt? — Schon seit 6 Jahren schlummert der vielbedrängte, durch schnödes Gift dahingeraffte Markgraf Dietrich in der Erde und uns regiert der neunjährige Knabe Heinrich! Und Walther — ach, warum mußtest du mit Kaiser Friedrich ziehen, hin gen Jerusalem! Wer weiß, ob wir je dich wiedersehen! — Wär er noch da, wie schön doch hätt' er sagen können von unsrem Meißner Gartenland, vom edlen Konrad von Wettin, von Meißens Bürgermuth und Bürgertreu! — vorbei, vorbei! Wer soll es thun?'

Die Domherren droben thaten's nicht, wiewohl sie in der Bücherei und im Archiv die Bausteine dazu gefunden hätten mühelos. Von Stund an reifte in Wernt Rissels Kopf der Plan, sich über Meißen zu erbarmen, deren Chronika mit vielem Fleiß abzufassen und niederzuschreiben zu Nutz und Frommen der Nachwelt; konnt er doch hoffen, vom mild gesinnten und frommen Bischof Bruno, als dem zweiten seines Namens, den Einblick in manch eine Urkunde und dickleibig, schweinslederumfaßtes Compendium gestattet zu erhalten.

Da ging Wernt Rissel alsbald gen Leipzig, allwo schon damals umsichtige und kühne Handelsherrn gewesen, die mit viel Geschick und gutem Geld verstanden hatten, aus gebleichten Hadern hergestellt Papier von maurischen

Gelehrten zu erwerben. Drauf ging er wieder zurück gen Meissen, studirete allda mit des hochwürdigen Bischofs Bruno huldvoller Genehmigung die alten Schriften des Archivs mit vielem Fleiß, setzete sich hin und schrieb:

„Nachdem ich vielmals befunden was große Faulheit und Träge in Sachen chronicae Misenae und Misniae bishero allhier fürgelauffen item was Nachtheil aus deme ergangen, und besorgende ferner ergehen möchte / daß die Leuthe so gar nicht von derer vergangenheit wissen und ob deme, was sich vormalen ereignet, niemalen belehret worden So habe ich die unvermeidliche notturfft zu sein erachtet item umb besserer Ordnunge willen / itzt zu vermelden was vor deme Jahre des Heilles MCCXXVII in den Gemarken Misnia / benebst urbs et civitas Misena fürgefallen darzu mir GOtt der Almechtige / gnediglich und müglichst beizustehen / nicht unterlassen möge.“ —

Bis hieher war er mühselig gelangt; es war die Arbeit von fast einem ganzen Tage. Schon allein der erste Buchstabe N, weit schöner noch und sorgfältiger gestaltet, als unsere hastige Zeit itzt zu thun Lust verspürt, hatte an 4 Stunden gewissenhaftesten Malens beansprucht.

Wernt Rissel betrachtete den Buchstab mit Genugthuung und Wohlgefallen, ingleichen mit dem befriedigenden Bewußtsein: „So wird mir auch das ganze übrige Werk gelingen!“ Tags darauf und die folgenden schrieb er weiter.

Da wir nun aber meinen, es möchte dem verehrlichen Leser gar schwer fallen, sich fortgesetzt in den Stil zu finden,

so vor 670 Jahren gäng und gäbe ist gewesen, so wollen wir von nun an trachten, Herrn Wernt Rissel's Geschreib nach Müglichkeit zu modernisiren, wonach es nunmehr lautet:

„Sintemalen vor mehr als 300 Jahren die Slaven annoch in Deutschland gehauset und die Deutschen über die Maßen bedrücket haben, ließ König Otto anno 908 seinen Sohn Heinrich jene heidnisch wilden Völker angreifen und verdrängen, schon um des Christenthums willen. Die Wilden aber setzeten sich dicke zur Wehr, also, daß das Kriegen fortging. Als aber Heinrich mit aller Kraft wieder vorstieß und den Feind die deutschen Schwerthiebe fühlen ließ, drängte er die mächtigsten Völkerschaften der Serben: die Dalemincier und Glomacier, dergestalt zurück, daß er anno 922 die Gebiete der Mulde und der Elbe von ihnen säuberte. Jetzo ward ein Friede geschlossen, dessen Dauerhaftigkeit indessen keine Part trauete. Mittlerweil war Heinrich, nunmehr König, beflissen, sich festzusetzen, zumalen an der Elbe. Zwei Jahre darauf, anno 924, kam er einst an eine wichtige Fährstelle der Elbe, allwo zwei Flüßlein: die Triebisch und die Meiße, sich nahe nebeneinander in den Strom ergießen. Nur Fischer- und Schifferhütten stunden an den Ufern. Die Stelle mußte geschützt werden. Und da zwischen der Flüßlein Ausmündungen ein abgesonderter Waldfelsberg stund, so erkannte König Heinrich sofort die kriegswichtige Bedeutung der Gegend und erbauete unten am Gestade des linken Ufers eine Schutzburg, die sich zum Theil am Abhange des Berges emporstreckte; dazu als Bergfried einen hohen, dicken runden Thurm.

Das Ganze hieß die Wasserburg*) und beschützte die Elbe mitsammt den daranstehenden Hütten. Hätt Keinem rathen mögen, an dieser Stelle einen feindlichen Uebergang über die Elbe zu versuchen; er wäre von den Pfeilen und Wurfgeschossen aus der Wasserburg arg beschädigt worden.

Der Hütten und Häuslein aber wurden von Stund an immer mehr und mehr, also, daß ein Ort entstund, der vom Flüßlein Meiße den Namen Misni kriegte und nu schon 303 Jahre lang dasteht. Bis zum Jahre 930 hat der Bau gewähret, zu dem gehöret, daß das Städtlein mit festen Mauern, Thürmen und Thoren versehen ward. So man aber den Ort Misni oder Meissen auf Latein benennen will, soll er Misena heißen und nicht Misnia, denn dieses ist die Mark.

Im selben Jahre 930 ist der Berg, an dessen Abhang die Wasserburg stehet, vollends abgeholzt worden, denn der Burgbau sollte oben fortgesetzt werden, und ward's auch. Also wuchs die Burg mählich zu einer immer größeren und gewaltigen Veste an. Auch ward eine Kapelle**) oder Dom oben angefangen und ein oberster Burgmann eingesetzet, den man später mit Burggraf benannte und der Alles wohl behüten und vertheidigen sollt. Deß Burg stehet an der Abendseite des Berges zu beiden Seiten der Brücke, so unter unserem Markgrafen Heinrich vor Kurzem gebaut ward, um besser zum Afraberge zu gelangen.

Sei's gleich hier vermeldt, daß es bei der Veste Meissen

---

*) Der mächtige Thurm im Osten steht heute noch unversehrt. Von der ursprünglichen Wasserburg sind nur noch spärliche Mauerrestchen vorhanden.

**) Der Chor des jetzigen Domes.

nicht verblieb, sintemalen zur Zeit obgemeldten Königs Heinrich nach errichtet wurden die Vesten Skarphenberg*) und Hersteyn**), und als feste Warten: Zerin†), Zadel, Bresenitz und Wartha.

Unter die heidnischen Serben aber, so im Meissnerlande zurückgeblieben waren, trat Boso, ein Regensburger Mönchlein, danach Bischof von Merseburg, und bekehrete ihrer viele zum Christenthum. Darauf ließ König Heinrich Sachsen und Franken hierher kommen, auf daß sie sich ansiedelten, also, daß die Mark Meissen alsbald verdeutscht würde. Sein Nachfolger aber, Otto I., ließ auf dem Schloßberg gegen Nord-Osten die Burg noch weiter ausbauen zu einem Bischofssitz, da er denn am 18. Oktober 967 das Bißthum Meissen gründete, gestellt unter das neue Erzbißthum Magdeburg. Das Bißthum war gar groß: Im Westen wards von der Mulde begrenzt, im Osten von der Oder, im Norden durch die Grenzlinie der Supanien Lusici und Salpuli, und im Süden ging die Grenz über die Sudeten, das Erzgbirg bis zu den Muldenquellen bei Zwickau. Anno 968 ward denn auch der kleine Dom eingeweihet zu gleicher Zeit mit denen zu Zeitz, Merseburg und Magdeburg.

Der erste Meissner Bischof hieß Burcardus. Trat 968 an, hatte gar viel Wenden bekehret, war aber im Juli 972 vom Pferde zu Tode gefallen. Ihm folgte Volcold.

Der erste Markgraf von Meissen hieß Riddag, Der starb anno 983. Folgte drauf von 985 an Eccardus I.,

*) Scharfenberg, zwischen Dresden und Meißen, am linken Ufer.

**) Hirschstein, zwischen Meißen und Riesa, am linken Ufer.

†) Zehren.

Sohn des thüringischen Markgrafen Günther. Folgte drauf Eccardus II., sein Bruder. Dem folgte Wilhelm, Sohn des Grafen Wilhelm von Weymar, bis 1062. Dem folgte sein Bruder Otto, bis 1067. Dem folgte Eckbert, Graf von Braunschweig, bis 1068. Drauf folgte Dedo oder Dietrich III., Markgraf der Lausitz, bis 1075. Danach ward vom Kaiser Heinrich IV. ein Großer Böhmens eingesetzet, Wratislaw benamst. Aber Eckbert III, verjagte ihn und blieb Markgraf bis zu seinem Tode 1090. Von da an ging die Markgrafschaft auf Dedo III. über, Grafen von Wettin, und blieb erblich bei den Wettinern, davon noch später Kunde folgt.

Die Residenz aber ward von nun an von der Wasserburg in die markgräfliche Burg auf dem Schloßberg verleget.

Anno 978 ward Meissen von dem Polenherzog Boleslaw II. mit Hinterlist eingenommen, mit fremdem Kriegsvolk besetzet, Bischof Volcold verjagt und die Stadt innebehalten und bedrängt 7 Jahre lang, denn erst anno

985 vertrieb Eccardus, Güntheri Sohn, die Polen aus der Stadt und setzte den Bischof sammt den vertriebenen Bürgern wieder ein.

Anno 992 starb Bischof Volcold. Der hatte seinen Canonikern eine geregelte Lebensordnung, canon, gegeben, darin die Zeiten für Chorgebet, geistliche Lesung, Schulunterricht und kirchliche Verrichtungen bestimmt waren. Hat viel gebetet und studiret, also, daß seine Augen schwach wurden und er fremder Hilfe bedurfte.

Ihm folgte Bischof Eido I., aus dem gräflichen Geschlechte derer von Rocholenzi.*)

*) Rochlitz.

994 gabs einen langen harten Winter, also, daß die Fuhrleute auf dem Elbeise fahren konnten.

999 war große Dürre. Die Wasser vertrockneten und die Fische krepireten, also, daß es einen Stank gab, davon Gift und großes Sterben entstund.

1002 entstund ein Krieg der Deutschen gegen die Polen, der noch nach Bischof Eido's Tode fortdauerte und wodurch Meissen gar oft hart bedränget ward. Nachdem Boleslaw II. einen großen Theil von Böhmen an sich gerissen, wollt er sein Reich immer mehr vergrößern. Sein Lehnsherr, König Heinrich II., hatte ihn durch eine sondere Gesandtschaft ernstlich abmahnen lassen, dagegen der stolze Herzog erwiderte: ‚Wie er bei sich fest beschlossen habe, das Seinige ebenso gut wie das Fremde zu behalten.‘ Nun ging der Krieg los. Ao. 1003 hauseten die Polen um Meissen und Zerin unter Boleslaw, der da von hier aus Glomaci*) verheerete. Drauf ward die Mark vom Feinde ao. 1005 und 1007, und die Stadt 1010 wiederum hart bedränget und eingenommen. Ao. 1015 ward die Stadt am 13. April unter Miesco's Führung von selbem Feinde abermals belagert und berannt, obwohl Boleslaw ao. 1013 dem König Heinrich II. zu Breslau den Eid der Lehnstreue geleistet hatte. Bei dieser Belagerung stunden die Mannen der Burg und alle wehrhaften Bürger an den Mauern und Thoren und Thürmen und gab es wohl viel Meth, in den Brunnen der Stadt aber gar wenig Wasser. Als nun die Stadt mit Feuer beworfen ward und ein Brand entstund, traten die muthigen Bürgerfrauen auf und löscheten den Brand mit Meth, also, daß noch größerer Schaden verhütet ward. Hat

*) Lommatzsch.

freilich mancher Bürger nit recht gewußt, sollt er den Frauen darob gram sein, oder sie loben. Boleslaw bekämpfte auch den wackern Markgraf Gero II. der Oberlausitz und richtete manch Blutbad an. Da ward Bischof Eido dorthin entsandt, die gefallenen Deutschen christlich zu beerdigen. Das konnt Boleslaw nit wehren. So hat der fromme und gottesfürchtige Bischof eitel schwere Zeiten durchgemacht bis an sein Ende am 20. Dezember 1015, und ward im Dome beigesetzt. Sein Nachfolger war Eilward. — Anno 1017 vertrieb Markgraf Guncelin endlich den Feind und ward 1018 Friede. In selbem Jahre gabs in Meißen in Nachfolge des Krieges großes Sterben, so auch 1019 große Pestilenz.

1023 starb Bischof Eilward am 17. März und ward im Dom zu Meißen beigesetzt. Er hatte eifrig die Bekehrung der verstockten Wenden fortgesetzt, war sittlich streng und unparteiisch. Ihm folgte Hugbert, der aber schon 1024 verstarb. Ihm folgte Bischof Dietrich oder Theodorich I., der vom Magdeburger Metropoliten Hunefried geweiht ward.

1025 gedachte ebengenannter Bischof, daß der Seelsorggeschäfte, die damals für die Burg- und Stadtbewohner von Domherren ausgeübt wurden, allzu zahlreich geworden und sann darauf, die letzteren zu entlasten. Da sah er hart neben dem Schloßberg eine andere Anhöhe; die faßte er in's Auge und gründete allda für obgemeldete Bewohner eine Kirche, die erst anno 1039 vollendet ward. Nun schon im neunten Jahrhundert die heilige Afra in großem Ansehen stund und das immer wuchs, je mehr bekannt ward, daß beim einstigen Tode der Afra auf dem Scheiterhaufen ihr Körper unverletzt geblieben, beschloß Bischof

Dietrich, die neue Kirche der heiligen Afra zu weihen. Diese Kirche aber war bestimmt für den Burgherrn, dessen Mannen, die Dienerschaft der Domherren, für die Einwohner der Stadt und Umgegend und die markgräflichen Truppen auf dem Lande. Den Dom behielten der Bischof und die Domherrn mehr für sich.

1031 starb Markgraf Eccardus I. ohne Erben. Dessen Bruder Eccardus II. folgt ihm.

In selbem Jahre bezwang der Kaiser Konrad die Polen, also, daß Miesco die ganze Niederlausitz abtreten und den Frieden mit einem Eid bekräftigen mußt. Der Kaiser zerstörte die wendischen Tempel und Götzenbilder und verfuhr gegen die Wenden mit großer Strenge, dieweil diese bei öffentlichen Götzendiensten ihren Göttern Christenblut opferten.

1040 starb Bischof Dietrich und ward im Dom zu Meißen beigesetzt. Ihm folgt Aico II. Der Kaiser bereicherte das Hochstift Meißen.

1046 starb Markgraf Eccardus II, und Wilhelm von Weymar folgte ihm. Ingleichen starb Bischof Aico und Bruno I. folgt ihm.

1051 gab's große Theuerung und Pestilenz.

1055 kamen in's Meißnerland viele Deutsche, so aus dem gehässigen Böhmen vertrieben worden waren.

1059 hats viel geregnet, also, daß die Elbe groß überfluthete und arge Verheerungen anrichtete. Auch wurden von nun an die obersten Burgwarte Burggrafen genannt, Praefecti civitatis, urbis comites.

1062 starb Markgraf Wilhelm. Ihm folgte sein Bruder Otto.

1065 starb Bischof Bruno I. nach 18jähriger getreuer

Verwaltung seines hohen Amts. Ihm folgte Bischof Reiner.*) Der ward vom Magdeburger Metropoliten Werner geweihet, starb aber schon

anno 1066. Das war ein reiches und fruchtbares Jahr. Der nächste Meissener Bischof war Benno. Der stammte von Hildesheim, ward bei seinem Einzuge von den Obersten der Burg, der Geistlichkeit und der Bürgerschaft feierlich empfangen und gelobte, das Evangelium unter dem slavischen Volke dies- und jenseits der Elbe selbst zu verkünden. Ist derhalb auch in seinem Bißthum viel gereist, hat in Göda und am Sohlander Rothstein, wie auch in Bischofswerda und Bischdorf Kirchlein erbauet. Hat die Stiftsgüter reich vermehrt. Anno 1069, als große Hungersnot gewesen, gab er den Armen viel Getreide. Hat aber auch viel Dotationen gekriegt: anno 1068 zwei Hufen Landes im Dorfe Lobetaw**); anno 1069 drei Dörfer in Burgwartei Leuben; anno 1074 bei Zadel; 1090 bei Nimucowa***); das Dorf Wiscani†). 6 Dörfer in den Gauen Nisani und Milce. — Im Jahre 1073, da Gregor VII. Papst ward, brach der sächsische Krieg aus, wo Sachsen und Thüringen wider König Heinrich IV stritten. Heinrich gewann 4. Juni 1074 die Schlacht bei Hohenburg a. d. Unstrut, drang nach Meissen, plünderte die Stadt, nahm den Bischof Benno gefangen und ließ ihn nach Böhmen schaffen. Erst 1076 ließ er ihn wieder frei, gegen heiligen Eid, wider Heinrichs Feinde Hilfe zu

---

*) Nach Machatscheck wird von mehreren Geschichtsschreibern Reiners Antritt fälschlich früher eingesetzt. Ebenso irrthümlich soll die Benennung St. Afrakirche von R. herstammen.

**) Löbtau.

***) Mochau b. Döbeln.

†) Dürrweitschen.

leisten. Am 7. März 1077 sprach der Fürstentag zu Forchheim die Absetzung Heinrichs aus und erwählte statt seiner Herzog Rudolph von Schwaben, der aber anno 1080 in der Schlacht bei Hohenmölsen blieb. Als nun Papst Gregor den Bann gegen Heinrich schleuderte, trat unter den deutschen Bischöfen großer Zank und Zwiespalt ein. Benno ward meineidig und hielt zu Gregor. Dagegen erklärten 19 deutsche Bischöfe zu Brixen den Papst für abgesetzet, ernannten Guibert zum Gegenpapst und dieser krönte Heinrich zum Kaiser. Nun ging der Krieg wieder los. Heinrich rückte in Meissen ein und wollte den meineidigen Bischof Benno fahen. Dieser aber war im Bewußtsein seiner Schuld gen Italien geflohen. Einstweilen verwaltete Canonicus Dietrich das Meissner Bißthum. Als Gregor anno 1085 gestorben war und Victor III. an seine Stelle getreten, gab's noch keine Versöhnung, denn Viktor erneuerte den Bann wider Heinrich. Erst anno 1088 erlaubte Heinrich die Rückkehr Benno's. Als der gen Meissen kam, mocht er dem Landfrieden noch nicht recht trauen; denn er kam als Pilgrim verkleidet in die Stadt und nächtigte in einer öffentlichen Herberge. — Danach hat Benno die Bekehrung der Wenden fortgesetzt. Hat auch zur Gewinnung und Wiedergewinnung von Kirchengütern viel verkehrt mit Markgraf Heinrich dem Aelteren von Meissen. Mocht aber wohl anno 1102 darin allzuhitzig vorgegangen sein, denn der Markgraf gab ihm einst eine schallende Ohrfeige. Wundersüchtige Leute sagen, Benno habe ihm dafür seinen Tod für nächstes Jahr prophezeiet und der Markgraf sei auch 1103 zu angeblich vorausverkündetem Termine gestorben. Wird Benno selbst nichts hievon gewußt haben und ist's ihm angedicht. Hat

man auch ferners viel von Wundern gefabelt, die er angericht haben soll. Einst, als er betend durch die Felder gegangen, hatten ihn die Frösche eines nahen Sumpfes durch ihr Gequake also gestöret, daß er ihnen gemeldtes Gequake verbot, darauf die Frösche nicht mehr gequakt haben. Nachher hat er's ihnen wieder erlaubt und da haben sie denn auch wieder dicke gequakt. Wird wohl einen Stein in Sumpf geschmissen haben, also, daß sich die Frösche verkrochen und haben erst später von selbst wieder angefangen zu quaken. Wieder einst ist er einmal spät zurückgekommen, hat gefürcht, das Stadtthor nicht mehr offen zu finden, hat mit einem Weinpfahle ein Kreuz über die Elbe geschlagen und ist nun trockenen Fußes über den Strom gegangen, also, daß man noch heut den wunderbaren Pfahl im Meissner Dome gläubig bewahret*). Wieder einst hat Benno Wasser in Wein verwandelt (könnt ich's doch auch); hat durch einen Schlag mit dem Stabe Quellen hervorgezaubert, die Aecker und Obstbaumpflanzungen, die er durchwandelt, ganz fruchtbar gemacht. Ja, es sind kranke Leute von selbst gleich wieder gesund geworden, wenn sie nur an Benno dachten. Und zu dem Allen soll es einen ganzen Haufen Zeugen gegeben haben, deren Aussagen man zu Protokoll genommen. Als ich anno 1212 Herrn Walther von der Vogelweide auf einem Spaziergang um Meissen hievon erzählte, hat er gelacht und gesagt: ‚Welch elend Geflunker! Der meineidige Bischof Benno hätt Verdienst genug, da er den Ackerbau

*) Noch vor 40 Jahren sind von dem Pfahle, welcher von Zeit zu Zeit durch einen anderen morschen Weinbergspfahl ersetzt worden ist, von Alterthumsfexen (namentlich Engländern) Splitter verlangt und bezahlt worden.

und Obstbaumzucht gefördert und Kirschen- und Kastanienpflanzung und war ein treuer Wohlthäter den Armen und Verlassenen. — Der Bischof Benno verstarb im Juni 1106 und ward bestattet an einem unansehnlichen Ort im Dome. Ihme folgte Bischof Herwich.

1110 drangen die rohen Horden der Sorben über die Elbe, töteten viele Christen und schleppten andere fort zum blutigen Götzenopfer. Doch der Sachsenherzog Lothar, so später Kaiser ward, hieb sie zusammen und nahm Geißeln. — Bischof Herwich hat einen Dom in Wurtzen erbauet.

1113 ist Schloß Dohna in Besitz des Kaisers, der's aber später an die Meißner Markgrafen als Unterpfand gegeben, davon auch der von Polenz weiß.

1114 ward am 16. August der Dom zu Wurtzen geweihet.

1119 starb Bischof Herwich und ward im Collegiatstift zu Wurzen begraben. Godebold folgt ihme nach. Der war mehrmalen gen Magdeburg gereist, da der dortige Erzbischof Norbert sein guter Freund war. Besagter Norbert hatte den Bürgern von Magdeburg Güter weggenommen, darob ein großer Aufruhr entstund, also, daß die Bürger dem Erzbischof zu Leibe rückten und, als dieser sich unter dem Dache des Mauritiusstiftes versteckte, ihn hervorholeten und weidlich durchbläueten. Ward der Aufstand unterdrückt und Norbert von den Geistlichen ermahnet, Milde walten zu lassen, da ein thatsächlich Unrecht vorgelegen haben mag. Doch der Erzbischof verfuhr mit aller Strenge und harten Strafen.

1127 erhielt Konrad von Wettin die Markgrafschaft Meißen erblich vom Kaiser Lothar, da er diesem große

Dienste erwiesen, auch den kampfsüchtigen Wiprecht von Groitzsch bezwungen.

1130 schrieb Bischof Godebold eine Synode aus, da er das unchristliche Leben der Priesterschaft ändern und die Disciplin verbessern wollte. (Dabei ist zugegen gewesen Markgraf Konrad benebst seinen 5 Söhnen Otto, den man später den Reichen genannt, -- Dietrich, Markgraf der Lausitz, Dedo, Graf von Rochlitz und Groitzsch, — Heinrich, Graf von Wettin, und Friedrich, Graf von Brena.) Darob ward die Geistlichkeit dermaßen zornig und widerstrebend, daß Godebold die gute Sache hat fallen lassen müssen. Selben Jahres schenkte Konrad das Dorf Schirmitz und viele reiche Güter dem Domkapitel. Godebold hub trotzdem mit Konrad Streitigkeiten an, die aber schließlich in gütlichen Vergleichen endigten, wobei der Markgraf der gütige Geber war.

1136 kam die Niederlausitz an Konrad.

1140 starb Godebold den 31. August und ward im Dom zu Meißen beigesetzet. Ihme folgte Reinwardus.

1141 gabs einen gar harten Winter und so viel Schnee, daß man der Häuser Meißens etliche hat ausschaufeln müssen.

1143 erhob Markgraf Konrad Leipzig zu einer befestigten Stadt mit Marktrecht. Auch erbauete er eine Kapelle auf dem Petersberge bei Halle.

1144 fing Bischof Reinward einen heftigen Streit mit Markgraf Konrad an wegen einiger, im Bezirk Nisan und um die Stadt Budissin*) gelegenen Landgüter, die doch dem Markgrafen zumeist gehöreten. Der weigerte sich, sie herauszugeben, also, daß man flugs vollführete, über Konrad die Excommunication auszusprechen, womit die

*) Bautzen.

Klerisei noch itzo schnell bei der Hand ist, wenn's gilt, was an sich zu reißen. Der Kaiser Konrad, als der dritte des Namens, hat aber die Streitigkeiten also zu begleichen verstanden, daß Jedem sein Recht ward.

1145 verkaufte Reinward alle seine gehabte Oberkeit zu dem Fischerdörflein Drjezdjenje, von slavischen „Waldbewohnern" also und jetzo auch Dreßden geheißen, an den Markgrafen Konrad und ist's bis gegenwärtig im Besitze der Meißner Markgrafen geblieben.

1147 trat Kaiser Konrad einen Kreuzzug an.

Nachher war Markgraf Konrad bei einem Heereszug wider die, vom Christenthum abgefallenen Wenden an der Ostsee.

1145 kämpfte der Markgraf gegen die Türken im gelobten Lande.

1150 starb Bischof Reinward. Ihm folgte im Amte Bischof Albrecht.

Selbigen Jahres weihete Albrecht die am Fuße des Afraberges gelegene und vom Burggrafen Hermann von Wolfeswarth erbauete Stadt- oder Marienkirche, ingleichen die, im Burggräflich Meißnischen Schlosse zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit und der Jungfrau Maria gestiftete Aegidienkapelle, welche am Markte der Stadt stund.

1151 war Bischof Albrecht in Begleitung des Kaisers Konrad, dieweil er diesem wegen seiner gelehrten Bildung, Sprachkenntnisse und diplomatischen Gewandtheit von Nutzen war.

1152 geschah deßgleichen bei einer Reichsversammlung in Altenburg an der Pleiße. Hier ward Albrecht zum Gesandten an den griechischen Kaiser Emanuel erwählt. Auf der Reise aber verstarb Albrecht am 1. August.

Ihme folgte Gerung im Bischofssitz unter allgemeiner Zustimmung des Meißner Clerus.

1154 am 22. November räumte Gerung flandrischen Auswanderern den Ort Kühren in der Wurzener Stiftspflege ein, dieweil das Meer ihre Heimath zerstöret hatte.

1156 geschah es, daß Markgraf Konrad des Herrschens müde ward und das Meißnische Markgebiet unter seine 3 Söhne vertheilete. Darauf ward Bischof Gerung in's Augustiner-Chorherrenstift zu Petersburg beschieden als Zeuge, allwo der Markgraf seine glänzende Waffenrüstung öffentlich und feierlich niederlegte und sich durch Erzbischof Wichmann von Magdeburg als Augustinermönch einkleiden ließ. Das geschah vor vielen Ministerialen und Fürsten, und gab es großes Rühren, also, daß alle Anwesenden weineten. Nicht lange hatte Bruder Konrad dem neuen Dienste obgelegen, denn schon 2 Monate und 5 Tage drauf, am 5. Februarii, verstarb er. Ihm folgte im Regiment sein Sohn Otto.

1157 entstund ein Streit über bischöfliche und böhmische Besitzgrenzen, also, daß Herzog Wladislaw in die Mark Meißen feindlich eindrang und an den hochstiftlichen Gütern Raub und Plünderung beging. Doch bald nachher reuete ihn seine Handlung, also, daß er den an Bischof Gerung begangenen Schaden wieder gut machte.

1158 ist zu Meissen das Franziskanerkloster sammt der Kirche gestiftet worden.

1161 bestätigte Burggraf Hermann der Sct. Aegidienkapelle die Schenkung eines Weinberges.

1170 begann Markgraf Otto den Bau des Cisterzienserklosters Altzelle bei Nossen. Hat Bischof Gerung den Grundstein geweihet. Anno 1175 war die Kirche fertig.

Gerung hat das Schloß Ruhethal bei Mogelin*) gebauet und Dorf Bresenitz**) bei Dreßden erworben. Auch errichtete er die erste Dom-Bibliothek zu Meissen.

Selben Jahres besuchte er das Kloster auf dem Petersberg, ward dort krank und starb allda am 20. November. Ward seine Leiche feierlich transportiret und im Dom zu Meissen beigesetzt. Folgt ihme Bischof Martin. Der war ein einfacher und gemäßigter Mann.

1175 ward die Zeller Kirche geweihet.

1179 gründete Markgraf Otto die Stadt Freiberg.

1189 zog Bischof Martin mit Kaiser Friedrich I. auf einem Kreuzzuge gen Palästina.

1190 verlieh Papst Clemens III. der Kirche zu Altzelle Asylrecht.

Im selben Jahre starb am 15. Juli Bischof Martin auf dem Kreuzzuge. Ingleichen starb der reiche und ruhmwürdige Markgraf Otto, welchem Albrecht in der Regierung folgte.

1191 trat Dietrich II. das Bischofsamt zu Meissen an.

War noch selben Jahres groß spectaculum in der Bischofsburg, denn der neue Bischof ward von Domherren beim Papste Cölestin III. verklaget, er hätt bei seiner Erwählung eine Anzahl Stimmen auf simonistische Weise erschlichen. Bischof Gardolf von Halberstadt mußt's auf des Papstes Geheiß untersuchen, worauf Cölestin den Dietrich freisprach.

1198 war das Kloster Altzelle fertig. Dietrich hat's geweihet.

---

*) Mügeln.
**) Brießnitz.

Bis hieher hatte Wernt Rissel mit vielem Fleiß geschrieben, auch schöne Buchstaben gemalt und dazu nicht wenig Zeit verbraucht. Was drei Jahrhunderte hindurch des Wichtigsten geschehen, das hatte er der Mit- und Nachwelt mitgetheilt, soweit das Domarchiv, das markgräfliche und das burggräfliche Amt ihm in Schriften und Urkunden beglaubigen konnten.

Inzwischen war der Weinlese lustige Mühe aufgewendet worden, der süße Most gar wohl gerathen.

Konnt man's Herrn Rissel nicht verdenken, daß er seines Lesens Mühe gedachte und sich mit Most gebührend stärkte, zumalen ihm der edle Saft nichts kostete, da ihn Fritzold, der Kellermeister des edlen Burggrafen Meinher II. eingeladen, droben in der Veste, wo man hinabblickt auf ein Stücklein Stadt, sowie in's tiefe Thal der Meiße, einen Krug voll Nektars zu leeren.

„Kannst versichert sein, Fritzold!", sagte Rissel nach einem herzhaften Zug; „'s ist nit so leicht, mit Fleiße und Verstande zu vermelden, was ehedem geschehen, da doch die Schriften, so überblieben, sich unternander häufig widersprechen, also, daß man erst lange sichten muß, was wahrscheinlicher ist, Dies oder Das".

„Glaub's wohl, glaub's wohl!" entgegnete Fritzold. „In so Sach sind gerad die Gelahrten die alleruneinigsten".
„Da schreibet zum Exempel Homudt Grusewitz", fuhr Rissel fort, „daß, wie wir alle wissen, der selige Markgraf Dietrich, der Vielbedrängte, am 12. des Februarii anno 1220 das Zeitliche gesegnet hat. Und gleichwohl schreibt er weiter, derselbige Markgraf hätt am 28. April desselben Jahres das Jungfrauenkloster bei Meißen gestiftet und es reichlich ausgestattet.

Fritzold, der Kellermeister, ward ernst und sagte nach einem großen Schlucke aus dem Kruge:

„Ja, ja! Schon sind sechs Jahr seit Markgraf Dietrichs Tode verflossen und immer haben wir noch keinen eigentlichen Landesherrn. Der Landgraf Ludwig, Vormund von Dietrichs Sohn Heinrich, ist doch mehr in Thüringen, als bei uns in Meißen. Und eh' der neunjährige Knabe mündig wird, kann sich noch viel Streites und Haders begeben."

„Schilt mir nit den Landgrafen Ludwig!", gab Rissel zurück. „Der ist ein hoher und kreuzbraver Mann. Groß Glück für uns, daß er einstweilen die Regentschaft führt; die ganze Mark ist ihm von Herzen zugethan. Doch daß die Markgräfin Jutta, seine Schwester, mit ihrem Söhnlein Heinrich so lange in Oesterreich verweilt' beim Herzog Leopold, das ist nit recht. Wenn auch ihr Bruder die Regentenzügel straff hält, weil er muß, und nur zum Segen wirkt, so gehört doch die Markgräfin in ihr Land. Hätt auch nit brauchen den von Henneberg zu heirathen."

„Ja, der hätt gern wollen Markgraf sein!" warf Fritzold mißmuthig ein. Und Rissel fuhr fort:

„'s ist Blut geflossen dieserhalb und viel Kampf gewesen. Der edle Ludwig aber hat des kleinen Heinrich Rechte gewahrt und geschützt und mit fester starker Hand und ohne Eigennutz. Hätts können auf der Wartburg bei seinem holdseligen und frommen Gemahl Elisabeth besser haben, und gleichwohl kommt er um seines Mündels willen hieher und kämpft und rauft sich mit etlichen Großen des Landes herum, auf daß Heinrichs Erbe unangetastet und sicher bleibe. Was aber soll aus dem Knaben werden, wenn er mal im Meißnischen, mal im Oesterreichischen,

mal im Hennebergischen erzogen wird. Ich kann mir dereinst nit viel Gutes von ihm versprechen."

„Wernt! du machst mir Angst und Bange!" fiel Fritzold ein. „Ich hab doch noch das halbe Leben vor mir!"

„Hast wohl Recht, Fritzold! wir müssens Gott anheimstellen und deinem edlen Herrn vertrauen, dem wetterfesten Burggrafen Meinher, der wie sein Vater gar getreu zu den Wettinern steht. Auch sein hold Gemahl Dobrita kann Heinrichs Jugend nützlich werden. Wann's besser wird — ich werd's nit mehr erleben, denn ich bin alt und fühl's recht wohl in meinen Gliedern."

„Ach was!", rief Fritzold ermunternd, „wer wird denn schon an's Sterben denken! Du kannst getrost noch deine zwanzig Jahre leben und, will's Gott, erleben, daß Heinrich nach seinem Ohm Ludwig artet. Trink, trink! und scheuch die Todesgrillen fort!"

Und Rissel trank. Doch als er den Krugesrand von seinen Lippen abgesetzt, ward er schwach und sank um, also, daß der Kellermeister hinzuspringen mußt, ihn vor dem Fallen zu bewahren. Er legte ihn sanft auf eine Bank, schob zween schwere Stühle vor und eilte, ihn mit kaltem Wasser abzukühlen. Es war nicht nöthig. Wernt Rissel hatte sich alsbald erholt. Doch noch matt war er von dem Anfall, also, daß Fritzold sich's nicht nehmen ließ, den kranken Freund den Berg hinab zu geleiten. Das ließ sich jetzt weit besser ausführen, als zuvor, denn Ludwig hatte anbefohlen, man solle zwischen dem Schloß- und Afraberg eine Brücke bauen, auf daß der Verkehr zwischen beiden nicht so mühselig sei. Also entstund eine große fünfbogige Brücke, die noch heutigen Tages feste dasteht und noch keines Reparirens bedurft hat.

Dazumalen war die Brücke, die erst im folgenden Jahre 1228 eingeweihet ward, schon so weit fertig, daß Fritzold seinen Besuch über sie hinwegführen konnte und dann auf dem Fahrweg hinab ins Thal. Dort in der Stadt vor Rissels Wohnhaus sagte dieser:

„Ich dank dir, Fritzold! Möcht ich nur noch so lange leben, bis ich die chronica Misenae et Misniae vollendet. Denn bis zum letzten Athemzug möcht ich mich meinen Mitmenschen gern nützlich machen.“

Ein leichter Schlaganfall mocht's wohl gewesen sein, was unseren Rissel abgehalten, des Wohlschmacks Meissner Mostes sich länger zu erfreuen, als ihm vergönnt war. Nur einen Tag der Ruhe gönnte er sich, dann schrieb er weiter:

Nunmehro bin ich schon ins dreizehnte Jahrhundert eingedrungen, das mit viel Kampf und Streit begonnen, mit Gottes gnediger Hilff aber friedlich enden möge.

Anno 1200 kam ein Reiter in Meissen angeritten, der dem Burggrafen Meinher I. Botschaft des Dietmar von Lichtenstein in Steiermark bracht, ihm sei ein Sohn geboren und hätt ihn Ulrich taufen lassen.

1201 war groß Trauerns, dieweil der arge König Primislaw II. von Böhmen seine Gemahlin Adele verstoßen, welche eine Schwester des Markgrafen Dietrich war.

Macht für diesen gar bedrückend sein, malen er um diese Zeit und die folgende groß Bedrängniß zu erleiden hatte als da sind: des Markgrafen Kämpfe mit den hohenstaufischen Ghibellinen gegen die Welfen; Kampf gegen Ottokar II. von Böhmen, der in die Mark eindrang und Leipzig eroberte; sodann Streit mit dem Petersberger Kloster; danach mit Bischof Eckard von Merseburg, wonach er vom Erzbischof Albrecht von Magdeburg in Bann gethan ward.

Selben Jahres hatte Bischof Dietrich Streit wider Graf Ulrich von Wettin; dann Streit wider etliche Vögte. Darauf abermals Streit wider Burggraf Heinrich II. von Dohna, der angeblich auf meissnischem Stiftsgebiete den Bau einer Burg begonnen, weßhalben der Bischof beim Papste Innocenz III. um Hilfe nachsuchete.

1202 mußte Burggraf Meinherus I. Zeuge sein, als Kaiser Philipp II. eine Urkunde ausstellte, darin er das Kloster Petersberg in seinen Schutz nahm.

Neben der Wasserkirche oder Sct. Jacobskapelle, so innerhalb der Wasserburg gelegen ist, ward der Bau eines Klosters begonnen, darin Königin Adele Zuflucht haben sollt.

1203 hatte Bischof Dietrich II. Streit mit einigen Domherren. Darauf Streit mit den Pröpsten zu Wurzen. Darnach Streit mit einem der Domherren. Darnach Streit mit Burggraf Meinher wegen der Kirche zu Gahna.*)

1205 ward allhier auf der Burg groß Landding abgehalten, dazu der Markgraf, etliche Ritter und viele Zeugen erschienen waren.

Selben Jahres gründete Bischof Dietrich II. ein

*) Jahna.

Augustiner Chorherren-Stift zu der Afrakirche, die schon Bischof Dietrich I. vor 166 Jahren anno 1039 hatte vollenden lassen. Die Chorherren kamen von Lauterberg bei Halle mit dem ersten Propst Namens Gozwin, der bis 1222 amtirete. Auch setzete er als Haupt des Ganzen, das kein Kloster, sondern nur geistlich Stiftshaus sein sollt — wie wohl es gemeiniglich Kloster genannt ward — einen Prior ein als Herr im Münster und aller Unterthanen. Danach einen Prälaten, Pfarrer, Cantor (zum Unterricht der Schüler im Singen, Kniebeugen und Vorlesen), Kämmerer oder procurator, (hat mit dem Gerichtsverwalter auf die Zinsen und Einkünfte des Münsters zu sehen, einzunehmen und zu verwalten; auch die besondere Aufsicht über Dörfer, Häuser, Felder, Gehölz und Wiesen); Custos (hat das Kirchenornat u. A. m. aufzubewahren, Einkünfte zu nehmen bei Begräbnissen, für Leichentuch, Lichter, Bahre).

Burggraf Meinher I. hat die Urkunde hierzu mit unterschrieben benebst seinen Castellanen Rüdger, Günther von Slowyn, Heinric von Wartha, Wignand von Herstein,*) Mattheus von Moschwitz und Andere. Die Kleidung der Chorherren besteht aus einem schwarzen Leibrock, darüber die alba oder das Chorhemd mit engen Aermeln, aus Linnen, das bis auf die Fersen reicht. Ueber der Alba, so meist nur bei kirchlichen Verrichtungen getragen ward, eine schwarze Kappe benebst Kapuze, dafern die Chorherren ausgingen. Diese hatten das Gelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams abzulegen. Zahlreiche Observanzen wurden gegeben, dazu das Badnehmen, Rasiren und Aderlassen.

*) Hirschstein a. d. Elbe, zwischen Meißen und Riesa.

Auch gründete Bischof Dietrich II. eine Schule darzu, darinnen die Musik, Latein und Schreibkunst*) gelehret werden sollt. Die 12 Klosterschüler oder Alumnen erhielten schwarze, tuchene Mäntel oder Scholana's.

Der Propst ward über die Domherren gestellt und hatte im Chore dem Decan zur Seite zu sitzen.

Nun aber die Domherren auf'm Schloß es in Trägheit, Nachlässigkeit und Schwelgerei gar weit gebracht, und sich mehr auf weltliche Händel befließen, als aufs Predigen, nahm ihnen Bischof Dietrich nach etlichen Jahren Seelsorge und Gottesdienst in der Marien- oder Frauenkirche und übertrug diese den würdigen Canonicis im Münster zu St. Afra. Dieses erhielt alsbald mit dem Chorherrenstift gar reiche Schenkungen, davon der Ritter von Suselitz**) mit beitrug.

Anno 1206, da Bruno von Baruth Dompropst ward, beglich der Markgraf Dietrich den Streit mit dem Burggrafen von Dohna von 1201. — Unterm 6. Juli genehmigte Papst Innocenz III des Bischofs Dietrich St. Afrastiftungen. — Im Fischerdorfe Drjezdjenje fanden Ansiedelungen statt, also, daß es anwuchs.

1207 hatte Bischof Dietrich Streit mit den Herren von Mildenstein wegen Zehnten. Deßgleichen aus selbem Grunde Streit mit etzlichen Diözesen.

Bei einem heftigen Wetter schlug der Blitz in den Dom, hat aber nicht gezündet.

1208 starb am 29. August Bischof Dietrich II. und

---

*) In der Bibliothek der heutigen Meißner Fürstenschule soll sich eine Probe davon befinden, eine sauber geschriebene lateinische Bibel.

**) Seußlitz, am rechten Elbufer zwischen Meißen und Riesa.

ward im hohen Chor beerdigt. Ihme folgte Bruno II., Graf von Borsendorf, aber erst:

anno 1209, dieweil das Bißthum 12 Monate hindurch in Sedisvacanz verblieb.

Im selben Jahre gerieth Bischof Bruno in Streit mit den Brüdern Heinrich und Richard von Nossen wegen Zehnten.

1210 am 4. Januar weihete Bruno eine Kapelle in Altzelle, obgleich ein grimmer Winter war, also, daß viel Obstbäume und Wein erfroren bis auf die Wurzeln, und auch Menschen.

Im selben Jahre ward das Kloster in der Wasserburg vollendet und das Kloster „zum heiligen Kreuz" benennet.

1211 verstarb Königin Adele im Kloster zum heiligen Kreuz. — Bischof Bruno II. hatte viel Streit mit lausitzer Eingesessenen wegen Zehnten. — Gegen Markgraf Dietrich ward das Interdikt verhängt wegen angeblichen Schädigens des Abtes zu Pegau.

Anno 1212, da Markgraf Dietrich eben eine Urkunde ausgestellt, darin Zwickau Stadtrecht erhielt, hörte man unten in der Stadt Meißen vom Thurme der burggräflichen Burg gar lustig Fanfarengeschmetter. Das ließ der Burggraf Meinherus I. anstimmen, als der Burgwart verkündet, vor dem Thore sei ein Reiter angeritten gekommen, der hieße Walther von der Vogelweide und begehre Einlaß. Der hehre Dichter und Sänger aber erhielt sein Losament in der markgräflichen Burg, denn Markgraf Dietrich, an dessen Hof Herr Walther verweilen wollt, ließ sich das nicht nehmen. Als ich davon gehört, ging ich zum Kellermeister Fritzold, ob er mir's bestätigen könne. Als der's bekräftigte, ward mir das Herz der Freuden voll.

Noch mehr aber, als zween Tage darauf Herr Walther selbst in mein bescheiden Stüblein eintrat, mich zu besuchen. Da gab es auf der Burg viele herrliche Feste, und die Frau Markgräfin Jutta konnt nit genug kriegen, anzuhören, was Walther so Schönes sang, dabei sie hat geweint, denn sie mocht des frohen Lebens auf der Wartburg ihres hohen Vaters denken, des Landgrafen Hermann. Und mir ist zu zween Malen die hohe Ehre zu Theil geworden, daß mich auf Walthers Wunsch der Markgraf zur Tafel zog im reichgeschmückten Rittersaal. Mein Lebtag will ich das nimmer vergessen. Und erzählen mußt Walther von der Wartburg, von seinen großen Reisen; da er denn auch im Steyermärkischen gewesen und zu Lichtenstein den Knaben Ulrich kennen gelernt, der gar begierig gelauscht, wenn er aus dem Munde weiser Leute gehört, daß Niemand in der Welt recht froh, noch wirklich glücklich werden könnt, der nicht eine sittige Frau lieb habe wie sein eignes Ich. Dies hätten alle die gethan, die in der Welt in Ehren angesehen dastehn wollten. Und hätt der Knabe ebenso lebhaft zugehört, als wie er gewähnt, die Gerte, die er zum Spiel ritt, sei ein wirklich Pferd. Herr Meinher kannte seinen Vater Dietmar und prieß den als einen edlen, ritterlichen Herrn, mit dem er manchen fröhlichen Turney erlebt. Und der Markgraf ließ sich viel erzählen von Oesterreich und dem Herzog Leopold, und jeden Abend, den der Markgraf in Meissen verleben konnt, mußt Walther singen.

Gar gern ging der Meister auch mit dem Burggrafen am linken Strande der Elbe spazieren, wobei auch ich sein durft, davon ich in dieser chronica schon erzählt, da vom Jahre 1065 die Rede war und Bischof Benno. Und

wenn der Markgraf Dietrich verreiset war, sind wir geritten bald gen Skarfenberg und Gauernitz, bald das Triebischthal hinauf, bald auch gen Zehren, dann bis an die Diebsfähre*), allwo wir uns aufs rechte Ufer übersetzen ließen zu den hohen Felswänden entlang dem Strome. Wie das der Ritter von Suselitz gehört, hei, gabs da ein Leben! Allsogleich ließ er den Ritter Wignand vom nahen Schlosse Herstein holen. Wir selber mußten auf sein Schloß, das heimlich liegt im Ausgang eines Grundes, und mußten dicke poculiren, also daß wir erst anderen Tags zurücke gen Meißen reiten konnten. In Suselitz aber hatts Herrn Walther gar wohl gefallen und konnt sich nicht satt sehen an dem schönen Thal der Elbe. Nicht länger kann ich hievon und von mir schreiben, müßt sonsten nochmalen gen Leipzig ziehen, Papierstoff zu holen, und ich doch nur eine chronica darniederschreiben will. Will nur berichten, daß zu den Festen in der Burg, darzu der Markgraf auch den Bischof Bruno und etliche der Domherren, so würdig blieben waren, eingeladen hatte, auch nicht einer von ihnen erschienen war, dieweil Herr Walther manch kräftig Wörtlein über römische Herrschsucht und Geldgier der Klerisei geschrieben hatte, und somit in dem Geruch der Ketzerei stund. Nur der Propst Gozwinus von Sct. Afra war zugegen und hatte Herrn Walther die Hand gereicht.

Als nach fünf Monden Walther von dannen ritt, um sich an den Hof von Kärnthen zu begeben, konnt ich leider GOttes nit zugegen sein. Er soll verstimmt gewesen sein. Fritzold, der Kellermeister sagte, weil ihn die

*) Das heutige Disbar a. d. Elbe.

Domherren geärgert hätten. Der Burggraf Meinher dagegen muthete, weil er gehofft, im Meißnischen ein Lehen vom Markgrafen erhalten zu können und doch weder hier noch in Thüringen, von Hermann, eins gekriegt hätt. Weiß schon; Walther hätt sich schon mit dem Gütlein Görisch begnügt, so noch vor Suselitz liegt am anderen Ufer. Wird wohl auch hinzugekommen sein, daß Markgraf Dietrich oft fortgemußt von Meissen, da er in seinen Landen selten eine ruhige Stunde gehabt. Im nächsten Jahre:

anno 1213 war er in Leipzig und gründete allda das Kloster zum heil. Thomas. Die Urkund darüber hatten Bischof Bruno II. und Meinherus I., castellanus de Misne, mit als Zeugen unterschrieben.

Auch gab der Bischof dem Sct. Afrastift das Patronatsrecht über Brockwitz, ingleichen den Sackzehnten allda und in anderen Dörfern. Von Budissin*) in der Lausitz hieß es, daß es Stadtgemeinde geworden.

Als neuer Dompropst trat Herr Dietrich III. von Mildenstein ein.

1214 entstund ein Streit zwischen Bischof Bruno und Herrn Arnold von Mildenstein.

1215 lag der Bischof und das Domkapitel in Streit mit dem Kloster Riesa.

Markgraf Dietrich ließ sein Haus zu Dreßden erweitern und verstärken, also, daß allda ein befestigter Ort entstund. Bischof Bruno aber gab dem Chorherrenstift zu Sct. Afra alle Einkünfte der Marktkirche.

Im selben Jahre ward der Bau des Domes Sct. Petri zu Budissin begonnen und hat 7 Jahre gewähret.

---

*) Bautzen.

Geht die Sage, der Papst hätt dem Dome einen Arm des Apostels Petrus geschenkt, also, daß viel Volks, auch aus Meissen, dorthin wallfahrtete, und Budissin in große Aufnahme kam und wegen des fremden Volks gute Nahrung in der Stadt gewesen ist. Darzu meine ich, müßt Sct. Petrus eine ganze Menge Arme gehabt haben, dieweil deren etliche in der Welt verstreut liegen und angebetet werden.

Im selben Jahre, noch vor April, starb der Burggraf von Meißen, Meinher I. Er stammte aus dem Geschlechte derer von Werben in Burgwerben bei Weißenfels. An seiner Grabstätte zu Altzelle waren sein Gemahl Irmentraut, sein Sohn Meinher II., sowie dessen Töchterlein Mechtildis, ingleichen viele Edle, und haben viel geweinet. Meinher II. ward nunmehr Burggraf, während sein Bruder Hermann osterländische Erb- und Lehngüter erhielt.

1216 hatte Papst Honorius III. auch im Meißnischen die Probe des glühenden Eisens untersagt, weil dadurch Gott versucht werde.

Die Domherren waren voll Neid geworden über die reichen Einkünfte des Stifts Sct. Afra und hatten diesem derselben nicht wenige durch Gewalt und Hinterlist in Abwesenheit des Bischofs an sich gerissen. Darob hatten sich die Afrachorherren bei Honorius beschwert, also, daß dieser, der ohnehin mit den Domherren unzufrieden, am 13. December dem Scholastikus des Collegiatstifts Erfurt befahl, dem Kloster Sct. Afra wieder zu seinem ungerecht und unbefugt entzogenen Eigenthume zu verhelfen, was auch geschehen ist.

Die weil der Ort Dreßden immer volkreicher geworden, ging der Markgraf damit um, ihn zur Stadt zu machen.

Macht für diesen gar bedrückend sein, malen er um diese Zeit und die folgende groß Bedrängniß zu erleiden hatte als da sind: des Markgrafen Kämpfe mit den hohenstaufischen Ghibellinen gegen die Welfen; Kampf gegen Ottokar II. von Böhmen, der in die Mark eindrang und Leipzig eroberte; sodann Streit mit dem Petersberger Kloster; danach mit Bischof Eckard von Merseburg, wonach er vom Erzbischof Albrecht von Magdeburg in Bann gethan ward.

Selben Jahres hatte Bischof Dietrich Streit wider Graf Ulrich von Wettin; dann Streit wider etliche Vögte. Darauf abermals Streit wider Burggraf Heinrich II. von Dohna, der angeblich auf meissnischem Stiftsgebiete den Bau einer Burg begonnen, weßhalben der Bischof beim Papste Innocenz III. um Hilfe nachsuchete.

1202 mußte Burggraf Meinherus I. Zeuge sein, als Kaiser Philipp II. eine Urkunde ausstellte, darin er das Kloster Petersberg in seinen Schutz nahm.

Neben der Wasserkirche oder Sct. Jacobskapelle, so innerhalb der Wasserburg gelegen ist, ward der Bau eines Klosters begonnen, darin Königin Adele Zuflucht haben sollt.

1203 hatte Bischof Dietrich II. Streit mit einigen Domherren. Darauf Streit mit den Pröpsten zu Wurzen. Darnach Streit mit einem der Domherren. Darnach Streit mit Burggraf Meinher wegen der Kirche zu Gahna.*)

1205 ward allhier auf der Burg groß Landding abgehalten, dazu der Markgraf, etliche Ritter und viele Zeugen erschienen waren.

Selben Jahres gründete Bischof Dietrich II. ein

*) Jahna.

Augustiner Chorherren-Stift zu der Afrakirche, die schon Bischof Dietrich I. vor 166 Jahren anno 1039 hatte vollenden lassen. Die Chorherren kamen von Lauterberg bei Halle mit dem ersten Propst Namens Gozwin, der bis 1222 amtirete. Auch setzete er als Haupt des Ganzen, das kein Kloster, sondern nur geistlich Stiftshaus sein sollt — wie wohl es gemeiniglich Kloster genannt ward — einen Prior ein als Herr im Münster und aller Unterthanen. Danach einen Prälaten, Pfarrer, Cantor (zum Unterricht der Schüler im Singen, Kniebeugen und Vorlesen), Kämmerer oder procurator, (hat mit dem Gerichtsverwalter auf die Zinsen und Einkünfte des Münsters zu sehen, einzunehmen und zu verwalten; auch die besondere Aufsicht über Dörfer, Häuser, Felder, Gehölz und Wiesen); Custos (hat das Kirchenornat u. A. m. aufzubewahren, Einkünfte zu nehmen bei Begräbnissen, für Leichentuch, Lichter, Bahre).

Burggraf Meinher I. hat die Urkunde hierzu mit unterschrieben benebst seinen Castellanen Rüdger, Günther von Slowyn, Heinric von Wartha, Wignand von Herstein,*) Mattheus von Moschwitz und Andere. Die Kleidung der Chorherren besteht aus einem schwarzen Leibrock, darüber die alba oder das Chorhemd mit engen Aermeln, aus Linnen, das bis auf die Fersen reicht. Ueber der Alba, so meist nur bei kirchlichen Verrichtungen getragen ward, eine schwarze Kappe benebst Kapuze, dafern die Chorherren ausgingen. Diese hatten das Gelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams abzulegen. Zahlreiche Observanzen wurden gegeben, dazu das Badnehmen, Rasiren und Aderlassen.

*) Hirschstein a. d. Elbe, zwischen Meißen und Riesa.

Auch gründete Bischof Dietrich II. eine Schule darzu, darinnen die Musik, Latein und Schreibkunst*) gelehret werden sollt. Die 12 Klosterschüler oder Alumnen erhielten schwarze, tuchene Mäntel oder Scholana's.

Der Propst ward über die Domherren gestellt und hatte im Chore dem Decan zur Seite zu sitzen.

Nun aber die Domherren auf'm Schloß es in Trägheit, Nachlässigkeit und Schwelgerei gar weit gebracht, und sich mehr auf weltliche Händel befließen, als aufs Predigen, nahm ihnen Bischof Dietrich nach etlichen Jahren Seelsorge und Gottesdienst in der Marien- oder Frauenkirche und übertrug diese den würdigen Canonicis im Münster zu St. Afra. Dieses erhielt alsbald mit dem Chorherrenstift gar reiche Schenkungen, davon der Ritter von Suselitz**) mit beitrug.

Anno 1206, da Bruno von Baruth Dompropst ward, beglich der Markgraf Dietrich den Streit mit dem Burggrafen von Dohna von 1201. — Unterm 6. Juli genehmigte Papst Innocenz III des Bischofs Dietrich St. Afrastiftungen. — Im Fischerdorfe Drjezdjenje fanden Ansiedelungen statt, also, daß es anwuchs.

1207 hatte Bischof Dietrich Streit mit den Herren von Mildenstein wegen Zehnten. Deßgleichen aus selbem Grunde Streit mit etzlichen Diözesen.

Bei einem heftigen Wetter schlug der Blitz in den Dom, hat aber nicht gezündet.

1208 starb am 29. August Bischof Dietrich II. und

---

*) In der Bibliothek der heutigen Meißner Fürstenschule soll sich eine Probe davon befinden, eine sauber geschriebene lateinische Bibel.

**) Seußlitz, am rechten Elbufer zwischen Meißen und Riesa.

ward im hohen Chor beerdigt. Ihme folgte Bruno II., Graf von Borsendorf, aber erst:

anno 1209, dieweil das Bißthum 12 Monate hindurch in Sedisvacanz verblieb.

Im selben Jahre gerieth Bischof Bruno in Streit mit den Brüdern Heinrich und Richard von Nossen wegen Zehnten.

1210 am 4. Januar weihete Bruno eine Kapelle in Altzelle, obgleich ein grimmer Winter war, also, daß viel Obstbäume und Wein erfroren bis auf die Wurzeln, und auch Menschen.

Im selben Jahre ward das Kloster in der Wasserburg vollendet und das Kloster „zum heiligen Kreuz" benennet.

1211 verstarb Königin Adele im Kloster zum heiligen Kreuz. — Bischof Bruno II. hatte viel Streit mit lausitzer Eingesessenen wegen Zehnten. — Gegen Markgraf Dietrich ward das Interdikt verhängt wegen angeblichen Schädigens des Abtes zu Pegau.

Anno 1212, da Markgraf Dietrich eben eine Urkunde ausgestellt, darin Zwickau Stadtrecht erhielt, hörte man unten in der Stadt Meißen vom Thurme der burggräflichen Burg gar lustig Fanfarengeschmetter. Das ließ der Burggraf Meinherus I. anstimmen, als der Burgwart verkündet, vor dem Thore sei ein Reiter angeritten gekommen, der hieße Walther von der Vogelweide und begehre Einlaß. Der hehre Dichter und Sänger aber erhielt sein Losament in der markgräflichen Burg, denn Markgraf Dietrich, an dessen Hof Herr Walther verweilen wollt, ließ sich das nicht nehmen. Als ich davon gehört, ging ich zum Kellermeister Fritzold, ob er mir's bestätigen könne. Als der's bekräftigte, ward mir das Herz der Freuden voll.

Noch mehr aber, als zween Tage darauf Herr Walther selbst in mein bescheiden Stüblein eintrat, mich zu besuchen. Da gab es auf der Burg viele herrliche Feste, und die Frau Markgräfin Jutta konnt nit genug kriegen, anzuhören, was Walther so Schönes sang, dabei sie hat geweint, denn sie mocht des frohen Lebens auf der Wartburg ihres hohen Vaters denken, des Landgrafen Hermann. Und mir ist zu zween Malen die hohe Ehre zu Theil geworden, daß mich auf Walthers Wunsch der Markgraf zur Tafel zog im reichgeschmückten Rittersaal. Mein Lebtag will ich das nimmer vergessen. Und erzählen mußt Walther von der Wartburg, von seinen großen Reisen; da er denn auch im Steyermärkischen gewesen und zu Lichtenstein den Knaben Ulrich kennen gelernt, der gar begierig gelauscht, wenn er aus dem Munde weiser Leute gehört, daß Niemand in der Welt recht froh, noch wirklich glücklich werden könnt, der nicht eine sittige Frau lieb habe wie sein eignes Ich. Dies hätten alle die gethan, die in der Welt in Ehren angesehen dastehn wollten. Und hätt der Knabe ebenso lebhaft zugehört, als wie er gewähnt, die Gerte, die er zum Spiel ritt, sei ein wirklich Pferd. Herr Meinher kannte seinen Vater Dietmar und prieß den als einen edlen, ritterlichen Herrn, mit dem er manchen fröhlichen Turney erlebt. Und der Markgraf ließ sich viel erzählen von Oesterreich und dem Herzog Leopold, und jeden Abend, den der Markgraf in Meissen verleben konnt, mußt Walther singen.

Gar gern ging der Meister auch mit dem Burggrafen am linken Strande der Elbe spazieren, wobei auch ich sein durft, davon ich in dieser chronica schon erzählt, da vom Jahre 1065 die Rede war und Bischof Benno. Und

wenn der Markgraf Dietrich verreiset war, sind wir geritten bald gen Skarfenberg und Gauernitz, bald das Triebischthal hinauf, bald auch gen Zehren, dann bis an die Diebsfähre*), allwo wir uns aufs rechte Ufer übersetzen ließen zu den hohen Felswänden entlang dem Strome. Wie das der Ritter von Suselitz gehört, hei, gabs da ein Leben! Allsogleich ließ er den Ritter Wignand vom nahen Schlosse Herstein holen. Wir selber mußten auf sein Schloß, das heimlich liegt im Ausgang eines Grundes, und mußten dicke poculiren, also daß wir erst anderen Tags zurücke gen Meißen reiten konnten. In Suselitz aber hatts Herrn Walther gar wohl gefallen und konnt sich nicht satt sehen an dem schönen Thal der Elbe. Nicht länger kann ich hievon und von mir schreiben, müßt sonsten nochmalen gen Leipzig ziehen, Papierstoff zu holen, und ich doch nur eine chronica darniederschreiben will. Will nur berichten, daß zu den Festen in der Burg, darzu der Markgraf auch den Bischof Bruno und etliche der Domherren, so würdig blieben waren, eingeladen hatte, auch nicht einer von ihnen erschienen war, dieweil Herr Walther manch kräftig Wörtlein über römische Herrschsucht und Geldgier der Klerisei geschrieben hatte, und somit in dem Geruch der Ketzerei stund. Nur der Propst Gozwinus von Sct. Afra war zugegen und hatte Herrn Walther die Hand gereicht.

Als nach fünf Monden Walther von dannen ritt, um sich an den Hof von Kärnthen zu begeben, konnt ich leider GOttes nit zugegen sein. Er soll verstimmt gewesen sein. Fritzold, der Kellermeister sagte, weil ihn die

*) Das heutige Disbar a. d. Elbe.

Domherren geärgert hätten. Der Burggraf Meinher dagegen muthete, weil er gehofft, im Meißnischen ein Lehen vom Markgrafen erhalten zu können und doch weder hier noch in Thüringen, von Hermann, eins gekriegt hätt. Weiß schon; Walther hätt sich schon mit dem Gütlein Görisch begnügt, so noch vor Suselitz liegt am anderen Ufer. Wird wohl auch hinzugekommen sein, daß Markgraf Dietrich oft fortgemußt von Meissen, da er in seinen Landen selten eine ruhige Stunde gehabt. Im nächsten Jahre:

anno 1213 war er in Leipzig und gründete allda das Kloster zum heil. Thomas. Die Urkund darüber hatten Bischof Bruno II. und Meinherus I., castellanus de Misne, mit als Zeugen unterschrieben.

Auch gab der Bischof dem Sct. Afrastift das Patronatsrecht über Brockwitz, ingleichen den Sackzehnten allda und in anderen Dörfern. Von Budissin*) in der Lausitz hieß es, daß es Stadtgemeinde geworden.

Als neuer Dompropst trat Herr Dietrich III. von Mildenstein ein.

1214 entstund ein Streit zwischen Bischof Bruno und Herrn Arnold von Mildenstein.

1215 lag der Bischof und das Domkapitel in Streit mit dem Kloster Riesa.

Markgraf Dietrich ließ sein Haus zu Dreßden erweitern und verstärken, also, daß allda ein befestigter Ort entstund. Bischof Bruno aber gab dem Chorherrenstift zu Sct. Afra alle Einkünfte der Marktkirche.

Im selben Jahre ward der Bau des Domes Sct. Petri zu Budissin begonnen und hat 7 Jahre gewähret.

*) Bautzen.

Geht die Sage, der Papst hätt dem Dome einen Arm des Apostels Petrus geschenkt, also, daß viel Volks, auch aus Meissen, dorthin wallfahrtete, und Budissin in große Aufnahme kam und wegen des fremden Volks gute Nahrung in der Stadt gewesen ist. Darzu meine ich, müßt Sct. Petrus eine ganze Menge Arme gehabt haben, dieweil deren etliche in der Welt verstreut liegen und angebetet werden.

Im selben Jahre, noch vor April, starb der Burggraf von Meißen, Meinher I. Er stammte aus dem Geschlechte derer von Werben in Burgwerben bei Weißenfels. An seiner Grabstätte zu Altzelle waren sein Gemahl Irmentraut, sein Sohn Meinher II., sowie dessen Töchterlein Mechtildis, ingleichen viele Edle, und haben viel geweinet. Meinher II. ward nunmehr Burggraf, während sein Bruder Hermann osterländische Erb- und Lehngüter erhielt.

1216 hatte Papst Honorius III. auch im Meißnischen die Probe des glühenden Eisens untersagt, weil dadurch Gott versucht werde.

Die Domherren waren voll Neid geworden über die reichen Einkünfte des Stifts Sct. Afra und hatten diesem derselben nicht wenige durch Gewalt und Hinterlist in Abwesenheit des Bischofs an sich gerissen. Darob hatten sich die Afrachorherren bei Honorius beschwert, also, daß dieser, der ohnehin mit den Domherren unzufrieden, am 13. December dem Scholastikus des Collegiatstifts Erfurt befahl, dem Kloster Sct. Afra wieder zu seinem ungerecht und unbefugt entzogenen Eigenthume zu verhelfen, was auch geschehen ist.

Die weil der Ort Dreßden immer volkreicher geworden, ging der Markgraf damit um, ihn zur Stadt zu machen.

1217 ward das Kloster zum heiligen Kreuz in der Wasserburg, darin Königin Adele verstorben war, wegen Unruhe und Profanirung durch Kriegsknechte an einen Ort am linken Stromufer verlegt, welcher an 1600 Schritt unterhalb der Veste Meissen liegt*). Der Bau währet noch itzt, da ich dieses schreibe.

Markgraf Dietrich zog von Meissen aus gegen Leipzig, dieweil sich die Bürger aufgelehnt, und eroberte die Stadt. Seit selbem Jahre hat sich der deutsche Orden im Vogtlande ansäßig gemacht.

1217 und 18 herrschte großer Kornmangel und Pest auch in Meissen.

1218 und 19 ward Markgraf Dietrich durch Aufrührer hart bedrängt und die Mark befehdet. 1218 ward Grimma Marktflecken.

1218 errichtete Markgraf Dietrich in Leipzig die Pleißenburg, eine andere Burg nahe dem späteren Dominikanerkloster und eine dritte beim Franziskanerkloster.

1218 (wiederhole ich) war auch das Jahr, darin unser junger jetziger Markgraf Heinrich geboren ward.

1219 war Frau Irmentraut, Mutter des jetzigen Burggrafen Meinher II, selig verschieden.

1220 hielt der Burggraf Meinher II. im Auftrag des Markgrafen in Meissen ein Landding ab, dabei auch die Ritter des Bezirks waren und zugleich ein Rechtsstreit zwischen Kloster Zelle und dem Herrn von Muchberg verhandelt ward. Der von Polenz war damals beim Burggrafen zum Besuch.

*) Mehrere Mauerüberreste sind noch heute zu sehen, auch vom Dampfboot aus.

Friedrich II ward vom Papst Honorius III zum deutschen Kaiser gekrönt.

1221 starb am 12. Februar Markgraf Dietrich von Meißen; GOtt sei uns gnädig! man raunet: durch Gift von einem bestochenen Chirurgus. Für den dreijährigen Heinrich war von dessen Vater der edle Landgraf Ludwig von Thüringen als Vormund eingesetzet, Bruder der Wittwe Jutta, Gemahl der Landgräfin Elisabeth. Der hielt alsbald die Zügel des Regiments straff und bracht mit Nachdruck Ordnung in's Land, da doch Mancher die Unmündigkeit Heinrichs hat zu losen Gewaltstreichen benutzen wollen. Die Edlen aber und Ministerialen der Mark kannten ihn als einen weisen, gerechten und gütigen Mann und vertraueten ihme also, daß sie ihme die Nachfolge in der Regierung anboten, falls Heinrich keine Nachkommen erlangte. Ludwig aber war diesem gar zugethan und der kleine Prinze wiederum seinem Ohm, also, daß Jutta wohl zufrieden war, zumal er sie echt brüderlich mit an der Regierung theilnehmen ließ. Der Landgraf war nach Dietrichs Tode allsogleich gen Meissen gezogen, hatte die Lausitz besetzt und kräftigte den Frieden. — Alsbald erhielt Kloster Zelle die Befreiung, zu seinen Bedürfnissen, nicht aber zum Handel, Waaren zollfrei zu kaufen, insonderheit Kleidung und Lebensmittel.

Am 24. Juni gründete Bruno II das Collegiatstift zu Budissin.

Danach hatte Bischof Bruno Streit mit den Brüdern Heinrich und Reinward von Mildenstein wegen Zehnten im Bezirke Frankenberg. Die Mildensteiner, erbost ob Bruno's Ansprüche, machten wenig Federlesens, besetzeten die zehntenpflichtigen Dörfer und nahmen den unterwegs

befindlichen Bischof gefangen, indem sie dessen Kaplan Friedrich im Kampfe verwundeten. Drauf ließen sie die Landgüter des Meißner Stifts plündern.

In diesem Jahre, da der kleine Heinrich kaum 3 Jahr alt war, ward auch eine große fünfbogige Brücke in Meissen zu bauen begonnen, welche eine gute Verbindung zwischen dem Schloß- und dem Sct. Afraberge herstellen soll. Sie ist zur Zeit, da ich dies schreibe, soweit fertig, daß man, soweit's erlaubt, darüber gehen kann, doch wird sie wohl erst nächstes Jahr ganz fertig sein.

Am 16. Juni gab's in Erfurt ein groß Verfolgen der Juden, davon an 16 ermordet wurden. Am 6. November geschah ebenda ein Aufstand, nach dessen Unterdrückung an 100 Bürger, darunter auch Stadträthe, enthauptet wurden.

Im selben Jahre erhielt Löbije*) das Stadtrecht.

Anno 1222 zu Anfang hub Bischof Bruno Streit an gegen Ludwig und Jutta, indem er die Silbererze von Scharffenberg für sich beanspruchte, was Ludwig in Vertheidigung der Rechte seines Mündels nicht duldete. Hat darauf der Bischof sich bei Kaiser Friedrich II. beschwert. Dieser aber, von dem Wahn befangen, Bißthümer seien die Säulen des Reiches, half dem Bischof und ordnete an, den Bischof in Meissen nicht in Silbergruben und Zinsen zu beeinträchtigen. Daß er die landesherrlichen Rechte hiemit beeinträchtigte, war dem Kaiser, der nur für und in Italia lebte, ganz gleichgültig.

Am 26. Februar erwarb Bruno II. von dem Vandalenhäuptling Mocco die Burg Stolpen nebst dem dabei ge-

*) Löbau.

legenen Städtchen Jochrim*) und etliche Dörfer um 27 Mark Silbers, sammt dem Rechte, die Frohndienste für sich zu nehmen.

Am 9. August brach in Meissen groß Feuer aus, also, daß fast die ganze Stadt darniederbrannte und nur wenig der schönen Glocken überblieben. Gab's da viel Jammerns und Wehklagens. Der Glocken Verlust war groß, denn zu der Zeit hatte man's im Glockengießen noch nit weit gebracht. War doch im selben Jahre zu Eisenach eine Glocke so mißrathen, daß sie höchstens nur für Sturmläuten verwendt werden konnt.

In diesem Jahre untergab Burggraf Meinher II. die Kirche zu Bloßwitz dem Nonnenkloster zu Staucha. Auch war Landgraf Ludwig gar oft in Meissen. Nach seiner letzten Anwesenheit war er mit seinem Gemahl Elisabeth gen Ungarn gereist, dabei sein Gefolge bildeten: Der berühmte Kriegsoberste Rudolf von Vargula, Graf von Schwarzburg, Günther von Kefernberg, Graf von Stolberg, Gottfried von Ziegenhain, Meinhard von Mühlberg, u. a. m., die alle zuvor in der markgräflichen und der burggräflichen Burg ihr Losament gehabt.

1223 waren Ludwig und Jutta des öfteren mit Heinrich in Meissen; dabei ersterer im Beisein Meinhers den Streit Bruno's mit den Mildensteinern schlichtete, so anno 1221 begonnen.

Das Hospital St. Laurentii ward als Eigenthum des Domkapitels zu Meissen bestätiget.

In diesem Jahre ward Albertus, ein Regler vom Petersberge, Propst zu Sct. Afra. Er ist ein edler Mann von großer Wissenschaft, Gelehrsamkeit, Einsicht und Gerechtigkeit.

---

*) Stolpen.

Die Mönche im Kloster zu Pegau hatten ihren Abt zu vergiften versucht, dieweil derselbe streng geboten, daß sie nicht unerlaubte Dinge treiben durften. Der Abt gerieth in Fehde mit Graf Dietrich von Sommereschenburg.

Im selben Jahre hatte sich Jutta mit Grafen Poppo von Henneberg heimlich verlobt. Der aber hatte Gelüste, die Herrschaft an sich zu reißen und mehrere Orte und Burgen besetzt, so auch den Tharand. Drauf ist Ludwig gekommen und hat den Tharand und andere Schlösser belagert und genommen, um sie seinem fünfjährigen Mündel Heinrich zu erhalten.

1224 im Januar hatte sich Jutta denn auch vermählt mit Poppo von Henneberg und heimlich in der Sct. Thomaskirche zu Leipzig trauen lassen. Darob und weil den von Henneberg abermalen nach dem Markgrafenthum gelüstete, drang Ludwig erzürnt ins Meissnische mit Heeresmacht ein, während Jutta Thüringen zu besetzen anfing. Den kleinen Heinrich hatte die Mutter bei sich im Hennebergischen behalten. Nunmehr begannen heftige Kämpfe fast das ganze Jahr hindurch, darinnen aber der ritterliche Ludwig allerorten feste siegte. Mocht wohl dem edlen Fürsten nicht leicht geworden sein, wider die Schwester zu kämpfen. Doch da ihm sein fromm Gelübde über Alles ging, sein Mündel und Neven Heinrich mit aller Kraft zu schützen gleich einem Vater, hatte er den Widerwillen gegen diesen Geschwisterkrieg überwunden um seiner Gottespflicht willen. Es ist gotteslästerlich, einen lebenden Menschen heilig zu nennen, denn wir sind allzumal Sünder; hat doch unser Apostel Paulus selbst sich einen Sünder genannt. Heilig ist nur GOTT, der Herr Zebaoth, und seine Engel. Von allen aber, die der Heiligkeit

wenigstens nachstreben hier auf Erden, hat's Landgraf Ludwig wohl am weitesten gebracht. Heil ihme und seinem frommen Weibe und seinem Kindlein zu langem, glücklichen Leben!

Nach Ludwigs Siegen war Jutta mit Heinrich entwichen gen Oesterreich zum Herzogen Leopold.

Hat Ludwig hinterher noch viel aufzuräumen gehabt; hat in Meißen einen Streit geschlichtet zwischen den Rittern von Nossen und Kloster Zelle, dabei Meinher II. in der größeren Kirche Zeuge war.

Zwischen dem Domkapitel zu Meißen und Kloster Zelle hat es einen hartnäckigen Streit gegeben, wieder wegen Zehnten.

Papst Honorius III. confirmirte das Kloster zum heiligen Kreuz im Keilbusch unter Meißen.

Auch war im selben Jahre Landding zu Delitsch, dabei als Zeuge Herr Eyke von Repkow war, der den Sachsenspiegel in Latein zusammengestellt und darnach in's Deutsche übersetzet.

1225 hatte Bischof Bruno Streit mit dem deutschen Orden. In diesem Jahre geschah, was männiglich hätte voraussagen können: Die alte schola cathedralis oder Domschule war schier fast leer geworden, die neugegründete Schule dagegen im Sct. Aframünster schnell emporgekommen. Das ging aber so zu: Als die Domschule gegründet war für Knaben, so sich dem geistlichen Stande widmen wollten, war anfänglich der Bischof Lehrer. Später trat ein Domherr als scholasticus zu, noch später deren zween, mit dem cantor. Dieweil aber die Domherren, so zumeist aus vornehmen und unwissenden Männern bestunden, sich lieber reiche Präbenden und Pfründen ver-

schafft und ein üppig Leben führeten, so wurde alle Arbeit noch unwissenderen Vikaren übertragen. Dieweil nun ferner der Unterricht in der Schule des Sct. Aframünsters von gelehrten und würdigen Chorherren ertheilt ward, begab es sich, daß fast alle Knaben die Domschule verließen und sich jener zuwandten. Darob wurden der Bischof und die Domherren schier bedenklich und letztere begannen, die Afraschule zu verhetzen, also, daß ein päpstlicher Legat, der Kardinal und Bischof zu Portua, Graf Konrad von Vradegeno, beauftragt ward, eine gestrenge visitatio vorzunehmen. Diese geschah am 12. und 13. Oktober. Der aber erklärete sich darnach als sehr zufrieden, also, daß die Domherren ihr Maul halten mußten.

Im selben Jahre ist auch die Elbbrücke, so Markgraf Dietrich begonnen, unter Landgraf Ludwig vollendet worden, also, daß die von Cölln und Niederfähre und Andere bequäme herüber gelangen können, denn die Brucken hat steinerne Pfeiler und oben drauf ein fest Holzgefüge.

Die Scharffenberger Bergwerke ergeben immer reichlichere Silberadern und der Ort Kamenz erhielt Stadtrecht.

In Engeland hat man ein streng Gesetz erlassen zur Bestrafung der Concubinen der Geistlichen, aber von einer Bestrafung der Geistlichen selber ist nit die Rede.

Am Jahresschluße gelangte das Gerücht gen Meißen, die Markgräfin Jutta hätt ihren 7jährigen Sohn Heinrich verlobt mit der 9jährigen Constantia, welche ist eine Tochter des Herzogs Leopold VI. von Oesterreich. Wird wohl das Brautpaar mit den Puppen spielen.

1226 war Bischoff Bruno anfangs viel in Budissin, um mit den würdigen Domstiftsherrn allda des Näheren über die Stiftung festzustellen.

In diesem Jahre ist Frau Jutta wieder heimkommen und hat am 22. Juli eine Zusammenkunft mit Landgraf Ludwig stattgefunden, darbei sie sich von Herzen wieder versöhnet haben. GOtt sei gelobt. Frau Jutta hat sich auch des Mitregirens ganz begeben, und ist, dieweil Ludwig am Kreuzzug sich betheiligt, Ohm Albrecht als Vormund eingetreten. Wird Heinrich wohl bald mündig erklärt werden, denn er soll ein anstellig und klug Wesen haben.

1227, das Jahr also, in welchem ich dieses Alles niedergeschrieben, begann mit einem Streite des Bischofs Bruno wider den Ministerialen von Cannewitz bei Göda in der Lausitz. Daß doch des Streitens kein Ende nehmen will.

Aus Steyermark kam an den Burggrafen Meinher II. die wunderliche Mär, daß Herr Ulrich von Lichtenstein als Frau Venus umherziehe und zu Turneys auffordere. Ingleichen gelangte zum Bischof Bruno die Kunde, in Erfurt sei ein fremder Priester, der auf Erlaubniß des Erzbischofs von Mainz vorgegeben, er könne böse Krankheiten besprechen und Augenleiden heilen. Hat nach gelesener Messe Erde gesegnet, mit Wasser vermischt und mit sothanem Brei die Augen bestrichen, darumb ihm gar viel Geld eingekommen ist. Dieweil aber Niemand geheilt worden ist, hat man ihn arg gedroschen, also, daß er sich stracks auf und davon machen mußt. Ingleichen ließ ein Priester zu Halle durch ein Bild Wunderwerke verrichten und hatte großen Zulauf, also, daß er in kurzem über 150 Mark Opfer erhalten, wovon er aber 70 Mark an den Erzbischof zahlen gemußt. Die Dummen werden nicht alle. Bischof Bruno hat den Kopf darzu geschüttelt und die Domherren haben gelacht.

Vor Kurzem hat Bischof Bruno das Dorf Luzewitz *) durch Kauf ans Domkapitel bracht. — Seit Kurzem ist Frau Jutta hier mit ihrem Sohne Heinrich. So ist denn endlich mit der Versöhnung Fried und Ruh im Lande Meißen eingezogen, wenngleich uns noch ein Knab regirt. Der fromme Landgraf Ludwig aber macht anitzt den Kreuzzug mit, den Kaiser Friedrich unternommen. Geleite GOTT der HErr den güt'gen Landgrafen!" —

Mit einem tiefen Athemzuge legte Wernt Rissel den Griffel auf die Seite. Die große lange Arbeit hatte ihn nicht wenig angestrengt und ward zur Ursache, daß sein alt Herzleiden sich zum zweiten Male meldete, wenn auch noch immer gnädig. War ihm daher gar nicht zu verdenken, wenn er heute, wo die Herbstsonne noch Nachmittags so mild und lind in's Elbthal schien, nach einem guten Schlucke Wein sich aufmachte, um Luft einzuathmen. Zu diesem Zwecke wandelte er seinen Lieblingsweg, allwo wir ihn schon einmal getroffen haben: Das linke Elbufer entlang dem Kloster zum heiligen Kreuze zu, das annoch im Bau begriffen war. Die Arbeitsleute hatten zur Zeit den Bau auf einige Tage verlassen, da sie sich mit Beihilfe zur Kelterei mehr verdienten.

Wernt Rissel trat in die gewölbte Kirche ein, im Rohbau noch begriffen, und sann gar viel über das, was er geschrieben, auf einem Quader Ruhe haltend. Nicht lange saß er so, da war ihm, als höre er außen Pferdegetrappel, dann eine Männerstimme und Tritte von nicht

*) Loschwitz a. d. Elbe, oberhalb Dresden.

wenigen Personen. Scheu erhob sich Rissel und begab sich durch ein offen Seitenpförtchen in die Sakristei. Bald darauf merkte er, daß die Ankömmlinge aus dem Burggrafen Meinher und dem jungen Markgrafen Heinrich bestanden. Ihnen auf dem Fuße folgten 4 Knaben, meist größer als Heinrich. Das waren Meinher's Söhne: Meinher, der später seinem Vater als der Dritte folgte, Johannes, Boizlaus und Bernhardt.

Theilnehmend blickte Rissel aus seinem aufgezwungenen Versteck auf die Gruppe der lebensfrischen Gestalten, zumal auf Heinrich. Neun Jahre alt und doch schon so groß und kräftig! man hätt ihn wohl für 14 halten können. Doch ernst ward sein schönes jugendliches Angesicht, als er nach Meinher's sen. Erklärung des Baues um sich blickte auf die jungen Grafen.

„Noch immer gar so ernst im lust'gen Meißen?", fragte der Burggraf theilnahmsvoll.

„Ihr habt gut reden und gut lustig sein", entgegnete Heinrich. „Euch blüht aus Euren guten Söhnen ein schön Familienleben. Mag's Euch die heilige Mutter Gottes wohl behüten. Doch ich werd allmal traurig, wenn ich's sehe, da ich den eignen Vater kaum gekannt und doch eines Vaters gar wohl bedurft hätte." Der Burggraf antwortete:

„Und doch, junger Herr Fürste, ward Euer Herr Ohm Euch weit mehr wie Vormund."

„Das soll ihm nimmermehr vergessen sein!", rief Heinrich lebhaft. „Er war so gut und hat mir so getreulich bewahrt, was man mir gern genommen hätt. Doch wie wenig, wie sehr wenig konnt ich mit meinem lieben Ohm zusammen sein!"

„Nun, Gott der Herr mag geben, daß er heil zurückkehre von dem Kreuzzug, den er mit Kaiser Friedrich angetreten.“

„Gott geb's!“, wiederholte Heinrich und wandt sich an die Söhne Meinher's. Die zeigten ihm die kühn geschwungenen Rippen des Gewölbes, also, daß sich ein groß Verwundern entspann, wie solche große Last sich selbst tragen könne. Der Unterhaltungston ward munterer und wär' zu voller Heiterkeit, die Heinrich so liebte, emporgestiegen, wenn nicht ein Störenfried dazu gekommen wäre.

Der Kämmerer war es der Markgräfin Jutta, der, von ihr hierher gesandt, mit ernster Miene eintrat in den Kirchenraum und nach tiefer Verbeugung vor dem jungen Herrn vermeldete, die hohe Mutter wolle allsogleich ihn sprechen.

„Ist doch nichts Uebeles geschehen?“, fragte Heinrich stutzig.

„Wohl klingt die Nachricht nicht, die soeben auf der Burg eingetroffen“, sagte der Kämmerer und fügte, als er des fürstlichen Knaben erschrocken Antlitz sah, hinzu: „Nicht Eurer hohen Frau Mutter ist Uebles widerfahren, noch wem hier. Es betrifft nur Euren Herrn Ohm.“

„Ludwig? Was ist mit dem? fragte Heinrich hastig, während der Kämmerer erwiderte:

„Da Ihrs' doch ohnehin droben in der Burg zu hören bekommen werdet und vielleicht schon unterwegs und unter der Hand, denn ganz Meißen ist bereits der Trauerkunde voll, so kann ich es ja sagen: Euer Herr Ohm, der Landgraf Ludwig von Thüringen, ist auf dem Kreuzzug zu Ortranto an tückischer Fieberkrankheit gestorben“.

Als Heinrich das hörte, ward er kreidebleich. Dann schlug er die Hände zusammen und rief voll Jammer laut:

„Todt!? Mein lieber zweiter Vater todt!!" —
Und ein heftig Wehklagen und Schluchzen und ein schmerzlich ‚O Gott!' nach dem andren entrang sich der so früh schon bekümmerten jungen Brust.

Meinher's Söhne blickten voll Trauer zur Erde. Der Burggraf, selbst tief ergriffen, umschlang den jungen Leib und führte den Schwergetroffenen sanft hinaus zur Kirche, dem Platze zu, allwo die Pferde standen.

„Gott mag und wird Euch trösten, junger Herr!", sagte er weich. „Und Ludwigs Segen Euch verbleiben immerdar. Doch jetzo laßt uns heimreiten, der selbst gebeugten hohen Mutter und Schwester Trost zu bringen."

Sie verschwanden. Die Pferde wieherten und stampften ungeduldig; dann wards still.

Wernt Rissel wischte sich die Augen und trat den Heimweg an. Er war gar sehr erregt. So hatte er den fürstlichen Knaben noch nie gesehen; den Knaben, bezüglich dessen er sich in Wort und Schrift beschwert, daß eben ein Knabe im Lande herrsche. Und nun ging er beschämt dahin und Reue kam über ihn und tiefes Mitleid über den Jammer des doppelt vaterlosen edlen Knaben. Und als er an das Thor kam, hatt' er der Thränen Strom noch nicht verwunden. Aber fest stand in ihm, er mußte seine chronica mit einem Segensspruch für Heinrich enden.

Darauf hat er Alles seiner Tochter erzählt und hat, so sehr das Herz auch wieder stürmisch pochte, sich hingesetzt und hat den letzten Worten: „Geleite GOTT der HErr den güt'gen Landgrafen" noch hinzugefügt: „Und schirme treu sein Leben lang den lieben jungen Fürsten

Heinrich an Leib und Seele. In Jesu Christi Namen. Amen!“

Und als er kaum das Werdewahr dahingeschrieben, gabs ihm stracks einen Ruck. Er neigte das müde Haupt zur Seite und athmete nicht mehr.

Die Bürger der Stadt Meißen hatten viel geweint, da sie ihn zween Tage drauf beerdigten. Fritzold konnts und wollts noch immer nicht glauben, daß ihm der Freund genommen worden. Burggraf Meinher ließ ihm ein einfach aber schönes Grabdenkmal setzen, und ich hab versucht, ein Denkmal mit der Feder zu zeichnen, dieweil sein Schriftwerk, der Misnia und Misena Vorgeschichte zu schildern, gar löblich ist.





Zweiter Abschnitt.

1227 bis 1233.

Nun Wernt Rissels Chronica zu Ende ist und nirgends sich ein Buch gefunden, das über die Folgezeit genugsam ausführlich berichtet, muß ich statt Rissels die Feder zur Hand nehmen und versuchen, die Geschichte aus der Zeit vom Markgrafen Heinrich von Meißen weiter zu spinnen. Das Garn hierzu hat mir ein halb Hundert meist dürftiger Werke geliefert, noch dazu in einzelnen losen Fäden, davon sich wenige wohl als leidlich glatt und haltbar erwiesen, die meisten jedoch als knotig und zerfahren, also, daß es kein klein Ding gewesen, zu sortiren und Ordnung hineinzubringen, auf daß ein möglichst zuverlässig und brauchbar Gewebe daraus werde.

Wernt Rissels Chronik schließt mit dem letzten Viertel des Jahres 1227, darin die Kunde vom Tode Ludwigs, des Vormundes vom jungen Heinrich, gegeben ward. Alsbald danach übernahm Albrecht, Markgraf Dietrichs Bruder, die Vormundschaft und Heinrich lebte des öfteren bei seiner Mutter Jutta im Hennebergischen. Noch lange nicht war seine

Trauer ob Ludwigs Hinscheiden verflogen, als er vernahm, daß Heinrich Raspe, der sich die Herrschaft über Thüringen angemaßt, des Oheims Wittwe Elisabeth verstoßen habe von der Wartburg. Da hatte der junge Heinrich die Fäuste darüber geballt und vom Oheim Albrecht verlangt, der solle mit ihm in den Krieg ziehen gegen Raspe und Elisabethen helfen. Er ward nicht eher wieder ruhig, bis er erfahren, der ritterliche und unerschrockene Rudolf von Vargula habe an der Spitze der thüringischen Edlen dem Oheim Raspe dicke die Wahrheit gesagt und nicht nachgelassen, bis Muhme Elisabeth wieder zu ihren Rechten gelangt sei. Von da an war ihm Vargula ein Vorbild alles Edlen und der Kraft.

Ein gütiger Herr war Albrecht, der seinen Neffen liebte und dessen hellen Geist schätzte, sich äußernd durch frühreifen Verstand und durch Entwicklung so fürtrefflicher Eigenschaften, daß der Knabe versprach, ein echter rechter Fürst zu werden vom Scheitel bis zur Sohle. Alldarum ließ Albrecht ihn hin und wieder allein schalten und walten. So kam es, daß der kaum zehnjährige Heinrich im Jahre 1228, als man schrieb den 15. Januar, eine Urkunde ohne Unterschrift des Vormunds ausfertigte, darin er dem Kloster Buch an der Mulde das Dorf Tutendorf schenkte. Bischof Bruno und Burggraf Meinher II. haben das Dokument mit unterschrieben. Hierbei erfuhr Heinrich, daß die Mildensteiner, deren Burg nicht weit vom Kloster auf hohem Felsen stattlich prangte, und noch heute prangt, ob jener Schenkung gar erbost geworden, weil sie sich nicht absonderlich mit jenes Klosters Mönchen vertrugen. Darum beschloß der junge Markgraf, von nun an ein wachsam Auge auf die Mildensteiner zu haben.

Vier Monde drauf war Heinrich abermal in Meißen. Hier weilte er gern, zumal im Herbst zur Weinlese, wie auch im Lenz, da die Bäume ringsum in den Thälern und Weingärten blühten und die Vöglein sangen. Auch heute, als Heinrich am Morgen mit stattlichem Gefolge in's Elbthal eingeritten kam, war's wonnig draußen in der Natur und lebhaft in allen Zweigen, also, daß des fürstlichen Knaben schönes Antlitz sich verklärte. Wohl umdüsterte sich dieses, als Heinrich durch das Thor in die Stadt einritt. Noch immer sah man in Misena's Gassen Spuren des großen Brandes vom Jahre 1222. Doch das Meißner Völkchen strich durch die Gassen ebenso lebhaft, wie die Vögel in dem nach Winternacht frisch grünendem Gezweig. Überall, wo Heinrich erschien, ward er mit Ehrfurcht und lebhaftem Mützenschwenken begrüßt, also, daß auf seinem Antlitz wieder Sonnenschein und Lenzeslust geschrieben stand.

Ganz Meißen war heut auf den Beinen. Die neue fünfbogige Brücke, so die Gipfel des Schloßbergs und des Afraberges hoch oben verbindet, sollte heute geweihet werden. Kam auch das Bauwerk zumeist nur den Insassen beider Höhen zu gute, so hatte sich doch von Eva's Neugier ein so stattlich Restlein in Meißens Mauern erhalten, daß männiglich hinaufstieg, den Verlauf der Weihefeier sich anzuschauen, soweit sich nur ein leidlich Standplätzlein hierzu finden ließ.

Zur festgesetzten Stunde trat Bischof Bruno in reichem Ornat aus dem Burgthor und hielt an dem zunächst gelegenen Brückenbogen still. Ihm folgten Dompropst Heidenreich, sämmtliche Domherren und die Domscholaren mit dem Cantor. Zur selben Zeit kamen vom Sct. Aframünster

her der Propst Albert mit allen Chorherren und den Kloster-scholaren und hielten am anderen Ende der Brücke. Ihnen zur Seiten standen die Rathmannen der Stadt in festlichem Gewande. Meinher, der Burggraf, hatte sie eingeladen, denn der war damals zugleich der Oberste der Stadtbürger, der „praefectus ac universitas burgensium“.

Bald nach des Bischofs Erscheinen öffnete sich das Burgthor wiederum. Der junge Markgraf in prunkvollem Gewand trat mit Meinher II. und vielen vornehmen Rittern der Umgegend zu den versammelten Domgeistlichen. Alsbald huben die Domscholaren ein geistlich Lied an; der Bischof sprach den Segen und besprengte die Brücke mit geweihetem Wasser. Auf ein gegebenes Zeichen überschritten die von Sct. Afra mitsammt den Rathmannen die Brücke, wobei die Scholaren von Sct. Afra ein Lied anstimmten, so schön, daß Heinrich darob bewegt ward und der Cantor des Domstiftes vor Neid schier bersten wollte. Noch sprach Meinher einige Worte, dabei des hochseligen Landgrafen Ludwig von Thüringen gedenkend. Seine Rede aber, kernig und bieder, schloß er mit einem Lebehoch für den jungen Landesfürsten Heinrich, in welches männiglich einstimmte. Dieser dankte freundlich und spendete dem Chor-Herrenstift zu Sct. Afra, wie auch dem Domstift reiche Schenkungen, dabei die beiderseitigen scholares mit einem trefflichen Mahl nebst Wein bedacht wurden.

Kaum eine Stunde hatte die einfache Weihefeier gewährt, darauf sich die Festtheilnehmer in ihr Domicil zurückbegaben; die Geistlichkeit zum bischöflichen Schloß, allwo Bruno auf Heinrichs Veranlassung und Kosten den Chor- und den Domherren ein festlich Mahl auftischen ließ.

Die ringsum zuschauenden Städter durften darauf die Brücke betreten, welche die an 50 Schuh tiefe Einsenkung überspannt.*) Staunend betrachteten sie von den begrenzenden Zinnenmauern der Brücke aus die 5 Bögen, deren zwei mächtig groß und kühn gewölbt sind. Konnten auch des schönen Blickes von diesem neuerschlossenen Aussichtspunkte nicht satt kriegen. Gen Norden prangt der massig feste Thorthurm der großen Veste, am anderen südlichen Brückenende der feste Thurm, der den Eingang zum Sct. Afrastift bewachte. Im Osten aber, tief unten, grüßen das grüne Stromthal und das Städtlein Meißen herauf, umgürtet und behütet von dicken hohen Ringmauern und Thorthürmen. Im Westen endlich entzückt das Auge der schöne tiefe Meißegrund mit seinen waldigen Höhen und dem munter plätschernden Meißeflüßlein, davon Burg und Stadt den Namen führen.

Ursprünglich hatte Heinrich beabsichtigt, mit einigen seines Gefolges gen Tharand zu reiten. Es war ihm, dem Zehnjährigen, unbehaglich und seiner Bescheidenheit zuwider, mit den reifen, zum Theil alten Männern aus dem Kreise der Edlen und des niederen Adels das Festmahl abzuhalten, das er für diese in der Markgrafenburg angeordnet. Doch als ihm im großen Burghofe Frau Dobrita, Meinher's Gemahl, entgegen kam und ihn unter anmuthigem Verbeugen gar so hold bat, er wolle ihr und ihrem Hause mitsammt den Edelsten seines Gefolges die hohe Ehre und Gunst erweisen, das Mittagsmahl in der burggräflichen Burg einzunehmen, da nahm der junge Fürst die

---

*) Entgegen den (früher unbekannten) statischen Gesetzen ist die Gewölbstärke im Scheitel größer als an den Widerlagern.

Einladung an; fand er doch in der edlen Familie zugleich Genossen seines Alters.

Fritzold, der Kellermeister, hatte vom Besten herbeigeschafft, also, daß sich die Tafelgäste ob Güte und Menge nicht beklagen konnten.

Munter floß das Gespräch und immer munterer, so daß die Übrigen sich des jungen Herrn erfreuten. Meinher aber und Dobrita, Heinrichs Tischnachbarin, ersahen mit Wohlgefallen, daß sich der junge Fürst nach dem Verluste Ludwigs und nach so mancher trüber Erfahrung des Lebens freute.

Die Rede war auch auf die Meister der Dichtkunst ihrer Zeit gekommen. Meinher mußte von Walther und seinem habitus viel erzählen, unterließ auch nicht, über Ulrich von Lichtenstein zu berichten, also, daß Heinrich Frau Dobrita bat, ihm nach dem Mahle von beiden Dichtern etwas vorzulesen. Der Lieder Walthers kannte er schon etliche und sprach, so jung er war, mit Eifer und Lust von ihnen. Auch Ulrichs Lieder fanden seinen Beifall, zumal der achtundzwanzigjährige Dichter das Lob der Frauen hoch hielt.

Kein Wunder, wenn der junge Fürst schon jetzt den Dichtwerken große Neigung entgegenbrachte. Juditha, seine eigene Mutter, und Tochter des kunstliebenden Landgrafen Hermann von Thüringen, hatte ja an dessen Hofe manch liebes Mal Gesänge der Wanderdichter in der Wartburg gehört und geschätzt, vor Allem die Walthers und Wolframs von Eschinbach. Dasselbe auch im Hause ihres ersten Gemahles Dietrich. Und nun sie sich den Grafen Poppo von Henneberg zum zweiten Gemahl erkoren, fand sie bei dessen Sippe den gleichen Sinn für Dichtkunst vor. War

doch Graf Otto von Henneberg, der Bruder von Jutta's Gemahl, zu jener Zeit geschätzt als Dichter, der bescheidentlich unter dem Namen Otto von Bodenlauben schrieb. Die Jahre ferner, welche die flüchtende Jutta mit ihrem kleinen Heinrich am Hofe Herzogs Leopold von Oesterreich zugebracht, sie boten ihr dort an Dichtwerken so reiche Fülle, daß sie gar oft in Zweifel kam, wo die Dichtkunst mehr gehegt und gepflegt worden sei: In der Wartburg oder beim Vetter Leopold.

In solcher Luft war Heinrich auferzogen, er athmete sie täglich ein, also, daß seine Lust zur Poëterei mählich in Fleisch und Blut überging. Zwar, die Luft allein erzeugt noch nicht das eigene Können. Doch hiervon eben lag ein Keim in seiner jungen Brust, so daß das Anerzogene die fruchttreibende Sonne ward für's Angeborene.

Als Dobrita das letzte Stück vorgelesen, blickte Heinrich drum mit freudestrahlenden Augen auf die holde Frau und sagte:

„Ich dank Euch, werthe Fraue! Ihr habt mich hoch vergnügt. Wenn ich groß bin und ein Ritter, dann werd ich auch dichten und das Lob der Frauen mir im Gesang und im Turney erwerben."

Darauf verneigte sich Dobrita anmuthig und sagte:

„Das, junger Herr Fürste, sollt mich nicht Wunder nehmen. Wer der edlen Vorbilder so viele hat, wie Ihr, wird sicher schon als Jüngling wissen zu singen und zu sagen".

Die letzten Worte sprach sie mit gewinnendem Lächeln, denn sie kannte des Knaben Sinn gar wohl, der, so wild und kampfeslustig er auch in Spiel und ritterlicher Übung war, doch ebenso gern bei holden Frauen saß und ihrer

Rede lauschte, wenn sie von Meisterwerken großer Dichter sprachen.

Am folgenden Tage ritt Heinrich mit seinem Gefolge von dannen und hat die nächsten Monde bei seiner Mutter zugebracht, in seinem Schloß zu Grimma und in der Veste Tharand. Noch war sein äußeres Leben gleichmäßig, sein inneres noch nicht genug entwickelt, darum denn für die nächstfolgenden Jahre Erhebliches von Thaten nicht berichtet werden kann. Die begannen erst in seinem neunzehnten Lebensjahre. Von da an aber werden wir ihn sehen mächtig wachsen, Kämpfe bestehen nach Außen und nach Innen, und ein Dasein voller Glorie und Stürme führen, wie selten einem Fürsten je beschieden war, um sich am Ende der Laufbahn sagen zu müssen: Es ist Alles eitel.

* * *

Sobald der Markgraf seinen Hof zu Meißen hielt, war in der Burg ein Leben wie in einem volkreichen Städtlein, da die große Veste aus 3 zusammengewachsenen Burgen bestand, in denen die Mannen des Fürsten, des Burggrafen und die Geistlichkeit mit ihren Dienern verkehrten. War doch der gemeinsame Hof, in dem der Prachtbau des jetzigen Domes dazumal noch nicht stand, an 560 Schuh lang, im Mittel 200 Schuh breit. Auf ihm ward Landding gehalten am rothen Thurm, ward des Burggrafen Mannschaft im Kriegsdienst geübt, manch feierlicher Umzug der Geistlichen vollführt; des vielen Hin- und Herlaufens um Leibes-Nahrung und Nothdurft willen gar nicht zu gedenken. Doch auch, wann der Markgraf in einem andren seiner vielen Schlösser weilte, war's drum nichts weniger als still. Gar mancher Edle, oder burg-

gräfliche Vasallenritter, oder geistlicher Herr zog ein und aus, sei's zum Besuch, sei's zu Gerichtsverhandlungen, oder um Schutz und Recht zu heischen. Dies kam auch bald nach jener Brückenweihe vor.

Die Herren von Nossen, mit dem Kloster Zelle ebenso oft im Streite, wie die Mildensteiner*) mit dem nahen Kloster Buch am Muldenstrande, waren auch in diesem Jahre in arge Differenz gekommen um eines Waldes willen. Darob hatte Kloster Zelle beim Bischof Bruno um Entscheid gebeten, dieser die Vergleichung dem Dompropst Heidenreich, dem Sct. Afra-Propste Albert und dem Burggrafen Meinher II. übertragen. So kam es, daß die Burgherren von Nossen, sowie die Vertreter von Zelle gen Meißen beschieden wurden. Hier ward von beiden Seiten manch ein Dokument vorgelegt, welches das Anrecht an den schönen Forst beglaubigen sollte; ward wohl auch manch herbes Wort gesprochen herüber und hinüber. Die Prüfenden erwogen gerecht nach allen Seiten und kamen überein, den streitenden Parteien zuzureden, also, daß ein gütlicher Vergleich zu Stande kam, der freilich mehr dem Kloster nutzte, als den Rittern.

So ging das Woche für Woche, oft Tag für Tag. Und trat auch einmal Stillstand ein, so gab es außerhalb Meißen dieselbe Arbeit und in der Veste reges Leben wie bei einem Taubenschlag. Burggraf Meinher zog aus und ein, um in anderen Orten als Schiedsrichter oder Zeuge zu amtieren, oder die Veste Hartenstein aufzusuchen, allwo sein Bruder war. Deßgleichen Bischof Bruno. Bald war

*) Burg Mildenstein an Leisnig, auf steilem Felsen an der Mulde, hat in Mülden- oder Muldenstein den richtigeren Namen.

dieser in dem von ihm gegründeten Domstift Budissin*), bald in der ingleichen von ihm gestifteten Propstei Hain**), und noch öfterer in Burg Stolpen.

Das viele Hin und Her im Reisen und Amtiren war zu selbiger Zeit mit mannigfachen Entbehrungen und Anstrengungen verbunden, auch mit Gefahren. Weß Körper nicht gestählt und abgehärtet war, konnt leicht unterliegen. Also erging's dem Bischof Bruno, der nach fast zwanzigjähriger Thätigkeit als Bischof schwer erkrankte, als die Novemberstürme an der Veste rüttelten. Am 4. December widerstand sein Leib nicht mehr. Sein Geist entwich und ließ die Hülle zurück auf der Erde.

Noch im selbigen Jahre 1228 ward Henricus an Stelle Bruno's II. zum Bischof erwählt; der Leichnam seines Vorgängers gen Budissin geschafft und dort, in dem von Bruno erweiterten und verschönten Dome zu Sct. Petri, feierlich beigesetzt.

Als Markgraf Heinrich nebst Gefolge in Meißen erschienen war, der Einsegnung der sterblichen Hülle Bruno's beizuwohnen, war's für die Burg- und Stadtbewohner nicht gar leicht, die rechte Miene und den rechten Ton der Sprache zu finden. Die Trauer um des Bischofs Ableben mußte ebenso sichtbar werden als die freudige Miene zu einem Glückwunsch, mit dem es sondere Bewandtniß hatte.

Wernt Rissel, unser Chronist, hatte bereits unterm Jahre 1225 vermeldet, es ginge ein Gerücht, der kleine Heinrich sei verlobt worden mit Herzog Leopolds von Oesterreich Tochter Constantia, da diese 9 bis 10, jener

---

*) Bautzen.

**) Großenhain.

erst 7 Jahre zählte. Wohlweislich hatte er „Gerücht" gesagt. Wenn dagegen andere Chronisten das Verlöbniß erst in das Jahr 1228 verlegen, so mag sich's wohl, wie mir mein Scharfblick lehrt, begeben haben, daß anno 25 Jutta und Leopold, an dessen Hofe damals die, ihrem Bruder Ludwig noch immer schmollende Fürstin weilte, im Geheimen übereingekommen waren, ihre Häuser enger zu verbinden, und zwar, wie's damals Staatsmaxime war, durch Zusammenthun ihrer Kinder in noch zartem Alter. Wie's aber selten etwas „Wirklich Geheimes" giebt, so war denn doch hiervon etwas in's Volk gesickert und zur vox populi geworden. Die Wunden aber, die der große Brand von Meißen 3 Jahre vorher geschlagen, waren ao. 25 noch lange nicht geheilt, also, daß man jenes Gerüchtes wieder vergessen hatte. Das aber ward nunmehr als Gewißheit neu aufgefrischt, da man das Verlöbniß ex officio der Welt verkündet hatte.

Nun mußte die getreue Stadt inmitten der bischöflichen Trauerfeierlichkeiten gratuliren. Daher das Doppelgesicht, gleich dem eines Knaben, der einen Backenstreich und Honigkuchen zu gleicher Zeit erhalten.

Heinrich nahm die Glückwünsche der Stadt freundlich entgegen, mocht aber wohl ob jener Zwangsverbindung gleichgiltig dreingeschaut und gedacht, überhaupt nicht recht gewußt haben, wie er, der zehnjährige Bräutigam, sich dabei benehmen solle. So kann ein Knäblein auch, das die ersten Hosen kriegt, in die neue Würde nicht allsogleich sich finden. Im Übrigen gab's nicht viel Zeit, sich darin zu üben. Wenngleich das Auge Albrechts noch immer über Heinrichs Thaten wachte, so redete doch jener ihm ohne Not nicht gern darein, also, daß der junge Markgraf,

ohnehin durch gute Räthe unterstützt, genug Geschäfte der Regierung hatte, die ihn den neuen Stand als Bräutigam vergessen ließen.

Zu jener Zeit hatten die Markgrafen von Meißen noch keine ständigen Residenzen. Je nach der Jahreszeit, nach der Wahl des Ortes für ein Landding, oder einen Turney, je nach der zufälligen Neigung, lebten sie bald hier, bald dort in ihren Burgen oder Schlössern.

Gern weilte Heinrich damals auf dem Tharand. Nicht umfangreich war diese Veste, doch stark und kühn gebaut. Ein steiler Felsenhügel trägt sie, welcher, ringsum frei, an der Verbindungsstelle zweier tiefer Thäler liegt, davon das eine an 5 Meilen lang die wilde Weißeritz führt, auf hohem Gebirge entsprungen, das jetzt die Grenzscheide bildet zwischen Sachsen und Böhmen. Das andere Thal ist nur ein Stündlein lang; doch von den Seiten stürzen sich, eifersüchtig auf die Stärke der Weißeritz, in aller Eile an 12 Gebirgsbächlein hinein, also, daß unten ein munterer Wildbach entsteht, der weniger durch des nassen Elementes Menge die stattlichen Mühlen treibt, als durch sein stark Gefäll.

Altehrwürdig war die Veste Tharandt damals schon. Wenn man deren alten Kaplan um die Vergangenheit befragte, so that er kund und zu wissen, daß annoch vor 400 Jahren germanische Stämme auf des steilen Felsenhügels Gipfelrand ihrem Gotte Thor Opfer gebracht hätten.*) Doch darauf sei Kaiser Karl der Große kommen, sie zu vertreiben und hätte ringsum, so auch hier, Burgen errichtet zur Festigung des eroberten heidnischen Landes.

*) In alten Urkunden findet sich außer ‚Tharand' auch der Name ‚Thorand'.

Was Heinrich gern auf dem Tharand weilen ließ, war der schöne, prangende Bergwald ringsumher. Hier konnte er, der Hofzwangsbräuche enthoben, birschen und umherziehen nach Herzenslust; konnte reiten in den Thälern, der Falkenjagd obliegen und Bären nachspüren im felsigen Waldgrund der rothen Weißeritz, die sich ein Stündlein unter Tharand vereinigt mit der wilden, und mit ihr, ungestümen Freiheitsdranges voll, der alles niederreißen will, was ihm entgegensteht, durch's Felsenthal gen Dresden stürzt. Hier aber fängt der ernste Elbstrom, der viel= gereiste und =erfahrene, die Wilden auf und nöthigt sie zum Gleichmaß ebnen Laufes, denn wohl bewußt ist ihm, daß er dem Schiffer dienen soll, den Menschen, und nicht um seiner selbst auf Erden ist. Dem großen Fürsten gleich, der seiner Macht bewußt doch sagte: Ich bin der erste Diener meines Staates.

Und wann der junge Heinrich zurückkam aus den Buchenhallen, wann er der Leibesübung genuggethan, dann ging er auch gern daran, sich um die Regentenpflichten zu bekümmern. So kam es, daß nicht wenige der Urkunden, deren noch heut vorhanden und gehütet werden, vom Tharand aus gezeichnet sind. Mit frischem Muth und frohem Sinn mag der junge Fürst gewaltet haben. Er konnte ja nicht ahnen, daß er nach mehr als 40 Jahren hier eine Urkunde ausstellen würde, deren Ursache das Schmerzlichste war, was einem Menschenherzen jemals widerfahren konnte. —

Die größte geistige Vergnügung bot ihm die Veste Meißen. Hier fesselte ihn, was er so eigentlich noch nie recht kennen gelernt, ein echtes, schönes Familienleben, wie er es in Meinher's Hause fand. Der klare Verstand

und kühne Muth des Burggrafen machten besonderen Eindruck auf ihn. Dobrita sorgte für des Gemüthes Nahrung durch ihr eigenes Wesen, wie durch der Dichtkunst Werke. Die Kinder Beider standen ihm schon als Altersgenossen näher, wenngleich sie angewiesen waren, dem fürstlichen Spielkameraden gegenüber die ihm gebührende Ehrerbietung nicht außer Acht zu lassen.

Ein gütig Geschick hatte dem Vaterlosen in Bischof Henricus einen Berather verliehen, der ihm außer seiner Neigung auch viel zu denken und zu lernen gab, vor Allem aus der Weltgeschichte, darin der Bischof wohl bewandert war. Henricus stand zu Kaiser Friedrich II. wie Freund zu Freund und rühmte dessen Charakter dermaßen, daß der junge Heinrich alsbald Verehrung für den Kaiser empfand und dies in späteren Jahren maßgebend ward zu seiner unwandelbaren Treue gegen ihn, darob der Tannhuser treffliche Loblieder auf Heinrich gesungen.

Hatte dieser, so oft er in Meißen war, fast regelmäßig mit dem Bischof Umgang gepflogen, so führte ihn ein gleicher Trieb auch zu den Chorherren des Sct. Afra-Münsters. Hier fand er gar gelahrte Männer, gut Gespräch und, was ihn nicht minder anzog: vortrefflichen Gesang der Afrascholaren. Die haben ihm unter ihres Cantors Leitung manch schönes Stück von geistlichen Liedern vorgesungen und dadurch frühzeitig Lust zur edlen Musika erweckt, also, daß er in der Blüthe seiner Mannesjahre selbst zum Tondichter ward und mit seinem Werke hohes Lob einerntete.

Heinrichs Sinn für Poësie ward mählich stärker und gebar in ihm den Drang zu eignem Schaffen, zum Besingen des Edlen und Hohen. Unter den Deutschen

herrschte noch immer der bärenwilde und doch auch kindlich milde Geist der Altgermanen. Aus deren Frauenkultus, der Verehrung ihrer Hertha, Veleda, aus ihrer Ehrfurcht für Freya und Berchta u. a. m. hatte sich der Zug zu einem Ideal erhalten. Und dieses Ideal war die „Fraue", die Herrin und Herzensgebieterin überhaupt, gleichviel, ob eine Gattin oder Jungfrau. Doch mählich ward auch dieses Ideal personificiret, das ideale Streben zur Personendichtung. Die Burgen blieben wie das Leben rauh und wehrhaft, gleich der harten Schale einer Muschel. Doch drin, die Fraue, war die Perle, gar hoch und wohl gehalten wie ein Kleinod. Wer irgendwie poëtisch Blut in in seinen Adern fühlte und sich begeistern konnte für ein hehres, edles Weib, der sang und dichtete; gleichwie der Vöglein Sang im Lenz nichts Andres ist als Liebes-Lust und -Sehnsucht.

Inmitten solcher Zeit stand Heinrich; sie umwehete ihn mit ihrer romantischen Poesie und ihrer Rauheit. Diese fand eher Eingang, wie noch heute schon in der Knabennatur sich deutliche Keime von Zerstörungssucht und Rauflust zeigen. Jene aber konnte sich nicht so rasch entfalten. Dazu war er noch zu jung. Fehlte ihm doch noch das Verständnis von Werthschätzung und Bedeutung einer Perle in der rauhen Schale und mit dem Verständniß die Perle selbst. Zwar fühlte er sich von Dobrita's Anmuth angezogen; er verehrte sie, und was sie sagte, galt ihm für unfehlbar. Doch mit derselben Hingabe verzehrte er auch gern den Honigkuchen, den ihm die Burggräfin reichte. Vor Allem aber fehlte ihm die Zeit. Oheim Albrecht und Jutta hatten seinen frühzeitig gezeigten Verstand und Zug zur Selbständigkeit erkannt und ihn, den

Zwölfjährigen, anno 1230 für mündig erklärt, also, daß er von nun an im Markgrafenthum Meissen Herrscher war. Nunmehr traten auch die großen Ereignisse im Reiche und außerhalb mit größerem Ernste an ihn heran.

Heinrich hatte von dem Kampfe erfahren, welchen Papst Gregor IX. mit Kaiser Friedrich führte. Seine Besorgnis um den Kaiser wuchs, also, daß er nicht unterlassen konnte, seinem zukünftigen Schwiegervater, dem Herzog Leopold von Oesterreich, hiervon Kunde zu geben. Der aber tröstete ihn mit der Nachricht, daß er, wie längst beabsichtigt, gen Italien reisen wolle, um zu versuchen allda zu vermitteln.

Mit Spannung sah Heinrich den Ereignissen entgegen. Unruhig versah er der Regierung Geschäfte, die ihn bald nach Naumburg riefen, bald nach Leipzigk, Ubegowe*), oder nach Grimma und Freiberg. Schon tauchte der Gedanke in ihm auf, daß er nebst anderen Fürsten dem Kaiser mit Heeresmacht zu Hülfe ziehen möchte. Da fiel ihm bei, daß doch Bischof Henricus noch am ehesten in der Lage sein könnte, etwas über den Stand der Sache zu wissen. Er ritt nach Meissen. Schon am Tage nach seiner Ankunft konnte er vom Bischof, den jener Streit nicht wenig bekümmerte, die eben angekommene Botschaft hören, daß es Leopold gelungen sei, zwischen dem geistlichen und dem weltlichen Herrscher Frieden zu stiften.

Da ward der junge Markgraf seelenfroh und theilte reiche Spenden aus fürs Domstift, für St. Afra und für die Nonnen des Klosters zum heiligen Kreuz in der Wasserburg. Doch auch die Weltlichen kamen nicht zu kurz.

*) Übigau a. d. Elbe.

Es ward ein großes Festmahl angeordnet, dabei der Burggraf Meinher nebst Dobrita mit zu den Ersten zählten. Drauf sandt Heinrich reitende Boten aus zu den Edlen und Ministerialen der Umgegend, soweit diese bei scharfem Ritt in einem Tage zu erreichen waren. Da kam manch stolzer Ritter, mit oder ohne Ehgemahl. Der von Herstein hatte dem Rufe Folge geleistet; der Ritter Bernd von Suselitz kam, der von Maltitz, Heinrichs Ministerial, der Pflugk und Polenz, der von Gana (Jana). Auch Ziegler fehlte nicht, noch Hartitzsch, noch der von Siebeneich, und viele andere.

Es war gar schön anzusehen, wie an der Tafelrunde die starken Kämpen in schönstem ritterlichen Gewande abwechselten mit holden Frauen, die in Züchten gar gern auf den schönen jugendlichen Herrscher blickten, Dobrita beneidend um ihren Ehrenplatz. Es bedurfte nicht erst des Vorbildes von Heinrichs heitrem Sinn; Alle waren frohgestimmt schon in die Veste Meissen eingezogen. Denn jener Friedensschluß war ein gar groß und erfreulich Ereigniß. Stand doch nun zu erhoffen, daß Kaiser Friedrich, der um italischen Landes und des gegnerischen Papstes willen fast nur im fernen Süden weilte, sich nunmehr endlich mehr ums liebe deutsche Reich kümmern würde.

Da ward gar wacker gegessen und noch wackerer getrunken, das Tischgespräch immer lebhafter, und wenn nicht Meinher durch Blick und Haltung gemahnt hätte, den sittigeren Hofbrauch nicht hintanzusetzen, die Ritter würden sich den Teufel um die Mitanwesenheit der höchsten geistlichen Herren geschoren und gern hie und da über'n Strang geschlagen haben und sich des Hofzwanges entäußert.

Auch die markgräflichen und Meinher's Burgmannen waren traktirt worden. Heut floß der Wein allerorten,

in der Veste und unten im Thal, denn auch die Bürger feierten mit und waren guter Dinge beim Weine. Wasser gab's nur im Elbstrom und zweier Tropfen der Entrüstung in den Augen der Aebtissin des Klosters in der Wasserburg. Uebermüthige Burgmannen waren übergeklettert und hatten die Nonnen durch Absingen garstiger Lieder belästigt. Dem ward auf zugebrachte Beschwerde sofort abgeholfen. Es war hohe Zeit, daß das im Bau begriffene neue Kloster am Keilbusch unter Meißen wohnbar wurde. Bischof Henricus sann auf schleunigere Vermehrung der nöthigen Kosten zum Baue. —

Nicht lange nach dem Festtage sollte Heinrich kennen lernen, daß in jedem Freudenbecher mindestens ein Tropfen Wermuth steckt. Von Leopolds Sohn Friedrich, Constantia's Bruder, kam eine Botschaft, darin er trauernd kundgab, daß sein Vater zu San Germano in Italien verschieden sei. Mit dieser Nachricht verband er zugleich die Eröffnung, daß er von nun an den Herzogsthron von Oesterreich inne habe.

Auch Meinher hatte eine Trauerbotschaft erhalten, welche Heinrich mit berührte. Aus Steyermark kam sie, von Ulrich, und meldete, daß Walther von der Vogelweide diesen Erdball der Zerfahrenheit und Kampfwuth verlassen habe und nun droben wohl weiter dichten werde zum Preise des Herrn, für den sein Lied hier auf Erden so schön erklungen.

Da gab es in Heinrich eine ehrliche Trauer um beide, den Landes- und den Dichter-Fürsten. Doch die Ereignisse drängten also, daß er ihr nicht nachhangen konnte. Aus der Gegend von Tharand waren Eilboten gekommen, die vermeldeten, die Hunnen oder Tartaren seien im An-

zug. Als Heinrich dies gehört, da prickelte die Kampfeslust in ihm. Er berieth sich mit Meinher und etlichen der Edlen, sprach feurig für einen Kriegszug wider die heidnischen Horden und ließ durchblicken, daß er sich an die Spitze des Heeres stellen wolle. Bewundernd schauten die Edlen auf den Muthigen, wenngleich so viel fest stand, daß daran nicht zu denken sei. Als Meinher in geschickten Worten ihm dargethan, daß nach Erlangung der Ritterwürde seinem Wunsche nichts entgegenstehe, mußt Heinrich sich zufrieden geben. Doch ward beschlossen, ein Heer zu rüsten und von Tharand aus die Gegend zu sondiren.

Der junge Fürst zog mit, Alles ablehnend, was man ihm zur Erleichterung des Kriegsrittes anbot; er wollte nichts voraushaben.

Der Feldzug endete ohne Blutvergießen. Die wilden Horden, ein Theil nur von der Hauptmacht, hatten sich zurückgezogen, als sie von dem Vordringen der Mannen aus dem Meißnerlande erfahren.

Dafür fand der Ungeduldige der friedlicheren Arbeit viel in seiner Mark. Im nächsten Jahre, als der 26te Tag des Mai begann, nahm Heinrich Theil an einer großen Generalsynode, welche Bischof Henricus zu Meißen abhielt. Gab auch Geschenke dem Kloster Buch und reiche Spenden, wo Hülfe nöthig war. Inzwischen hatte seine Mutter Jutta ihm verkündet, daß ihre Schwägerin Elisabeth, Ludwigs Wittwe, zu Marburg sanft verschieden sei. Er reiste mit der Mutter zur Beerdigung und wandt sich drauf voll Trauerns gen Grimma. Dort, in seinem stattlichen Schlosse, das freundlich sich im Muldenfluße spiegelt, hielt er sich längere Zeit geruhig auf, bis er der Trauer Übermaß verwunden. Die edle Dahingeschiedene

hatte er bei Lebzeit nie gesehen; doch was er von ihr gehört, war derartig, daß er voll liebender Bewunderung an ihr hing. Und nun er ihr Angesicht auf der Bahre erblickt, voll Leidens und doch tiefen Friedens, ward sein jung Gemüth des Anblicks nicht los, also, daß ihm Bedürfniß war, sich in den friedlich schönen Gauen von Grimma zu sammeln. Doch mit der Trauer verband sich der Zorn, der aus ihm brach, als er in Marburg aus Vargula's und Anderer Munde über der Muhme Elisabeth Kaplan Konrad Dinge vernahm, die ihm ein Gräuel waren. Dazu gehörten jenes Unmenschen Ketzer-Verfolgungen und -Verbrennungen und widerchristlich Wesen. Daraus machte er vor Bischof Henricus auch gar kein Hehl, als er anno 1232 gen Meißen zurückkehren mußte, um eines strengen Regierungsaktes willen. Henricus hatte längst von jenem Konrad erfahren und schüttelte auch heute höchst unwillig den Kopf über des Kaplanes unmenschlich Wüsten, also, daß durch solche Harmonie das Band, welches den geistlichen und den Landes-Herrn umschlang, nur noch gefestigt wurde. Und doch sollte Heinrich Schritt für Schritt den Widerstreit und Widerpart des Lebens kennen lernen, die auch die beste Harmonie in's Wanken bringen können.

Heinrichs Großvater, Markgraf Otto, den man ob der Entdeckung kostbarer Silbergruben den Reichen nannte, besaß derselben in großer Menge. Wenngleich die Mark Meißen ursprünglich ein vom Kaiser zu vergebenes Reichslehen war, betrachteten doch Großvater und Vater die Silberschätze unter der Erde als ihnen gehörend. Auch Heinrich wußte es nicht anders, ward er doch öfterer gepriesen als der reichste Fürst in Deutschland. Und nun-

mehr mußte er erleben, daß Kaiser Friedrich II. den Ertrag aller, innerhalb des bischöflichen Eigenthums fündig gewordnen Gold-, Silber- und sonstigen Bergwerke dem Bischof Henricus, dem Bißthum zugesprochen hatte, auch die des nahen Scharfenberg. Wenngleich ihm Freiberg verblieb, so war's doch immerhin ein Abbruch, dessen Thatsache sich Heinrich nicht anders entstanden denken konnte, als daß der Bischof heimlich den Kaiser darum angegangen. In seiner Treue zu diesem konnt es den jungen Markgrafen nicht wankend machen. Doch ward er gegen Henricus verstimmt.

In dieser Seelenverfassung befand sich Heinrich, mißmuthig, und zum ersten Male den Gedanken fassend, daß es nicht übel sei, vom Kaiser unabhängiger zu werden. Er sprach mit Albrecht, seiner Mutter. Die zuckten mit den Achseln. Er offenbarte sich dem Burggrafen Meinher. Auch der zuckte mit den Achseln und sagte im eignen Unwillen:

„Das eben, junger Herr Fürste, ist ja das Schlimme, daß Kaiser Friedrich die Bischöfe und Bißthümer die ‚Säulen des Reiches‘ nennt und sie begünstigt allerorten. Er braucht sie, da er wenig im Reiche ist und meist nur in Italien. Also erhöht er ihre Macht und dämpft die Macht der Fürsten“.

Darob ward Heinrich verblüfft, dann nachdenklich, dann ergrimmt. Und gerade inmitten dieses Grimmes kam Bischof Henricus zu ihm, nicht ahnend, was in Heinrich vorging, und rief ihn, den Landesherrn, in einem Falle um Schutz an. Die Mildensteiner, zwei rauflustige Brüder, die nur mit Ärger auf die fetten Pfründen der Geistlichkeit blickten, hatten von bischöflichen Gebiete

an sich gerissen und Zehnten erhoben, die nach verbrieftem Rechte dem Bißthum angehörten.

Da vergaß Heinrich alles innren Grolles und gedachte der alten, mit übernommenen Regentenpflicht, das Bißthum zu schützen, wo es angegriffen ward. Der Groll verzog sich gleich einem flüchtigen Gewölk, an seine Statt trat die Unternehmung, die hartnäckigen Mildensteiner zu beugen.

Der Plan war mit Meinher bald besprochen. Drauf rückten Beide vor die Veste Mildenstein. Vom Thale aus war ihr nicht beizukommen. Der hohe Felsen, auf dem sie steht, ragt fast lothrecht empor. Nur oben, wo das Land eine sanft gewellte Hochebene bildet, konnte vorgegangen werden, doch auch nur durch Belagerung, denn hier war die Burg gar stark befestigt. So viel als möglich ließ Meinher dem jungen Fürsten freie Hand, der Oberleitung Verantwortung sich vorbehaltend. Heinrich aber schickte einen starken Posten in's Muldenthal an eine gedeckte Stelle, auf daß kein Fluchtversuch an Seilen stattfinden konnte. Noch wurden die Mildensteiner zuvor aufgefordert, sich zu ergeben. Als dem nicht stattgegeben wurde, begannen die Belagerungsarbeiten.

Die Mildensteiner, auf die Stärke ihrer Veste bauend und lächelnd, daß ein Knabe sie belagerte, sahen gemächlich zu, versuchten auch einige Ausfälle; doch vergeblich. Der um die Veste gezogene Ring erwies sich als von Eisen. Dem feurigen jungen Fürsten währte es viel zu lang. Er ließ die schweren Stoß- und Rammböcke arbeiten Tag und Nacht, trotz aller Wurfgeschosse aus der Burg. Schon hatte er angeordnet, brennende Pechkränze einzuwerfen, als endlich, nach 7 Tagen, die Mildensteiner einsahen, daß sie durch Nachgeben die gänzliche Zerstörung

ihrer Burg verhüten konnten. Daß der „Knabe" so scharf vorging, hatte sie doch mit Respekt erfüllt. Sie ergaben sich, wurden gefangen mit fortgeführt und mußten den Bischof reumüthig um Verzeihung bitten, dazu Alles ersetzen, was sie sich angemaßt, und schwere Geldbuße zahlen.

Als Heinrich mit Meinher und den Mannen heimritt, merkte ihm der Burggraf Mißstimmung an. Der junge Markgraf hatte sich die Sache ganz anders gedacht, hatte auf offenen Kampf gehofft und nun nur die Belagerungsarbeit vorgefunden; denn die versuchten Ausfälle waren nicht der Rede werth. Als Meinher seine verdrossene Rede hörte, mußte er lachen.

„Junger Herr Fürste!", rief er munter. „Wollet nicht besorgt sein um Kampf und Fehde. Die Menschen unsrer Zeit sind schon von selbst so angelegt, daß sie nie ohne diese leben können. Sie werden Euch im Leben noch viel zu schaffen machen, also, daß Ihr der Kämpfe schließlich müde werdet."

Hierauf konnt Heinrich nichts entgegnen und beruhigte sich auch bald, denn immerhin fühlte er, daß er gewachsen war. Damit meinte er: an Kraft und Selbständigkeit.

Auch seine Umgebung fand, daß er gewachsen war, wenngleich sie hierbei an des Leibes Wachstum dachte. Im schönen Mai des Jahres 1233, da er sein fünfzehntes Lebensjahr erreicht, erstaunten, die ihn in Meißen lange nicht gesehen hatten. Welch edler Wuchs und schönes Angesicht, umrahmt von einer Fülle blonder Locken! Gleich einem Jüngling von siebenzehn Jahren schritt er einher, bald männlich ernst, bald heiter und beweglich. Mocht wohl gar manche Maid die schönen blauen Augen gern sehen, mit denen er kühn oder freundlich mild in die Welt blickte.

Und nun der Junius begann mit seinem Blühen und Singen, schaute er aus dem Kemnatenfenster seiner Burg zu Meißen hinaus in's Freie, hinab in's Thal. Heut war er frei von Landesdienst, heut wollt er leben ganz für sich. Mit Behagen athmete er tief die Lenzesluft ein. Die ließ es ruhig geschehen; wußte sie doch, daß sie die Siegerin sein, sie ihn herausziehen würde in ihr großes Bereich.

Nicht lange währte der Wettstreit, da gab sich Heinrich den Lockungen des Lenzes hin. Er trat vom Fenster zurück und klingelte. Dem eingetretenen Pagen rief er zu: „Bünau! der Lutold soll satteln und mit mir reiten!“ — Lutold sattelte, für Heinrich den Rappen, für sich den Braunen.

Unten, an der Wasserburg, hielt Heinrich kurze Weile still, unentschlossen, ob er stromauf, stromab reiten sollte. Dann wendete er das Roß und schlug denselben Weg ein, den der Elbstrom nimmt, nach Nord-West, dem Keilbusch zu.

Am Neubau des Klosters zum heiligen Kreuz, dessen Nonnen noch immer in der Wasserburg weilten, stieg er ab und betrachtete den Bau. Von außen schien es, als ob das Kloster fertig sei. Das Innere war noch lange nicht vollendet. Das dauerte dem Stürmischen zu lange, und er beschloß, mit Bischof Henricus zu bereden, daß dieser die Vollendung fördere.

Die Weihe, die auf dieser frommen Stätte lag, hatte auch ihn ergriffen, mehr aber noch die Weihe der Natur, als er weiter ritt in gleicher Richtung.

Zur selben Zeit reichte der seitliche Bergwald bis fast herab zur Elbe; ein schmaler Wiesenstreifen nur lag frei. Doch ließ sich von Zeit zu Zeit durch die Bäume hindurch

das helle breite Band des Stromes von dem schmalen Waldweg aus erkennen, den Heinrich mit dem, in gemessener Entfernung folgenden Knappen einschlug. Und so dicht war der Wald auch von oben nicht, daß nicht der Lerche Jubiliren hätte durchdringen können.

Heinrich fühlte sich unbeschreiblich wohl in seiner Unabhängigkeit, nach der er strebte sein ganzes Leben lang. Heut wollte er sie ganz genießen; darum ward ihm schon die Begleitung Lutolds zu viel. Kaum eine halbe Stunde war er im Forste weitergeritten, da sprang er ab vom Pferd, gebot dem Knappen, es zu halten und seiner hier zu warten. Drauf schlenderte er wohlgemuth zu Fuß im Walde weiter.

Scheu sprang das Rehwild zur Seite, das herabgestiegen war, von den fetten Kräutern der Elbwiesen zu kosten. Nicht weit sprang es, dann sah sich's um und blieb beruhigt stehen, als es den jungen Wanderer allein umherschreiten sah, elastischen Ganges und wohlgemuth. So sah kein Jäger aus. Ein eng anliegend hellgelb Beinkleid trägt der nicht, auch nicht solch schmuckes kurzes Wammes von himmelblauem weichen Tuchstoff. Dazu einen schneeweißen, reichgestickten Kragen um den schlanken Hals und ein Baret aus gleichem Stoff wie's Wammes. Das sahen die klugen Thiere gleich, daß der angehende Jüngling nicht kommen war, ihnen feindselig zu begegnen. Sie grasten weiter. Und Heinrich schritt weiter, bis er an einer Lichtung still hielt und aufwärts blickte.

Vor ihm entfaltete sich ein lieblich Bild. Da, wo das Thal des muntren Schieritzbaches in das rechts abbiegende Elbthal mündet, erhebt sich ein mäßiger, doch

steiler Berg. Auf dessen Gipfel stand die Warte Zehren mit mächtigem Thurm und starkem Gemäuer, die König Heinrich einst bald nach Erbauung der Wasserburg zum Schutze gegen die heidnischen Sorben errichtet hatte. Am Fuße aber des Berges spiegelte sich die kleine, dem heiligen Michael geweihte Kapelle im nahen Strome ab mitsammt dem Buchenwald, der sie im Halbkreis umgab. So nahe hatte Heinrich jenes Bollwerk des früheren deutschen Königs noch nicht gesehen. Aufmerksam betrachtete er vorwärtsschreitend bald die zinnengeschmückte Warte, bald das Kirchlein zu deren Füßen, bald das Bild im Spiegel des Stromes, und hätte wohl noch länger sich daran gelabt, wenn nicht vor ihm in niedrigem Gebüsch ein Rascheln entstanden wäre, das seine Neugier rege machte. Nur wenig Schritte noch und er sah zwei dunkelbraune und zwei himmelblaue Augen auf sich gerichtet. Die braunen gehörten einem jungen zahmen Rehlein an, deß Hals geschmückt war mit einem bunten Kranze. Die blauen aber waren eines Mägdeleins von etwa fünfzehn Jahren, das neben dem Rehlein im Grase saß und Kränze wandt, von Zeit zu Zeit das reiche blonde Haar, das aufgelöst ihr auf die weiße Brust gefallen, mit einer anmuthigen Kopfbewegung zurückwerfend.

Rehlein und Mägdlein staunten wohl, doch ließen sie sich durchaus nicht stören, als Heinrich hinzugetreten und überrascht die Gruppe betrachtete.

„Was schaffst Du da?". fragte er und stellte sich zur Maid.

„Ich winde Kränze", gab sie zurück und flocht ruhig weiter.

„So viele? Und für wen?", forschte Heinrich weiter.

„Die sind für den heiligen Michael.“

„Den heiligen Michael?“, fragte Heinrich lächelnd. „Ist denn das Rehlein hier ein Heiliger?“

Da lachte hell die Maid und sagte:

„Wie soll ein Thierlein denn heilig sein? Schau dich um! dort an der Kapelle sieh'st um den Hals des Heiligen schon einen Kranz. Nun kriegt er auch an jeden Arm noch einen und auf den Kopf.“

Nunmehr ließ sich Heinrich der Maid zur Seite nieder. Schüchtern blickte er sie von der Seite an, während sie wandt; schaute von dem blauen Auge auf den runden schlanken Hals und auf das einfach schmucke Kleid, daraus zwei niedliche bloße Füßchen hervorschauten, daneben lagen die Schuhe; bis er zuletzt der Bewegung der lebensfrischen runden Arme folgte und den Fingerlein zusah, wie sie geschickt bald Blumen, bald Blätter anfügten und mit Bast zur Rundung eines Kränzleins vereinigten.

Da drehte die Maid das Köpfchen ihm zu, blickte ihn voll an und fragte:

„Willst nit mit helfen?“

„Kann' nit, Maid!“, entgegnete Heinrich; „will dir aber Blumen bringen und Grünes.“

„Laß's sein!“, rief's Dirnlein. „Hab vollauf hier, also, daß auch mein Rehlein eins bekommen konnt.“

„Das gehört dir?“

„Hab's mal im Wald gefunden, als's noch klein war. Weißt du, die Ricke traut dem Rehbock nit, wenn sie Junge hat, und sagt's ihme erst nach zehn, zwölf Tagen, wie mir der Burgwart droben hat erzählt“.

„Ist das dein Vater?“

„Nein, Herr Gerlach ist ein Gefreundter meines Ohms, und ich bin zu Besuch bei seiner Frau, und wenn die Tage um sind, bringt sie ihme die Jungen".

„Die Frau des Burgwarts Gerlach?", fragte Heinrich lachend.

Drauf sah ihn die Maid erstaunt an. Doch da sie ihn noch lachen sah, lachte auch sie und sagte:

„I du! was du doch schwätzest! Die Rieke bringt sie ihrem Mann und meint's gut mit ihme, auf daß er soll die Kitzlein ja recht lieb hab'n und sich ihrer freun. Und da hatt' die Ricke doch wohl eins vergessen. Das hab ich mit heimgenommen und habs groß gezogen und nun ist's zahm und folgt mir auf Schritt und Tritt. — Komm Trude!", rief sie dem Rehlein zu; „komm her und mein's gut mit dem Büblein hier!"

Das Rehlein aber hatte anderweit zu thun. Es mühte sich vergeblich, den Kranz um seinen Hals mit den Zähnen zu fassen, um das Grünzeug daran abzuknappern. Weil das nun aber einen gar possierlichen Anblick gab, so mußten Heinrich und das Mägdlein lachen. Die Maid zog das zahme Thier an sich heran und drückte dessen Kopf zärtlich an ihre Brust. Heinrich krauelte ihm den Hals und sagte:

„Und Trude hast du's genannt?"

„Ach ja!" gab das Dirnlein zur Antwort. „'s ist gar zu traut."

„Und wie heißest denn du?"

„Ich? Ich bin die Libgart. Und du?"

„Ich heiße — ich bin Heinz."

„Heißt dein Vater auch Heinz?"

Auf diese Frage der Maid blieb Heinrich anfangs still. Dann sagte er in leiserem Tone:

„Ich habe längst keinen Vater mehr.“

Libgart faßte seine Hand und sagte voll Mitleid:

„Ach, wie du mich dauerst.“

Heinrich wollten die Thränen kommen; doch schämte er sich ihrer vor der Maid.

„Du sprachst von deinem Ohm“, sagte er. „Wer sind denn deine Aeltern?“

Der Libgart perlten die hellen Thränen hervor. Sie senkte den Kopf und sagte:

„Die liegen — schon lange — im Grabeloch.“

Da faßte Heinrich die Hand der Maid mit seinen beiden Händen und drückte sie fest. Schweigend saßen Beide nebeneinander und blickten traurig vor sich hin auf die Wiese. Erst als Heinrich der Maid ins Gesicht sah, bemerkte er deren Thränen.

„Weine nicht!“ sprach er, noch immer leise und strich mit der Rechten der Maid Augenperlen ab. „Ich kann's nicht ersehen, wenn Jemand weint.“

Libgart ließ es geschehen, drückte ihm die trocknende Hand und flüsterte, ihn anschauend:

„Du bist so gut.“

Unterdessen war das Rehlein fortgelaufen. Libgart erschrak nicht wenig, als sie es nicht mehr vorfand. Eilig sprang sie auf und rief:

„O weh mir! Mein Trudlein ist davon!“

Heinrich aber tröstete sie, es würde sich schon finden, und sprang in den Wald. Bald hatte er das schmucke Thierchen, und triumphirend brachte er's getragen.

Libgart freute sich wie ein Kind. Sie umarmte das Reh und sagte, ihm mit dem Finger drohend:

„Eia, Trudlein, daß du mir nit mehr davon läufst! Du weißt ja, daß ich immer Jemand haben muß, dem ich gut bin.“

Nun die Gefahr des Verlustes vorüber, ward Heinrich wieder heiter. Er stemmte seine Hände in die Hüften und rief:

„Nun? Und die Libgart giebt mir keinen Finderlohn? Bin ich nicht auch eines Kränzleins werth?“

„Den sollst du haben!“ sagte die Maid, legte das Reh neben sich und setzte sich, einen neuen Kranz zu winden. „Aber du sollst rothe Blumen haben und keine gelben.“

„Warum nicht gelbe?“ fragte Heinrich.

„Gelb ist der Neid“, gab Libgart zurück. „Und die Butterblumen sind auch gelb. — Schau!“ fuhr sie fort und hielt ihm eine volle Butterblume nahe dem Hals unterm Kinn. „Wenn die Butterblume gelben Schein auf den Hals wirft, der hat viel Butter gegessen, darum man neidisch wird. Und du hast viel viel Butter gegessen.“

„Gieb her!“ rief Heinrich, ihr die Blume abnehmend und an ihren Hals haltend. „Und bei dir wird's noch viel gelber, als bei mir.“

„Darum mag ich dir auch keinen Neid in den Kranz winden“, sagte Libgart und begann schnell die Arbeit. „Lassen wir die Blumen roth bleiben. Die halten ihre Farbe, wenn sie auch verdorren.“

Bald hatte sie Knospen von Dornröschen, Pechnelken und röthlichen Aurikeln mit Blattgrün zusammen zu einem Kranze gewunden. Dann stand sie auf und sagte:

„Ich will dir ihn selbst um den Hals legen.“

Als sie aber des schönen weißen Kragens gewahrte, ward ihr bange, er könnte vom Kranze fleckig werden.

„Warte mal“, befahl sie, gab ihm den Kranz in die Hand und erweiterte den runden Kragenausschnitt also, daß die Umgebung des Halses freier hervorschaute.

„So!“ rief die Maid, den Kranz nunmehr auf die frische Haut legend. „Nun schadet es dem Kragen nit. Die Haut kannst wieder abwaschen. — Hast du viel so schöne Kragen?“ setzte sie hinzu und blickte voll Lust auf den geschmückten Hals.

„So viel, daß ich's nicht zählen kann, und —“

Doch Libgart unterbrach ihn und bat:

„Gieb mir einen!“

„Den sollst du haben“, erwiderte er und half ihr, die dem Heiligen bestimmten Kränze aufheben. Dann gingen Beide zur Kapelle und schmückten den steinernen Sct. Michael, die beiden ausgestreckten Arme und den Kopf. Das ging so schnell nicht, denn Heinrich war übermüthig geworden und brachte Wirrwarr in die Ordnung.

Darüber hatte sich das erste Halbdunkel ins Thal gesenkt, also, daß Heinrich an den Aufbruch denken mußte. Lutold hätte sonst geforscht nach ihm, und das liebte er nicht.

„Gute Nacht, Maid!“ rief er und reichte ihr die Hand.

„Gute Nacht!“ entgegnete Libgart und kümmerte sich nur noch um Trudlein, das Reh. Nahendes Hundegebell trieb sie, das ihr liebe Thier in Sicherheit zu bringen. Sie umschritt die Kapelle und betrat den Fußpfad, der zur Warte führte.

Heinrich ging anfangs schnellen Schrittes davon. Dann blieb er stehen und blickte rückwärts. Libgart hatte ein Gleiches gethan. Sie nickten sich zu und gingen Jedes ihres Weges.

Langsam und sinnend ritt Heinrich heim gen Meissen, im Walde langsam, denn hier war's dunkel und Vorsicht vonnöthen. Sobald er aber ins Freie gelangte, steckte er das Kränzlein mit den rothen Blumen ins Wamms und jagte davon, also, daß Lutold kaum zu folgen vermochte.

Droben in der Veste aber schaute er dem hellen halben Monde lange ins Angesicht. In ihm war Alles anders geworden, ein völlig neues Leben eingezogen, das wie ein wunderbarer schöner Traum seine Seele erfüllte. Das merkte er wohl, doch blieb ihm unbewußt, woher dies kam.

Am andren Tage ging er zu Henricus, des noch immer nicht fertigen Klosters gedenkend. Gern erklärte er sich bereit, zur schnelleren Vollendung des Baues beizutragen und der Bischof verhieß, erwirken zu wollen, daß er durch einen Ablaß könne Geld erwerben, also, daß der Umzug der Nonnen, die ohnehin durch das geräuschvolle Leben in der Veste nicht selten gestört würden, bald erfolgen könne.

Auch hinüber zum Sct. Afrastift begab er sich, fragte viel nach der deutschen Sprache und der Bedeutung von Personennamen, wie: Ludwig oder Chlodowig, Judith oder Jutta, und von — Libgart. Propst Albert erklärte ihm Alles, sprach auch vom Etymon und daß verschiedentliche Worte von einem Stamm herrührten, wie: ‚grau, grämlich, grimmig, Gräber, Griesgram'. „Nein!", fuhr Propst Albert lächelnd fort, als Heinrich eine Zwischenfrage that. „Nein! ‚Grimma' stammt davon nicht her.

Das ist ein slavisch Wort und kommt vom slavischen Grime. Doch giebt's auch freundliche Begriffe, die man versucht wär, auf einen Stamm zurückzuführen, wie: ‚Frau, Freude, Friede, Frommheit, Froh', und Andres mehr". — —

Als Heinrich in seine Kemnate zurückgekehrt war, bewegte er noch lange in seinem Innern das Gehörte; daß ‚Fraue, Freude, Friede' zusammen stimmt und stammt; daß Ludwig soviel wie Ruhmkämpfer oder Ruhmheiligthum bedeute; daß Juditha die Gottesbekennerin heiße, und Libgart — —

Er fand am ganzen Tage keine Ruhe, las bald in Walthers, bald in Ulrichs Dichtungen, doch unaufmerksam und zerstreut; bald schaute er zum Fenster hinaus und fand, daß man den Wartthurm von der Warte Zehren deutlich sehen konnte.

Gegen seine nächste Umgebung war er wortkarg und einsilbig, also, daß die Pagen glaubten, der sonst so heitere Fürst habe eine Trauernachricht erhalten. Bünau wollte wissen, er habe ihn Verse schreiben sehen.

So konnte es nicht länger fortgehen. Er mußte hinaus ins Freie; mußte, was ihm sein ganzes Leben lang wohlgethan, sich ausreiten und tummeln. Und als er nach etlichen Tagen des zwar wohlverwahrten, aber vergessnen Kränzleins in einer seiner Truhen wieder gewahr ward, überflog sein Antlitz ein heller Schein. Er hatte ja versprochen, der Maid einen schönen Kragen zu schenken.

Lutold mußt eines Abends wieder satteln. Der nahm an, daß sein junger Herr wohl abermals zum Burgwart Gerlach reiten wolle, wenngleich ihm unbegreiflich und unerwünscht war, daß er im Walde zurückbleiben gemußt. Droben in Zehren würde er einen guten Trunk erhalten

haben. Und heute Abend verlangte der Fürst wiederum, er solle an derselben Stelle bei den Pferden bleiben.

Heinrich war an der Kapelle des heiligen Michael angelangt, an dessen Steinbild heute noch die Kränze prangten. Der Jüngling spähete nach allen Richtungen; er fand keine Maid.

Beklommen schritt er weiter, einen schmalen Fußpfad fort, der nach dem Berge der Warte führte; stieg durch Gehölz empor und sah bald einen Heckenzaun vor sich, dahinter ein einfach Gärtlein, einen Pfeilschuß weit entfernt vom Lugthurme. Plötzlich hörte er eine wohlbekannte Stimme:

„Da bist du ja!?", und etwas vorwurfsvoll tönte es weiter: „Hab alle Tage gedacht, du würd'st mir den schönen Kragen bringen".

Jetzt erkannte der Forschende Libgart im Gärtchen.

„Hab ihn auch mitgebracht!", rief er und reichte ihr die Hand über den Zaun. „Aber komm heraus! ich will dir ihn selbst umlegen, wie du mir den Kranz".

Ohne Weiteres faßte er die Maid mit beiden Händen unter den Armen und hob sie kräftig zu sich über den Zaun.

„Wie stark du bist!", sagte Libgart; „ich bin doch schwer!?"

„Nicht viel schwerer, als der Kragen", erwiderte Heinrich und wollte ihr das gestickte Linnen umlegen. Die Maid aber sprang lachend mit dem Kragen etliche Schritte zur Seite und legte ihn sich selbst um.

„So!", rief sie. „Nun seh ich gerad so schön aus wie du!"

„Wo hast du denn dein Reh?", fragte Heinrich.

„Das steckt dahier im Gärtlein und hab's angebunden. Es liefen zu viel wilde Köter umher, also, daß ich's sorglich hüten muß".

Heut war der Jüngling nicht mehr so schüchtern, wie neulich. Er legte einen Arm um ihre Schultern und sagte:

„Weißt du denn auch, warum du Libgart heißest?" Und als die Maid das Köpfchen schüttelte, fuhr er fort: „Schau! es liegt ja gleich im Namen: ‚die liebe Hüterin', und das bist du, auch wenn du keinen Kragen trägst".

„Ei!", rief das Mägdlein; „hab mich dafür noch gar nit bei dir bedankt, du guter Heinz!?"

Da faßte Heinrich etwas zaghaft das Kinn der Maid und sagte:

„Umsonst sollst den Kragen auch nit kriegen".

„Was kostet er denn? Heinz ich hab kein Geld".

„Das mag ich auch nit. Sollst mir was andres geben".

„Was andres?", fragte Libgart und schaute ihn an wie ein Kind, das nur Eines kennt, womit es danken kann. Sie spitzte das Mäulchen; doch ehe sie sich auf die Zehen hob, war Heinrichs Mund schon auf den rothen Lippen der Maid. Da ward sie roth und entwandt sich seiner zarten Umarmung.

„Libgart!", rief plötzlich eine helle Frauenstimme aus der Warte heraus.

„Frau Gerlach ruft mir!", flüsterte Libgart. „Leb wohl!" Ein Händedruck noch, dann wollt sie durch ein seitlich gelegenes Thürchen entspringen. Doch noch einmal kehrte sie zurück, umfaßte den Jüngling mit beiden Armen und küßte ihn mit den Worten:

„Heinz! ich hab dich fast so lieb wie mein Rehlein!“
Schnell war sie verschwunden.

Heinrich aber stand da wie ein Träumender. — — —

Noch spät, als unten im Städtlein Meißen die Lichter schon verlöscht waren und nur am Rathhaus ein Fackelschein sich zeigte, saß Heinrich in seiner Kemenate und las mit verklärten Augen, was Ulrich von Lichtenstein einer holden Fraue einst gewidmet:

Heil meinem Sinne,
Der mir je gerathen die Lehre,
Daß ich sie minne
Von Herzen, je länger, je mehre.
Daß ich sie ehre
So recht als ein Wunder,
So sunder,
So sehre,
Sie minn' und meine,
Die Reine,
So selig, so hehre.

Und weiter blätterte er und las, was er zuvor schon oft gelesen, doch mit einem Bret vor dem Herzen. Jetzt verstand er, was die Meistersinger mit der Minne meinten. Jetzt strömte es ihm warm durch's Herz, als er weiter las von Ulrichs Herzerguß:

Ich sah in's Auge ihr zur Stund,
Da sprach ihr rosenfarber Mund
Mir zugewandt ein süßes Wort.
Das ist all meines Heiles Hort,
So lange ich auf Erden lebe,
Das ich um keine Schätze gebe.

Du bist ein Wort so süßer Art.
Wohin ich kehre auf der Fahrt,

So mag ich dein vergessen nicht;
So Liebes mir von dir geschicht.
Doch mußt du in dem Herzen mein
Für alle Zeit verschlossen sein.

Auf seinem Lager faltete er die Hände und wollte beten. Aber der liebe Gott sah ihm aus wie Libgart und dieser Gott flüsterte: „Heinz, ich hab dich fast so lieb wie mein Rehlein“. Es war vielleicht das erste Mal in seinem Leben, daß aus dem Gebet nichts Ernstes werden wollte. Der Schlaf überwältigte ihn und lächelte, als er des Jünglings Lächeln auf den Lippen sah. — —

Drei Tage lang hatte sich Heinrich zu beherrschen gesucht. Sein wonniges Geheimniß sollt keines Menschen Seele auch nur ahnen. Dann aber zog es ihn mit Allgewalt fort, den lieben Weg entlang, an der Michaelkapelle vorbei, hinauf an's Gärtlein der Warte. Kein Mägdlein wollt sich blicken lassen, kein Laut der lieben Stimme ließ sich hören an dem Zaune. Statt deren hörte er eine rauhe Männerstimme sprechen: „Nun Libgart wieder fort ist, mag der Stall, darein sie in der Nacht ihr Reh gesteckt, für meine beiden neuen Hunde eingerichtet werden“.

Eine Frauenstimme antwortete. Heinrich konnt nicht verstehen, was sie sagte.

Libgart ist fort! wohin? — Traurig und nur mit diesem Worte beschäftigt, ritt Heinrich wieder heim gen Meißen.

Der Sommer ging zur Rüste. Die Scheuern waren voll goldenen Getreides, die Ernten reich und gut. Die rothen und blauen süßen Früchte an den Bäumen warteten des Schüttelns, der Wein der vollen Reife.

Auch Anderes war der Reife nahe. Bischof Henricus hatte längere Zeit in der Veste Stolpen geweilt und von hier aus unterm 9. September einen Ablaß von 30 Tagen allen denen erteilt, welche das Kloster zum heiligen Kreuz am Kreuzerhöhungsfeste bußfertig besuchen und ihre Gaben darbringen, so zur Vollendung des inneren Ausbaues bestimmt waren.

Heinrich war oft und längere Zeit in Grimma. Still und zurückgezogen fand man ihn dort, doch wagte Niemand, in ihn zu dringen, was ihm sei. Der breite Muldenfluß und drüben die bewaldeten Hügel erinnerten ihn an Zehren, nur daß letztere der Burgwarte entbehrten. Viel Arbeit hier und dort in seinen Landen brachte sein Sehnen zeitweilig zum Schweigen.

Doch als der Herbst begonnen, zog es ihn zurück gen Meißen. Zum vierten Male wandt er sich nach Zehren, betrachtete den heiligen Michael, die Gartenhecke und die kleine Thür, durch welche Libgart seinen Blicken entschwunden war. Dort tönte es in ihm noch einmal ‚Libgart ist fort‘. Er ward des Wortes nicht los den ganzen Rückweg.

Hätte er damals doch gefragt, wer und wo ihr Ohm sei. Doch wer kümmert sich in der Beseligung der ersten Liebe um Personenfragen!

Den Burgwart Gerlach auszuforschen? Nein! das ging nicht an; noch weniger, durch andere Leute erspähen zu lassen. Sein warmes Minnegeheimniß durfte nicht an den kalten Tag kommen. Gehoben von seinem reinen Herzenstriebe, begann er zu versuchen, sein Geheimniß in stiller Stunde dem Papiere anzuvertrauen. Das legte er in die Truhe, darin das Kränzlein verwahrt war.

Am liebsten hätte Heinrich sich seinen Träumereien hingegeben; doch litt das nicht sein Stand als Fürst. Tag für Tag mußten Geschäfte erledigt, Schenkungen und Stiftungen durch ihn bestätigt werden. So hatte Ritter Timo von Radeberg nebst seiner Schwester Agnes dem Spital zu Meißen das Vorwerk Gröbern zum Eigenthum überwiesen; der Ministerial von Schönburg ein Benediktinerinnen-Kloster zu Geringswalde gegründet und reich ausgestattet. Dergleichen alles bedurfte der landesherrlichen Festigung.

Und als Meinher dem jungen Fürsten berichtet, zwischen Zadel und Herstein machten herzugelaufene Bären die Gegend unsicher, da erwachte in ihm die Lust zur Bärenhatz. Schon andren Tages brach er mit dem Jagdgefolge auf.

Damals war auf der Höhe zwischen Proschwitz und dem heutigen Diesbar eitel Wald. Die alten slavischen Dörflein, die in ihm zerstreut lagen, waren klein und wenig wirthbar. Drum mußte auf Mitnahme von Speiße und Trank Bedacht genommen werden, also, daß die Zahl der Träger nicht gering war.

Die Hatz hatte den ganzen Tag gewährt mit großem Eifer. Bis Abends, als die Dämmerung sich niedersenkte, waren 2 Bären erlegt worden. Das war dem jungen Markgrafen noch zu wenig. Begierig stürzte er sich tiefer in das Dickicht und mit solcher Eile, daß zween seiner Knappen ihm kaum folgen konnten. Je ungeduldiger er aber ward, je mehr kam er von der Hauptjagd ab. Nun hatte er sich ganz verirrt und wußte im dunklen Forste nicht mehr wo aus und ein. Ein Hüfthorn hatten die beiden Knappen auch nicht, all Rufen war vergeblich.

Es blieb nichts andres übrig, als nach der Schätzung, wo die Elbe sein könne, drauf los zu reiten. Endlich gelangten die drei Abgetrennten in einen Waldgrund, darin ein kleines Wässerlein gurgelnd dahin floß. Dem folgten sie in der richtigen Vermuthung, das Bächlein werde sich in den Strom ergießen.

Nach einer halben Stunde vorsichtigen Reitens sahen sie Lichter durch die Bäume blinken.

„Herr!“, rief da der Knappen einer, „jetzt sind wir gesichert. In Kurzem müssen wir Schloß Suselitz vor uns sehen“.

Er hatte Recht. Die Lichter mehrten sich und bald lag vor ihnen in anmuthiger Gegend am Ausgange des Grundes das stattliche Schloß. Wie ein eckig Hufeisen war's geformt mit langen Seitenflügeln und zahllosen Fenstern, aus deren etlichen die Lichter blinkten.

Nun war Heinrich geborgen. Der Ritter Bernd von Suselitz schätzte sich's zur hohen Ehre, seinen jungen Landesherrn beherbergen und bewirthen zu können. Doch als er von Heinrich erfuhr, wie es gekommen, und daß er um das Jagdgefolge besorgt sei, das ihn suchen würde, da tröstete der Ritter und sagte:

„Herr! laßt das meine Sorge sein. Wenn Ihr einen Eurer Knappen mitgeben wollet, so laß ich ein Dutzend Mannen mit Fackeln ausspähen, ob wer vom Gefolge zu treffen ist. Die Nacht ist still, also, daß ich hoffe, es werde der Hornstöße wohl vernehmen. Nur kurze Zeit bitt ich um Urlaub, Herr, bis ich Alles angeordnet. Befehlet über mein ganzes Haus. Bin zwar seit langer Zeit ein kinderloser Witwer, und ein treu ergeben alt Weib nur führt die Wirthschaft, doch soll's an nichts

gebrechen. Und wenn ich dienen kann, so mag meine Niftel Euch in der warmen Herrenstube einstweilen einen Becher guten Weines bringen.“

Das nahm Heinrich dankbar an. Ritter Bernd führte ihn in ein zwar schlicht, doch traulich ausgestattetes warmes Gemach und empfahl sich, um die Niftel anzuweisen; also hieß dazumal die Nichte.

Diese aber, als sie gehört, der junge Fürst sei Gast, hüllte sich schnell in ein schöner Gewand. Und während der Ritter unten Heinrichs Knappen sich erst stärken ließ und seine Mannen zusammenberief, trug die Niftel den Wein im schönsten Pokale, den das Schloß aufzuweisen hatte, zum fürstlichen Gast hinein.

Heinrich saß mit dem Rücken gegen die Thür an einem, von zwei Lampen erhellten Tisch und blickte still vor sich hin. Erst als die Niftel nahe bei ihm war und unter Verbeugung den Becher reichte, bemerkte er ihre Gestalt; so leise war ihr Tritt auf dem glatten Estrich. „Ich dank Euch, Jungfrau!“, sagte er kurz und trank begierig von dem Weine.

Doch als er aufschaute, sprang er auf und stand auf kurze Weile sprachlos vor der Maid.

„Libgart!“, brach er dann los und faßte überrascht des Mägdleins Hände. „Du hier? Wie kommst du zu dem Ritter von Suselitz?“

„Heinz!“, rief die Maid erfreut im ersten Eifer. Darauf ward sie glühend roth und stammelte: „Herr Fürste! — ach Gott! — Verzeihet, Herr! — ich darf allhier nit sein!“

Mit diesen Worten eilte sie fort. Heinrich sprang ihr nach und hielt sie.

„Libgart!“, flüsterte er; „liebste Maid! bleib da! bist du mir denn nicht mehr gut?“

Da hub die Maid zu weinen an, wandt sich los und entwich. War das Groll?

Heinrich stand sprachlos noch an der Thür. Libgart, in edler Tracht, war ihm viel größer erschienen und noch viel, viel schöner. Er bedurfte noch geraumer Zeit, ehe er sich sammeln konnte. Dann aber überkam den sittig-ritterlich Erzogenen die verständige Überlegung, daß er der Ehre des Hauses nicht zuwider handeln dürfe. Wer aber konnt auch ahnen, daß das liebe herzige Kind in Zehren die Nichte seines Wirthes, wenngleich nur eines Vasallenritters, war?

Doch trotz der Überlegung begehrte die Liebe stürmisch in ihm auf und stritt mit der Veränderung der Lage. Es war Alles so plötzlich gekommen, daß er den Widerstreit nicht völlig dämpfen konnte. Er stützte das Haupt auf beide Hände und sann und sann; doch durch all der Gedanken Menge drang immer wieder von Neuem das liebe Bild hervor. Das konnte er doch nicht aus dem Herzen reißen.

So in sich versunken traf ihn der Ritter an. Der war ob der Ehre, die seinem Hause widerfuhr, gar hoch erfreut und mühte sich, als er erfahren, daß Libgart wegen argen Herzklopfens ihr Lager aufgesucht, den jungen Landesherrn selbst zu bedienen. Ein trefflich Mahl ward aufgetischt, dazu der Wein gut mundete. Und weil der hohe Gast ihm zum Reden zu müde erschien, glaubte er, für Unterhaltung sorgen zu müssen. Er begann mit der erneueten Entschuldigung, daß nicht besser bedient würde. Libgart, seine Niftel, habe es bisher immerdar gethan,

nur heute sei sie wegen überkommener Unpäßlichkeit nicht im Stande, aufzuwarten. Und nun quirlte ein Gedanke durch den anderen. Daß sie seiner verstorbenen und verwitweten Schwester Kind sei, das er, da sein Weib noch lebte, zu sich genommen. Und wie auch seine Gemahlin gestorben, sei die Maid bereits 12 Jahre alt gewesen und er habe sie mit Hülfe einer alten treuen Wärterin und des Rathes von Gerlachs, des Zehrener Burgwarts, Weib allein auferzogen. Doch könne es so auf die Dauer nicht bleiben, zumalen doch einst die Zeit kommen könne, wo er sein Schloß mit den zugehörigen Gütern verkaufen würde.

So mitten im Redefluße, dabei Heinrich sich nur mit einem So! oder einem Kopfnicken betheiligt, merkte der Ritter doch, daß sein vornehmer Gast müde sei. Drum hielt er inne und ward des Weiteren auch überhoben, da Heinrich seinen freundlichen Wirth bat, ihm sein Lager anzuweisen. — — —

Am nächsten Morgen, als die Sonne bereits in die traulichen und zahlreichen Gemächer des Schlosses leuchtete, erwachte Heinrich neu gestärkt, und um des Gefolges willen beruhigt. Des Ritters Mannen hatten es getroffen und gesprochen, und weil Heinrich es wünschte, waren die Jäger noch in der Nacht gen Meißen zurückgekehrt.

Die Mitgabe einer Geleitsmannschaft lehnte der Markgraf dankend ab; seine zwei Knappen genügten ihm. So konnte er ungestörter seinen Gedanken leben.

Beim Abschied trug er dem Ritter einen Gruß an Libgart auf und ließ ihr volle Gesundung und Heil wünschen. Dann ritt er mit seinen Knappen denselben Weg, den er im Dunklen gekommen war. Hell leuchtete

das stattliche Schloß aus dem Walde hervor und blau das Bächlein im schönen, lieblichen Waldgrunde. Noch einmal schaute Heinrich zurück auf die Fenster des Schlosses, ob er etwa dahinter ein junges weiblich Wesen erblicken könne. Doch an die 17 Fenster hat jeder Flügel. Da hielt es schwer, Jemandes ansichtig zu werden.

Peter, der alte Schloßvogt, geleitete ihn bis an eine Stelle, da ein besserer Weg anhub. Heinrich gab ihm ein fürstlich Geschenk, darob der Greis beinah vergessen hätte, zu danken und sein Käppchen abzuziehen.

Aus Herbst ward Winter. Monat auf Monat verrannen, bis endlich über's Paradies des Meißnerlandes sich eine kalte weiße Decke legte. Doch in Heinrichs Brust blühte noch die Lenzesluft. Jetzt hatte er ja die Perle in der rauen Schale der Muschel. Jetzt hatte er, zu singen und zu preisen. Als das Weihnachtsfest sich nahte, da trieb es ihn mit aller Macht den Griffel in die Hand.

Daneben lag das verdorrte Kränzlein auf dem Tisch, deß Blumen sich noch immer roth erhalten hatten. Gelb ist der Neid, und Roth die Liebe. Und die Maid hatte die gelben Blumen verworfen und roth mußten sie sein.

Doch wie anders stand es jetzt. Seine Liebe hatte festere Gestalt genommen, war aber auch ernster geworden. Er durfte nichts thun, darunter die holde Maid etwa in üblen Ruf hätte kommen können. Und doch drängte es ihn mit aller Macht, ihr wieder in die Augen zu schauen, an ihrem Herzen zu versichern, wie lieb sie ihm sei. Die

That forderte Vorsicht um der Geliebten willen. Daß er sie ebenso hoch ehre als liebe, das mußte sie erfahren. Aber wie?

Da faßte er den Griffel und schrieb, wie's ihm um's Herz war, vom ersten Sehen an bis zur Gegenwart warm und innig nieder das erste seiner uns bekannten Lieder:*)

Lassen wir die Blumen roth bleiben,
Die einst dorren; 's währet nicht zu lang;
Singen von dem minniglichen Weiben.
Nach einer stets mein sehnend Herze rang.
Möcht' sie doch bedenken sich,
Daß kein Groll in's Herz ihr schlich.
Das wende, Lieb! so lieb ich ewig dich.

Sagen hört ich: dem sei wohl im Herzen,
Der der tugendlichen Minne pflegt.
Doch er hüt' sich, je es zu verscherzen.
Anders nie hab Liebe ich gehegt.
Daran dacht ich, daß es tagt.
Übermuth treff nicht die Magd.
Dachte, daß darob die Welt nichts Übles sagt.

Liebes Lieb, ich denke Dein in Ehren!
Wende mir nun auch die Herzensqual,
Die ich fühlt von Tag zu Tag sich mehren,
Seit ich dich gesehn zum ersten Mal.
Dein viel rosenfarbner Mund
Hat das Herze mir verwundt.
Das wende, Lieb! auf daß ich werd gesund.

Mit Sorgfalt hatte er es niedergeschrieben, mit großer Sorgfalt verpackt und versiegelt. Darum einen zweiten Umschlag und einen Zettel an Peter, der lesen konnt: Er sollts der Libgart geben.

---

*) Übersetzt und abgerundet vom Verf.

„Lutold!", rief er dem vertrauten Knappen. „Spute dich und reite zu Peter, dem Schloßvogt von Suselitz und giebs ihm und warte, was er darauf etwa zu sagen hat".

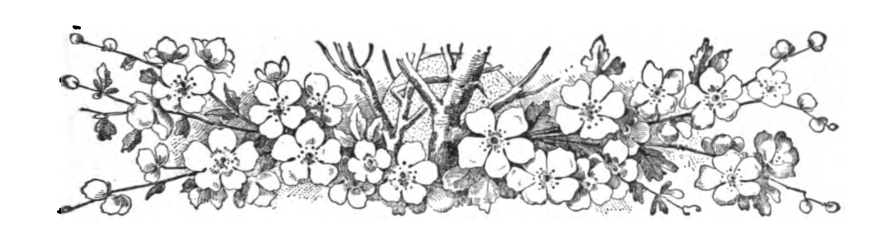
Lutold ritt früh beizeiten. In 6 Stunden konnt er zurück sein. Aber diese 6 Stunden wurden dem Harrenden zur Ewigkeit. Hoffend und bangend kreuzten sich die Gedanken. Es war schon lange her, da er sie zuletzt gesehen. -

Lutold kam und bracht die Kunde mit vom Schloßvogt, Libgart sei vor Kurzem in's neue Kloster zu Geringswalde gangen und hätt viel geweint, da sie vom Ohm und von ihm, den alten Mann, hätt Abschied genommen. Doch wollt er sehn, das Schreiben in's Kloster einzuschmuggeln.

Und nach Lutold kam ein reitender Bote gen Meißen von seiner Mutter Jutta. Die schrieb ihm, daß Herzog Friedrich wunderlich, und es besser sei, daß seine Vermählung mit Constantia im nächsten Jahre stattfinde.

Da fiel es Heinrich plötzlich wie Schuppen von den Augen, daß er dereinst gebunden worden sei. Drauf beugte er sich nieder und weinte bitterlich bis tief in die Nacht.





Dritter Abschnitt.

1234 bis 1235.

Die Maienlust des Herzens kommt meist nur einmal; nur selten kehrt sie wieder. Doch die in der Natur bleibt treu: in jedem Jahre stellt sie sich ein mit ihren alten, ewig jungen Reizen. Auch der Mai des Jahres, da man schrieb 1234, hatte nicht umsonst den Namen Wonnemonat; von Anfang bis zu Ende war der Himmel blau und nur des Nachts entsandt er seiner Zeit milden warmen Regen.

Kein Wunder, daß da Jung und Alt, Vornehm und Gering, Arm und Reich viel lieber draußen weilen im Freien, als daheim in den engen Stuben. Wenn nun dazu kommt, daß man ein groß Schaugepränge erwartet, wie im Städtlein Meißen, als der Mai mit seiner letzten Woche Abschied nahm, da wird das Leben noch erklärlicher, das sich auf Meissens Gassen und Plätzen zeigte. Was irgend gesunde Beine hatte, vertauschte den glatten Estrich des Hauses mit dem rauhen Boden der Gassen, und wen die strenge Pflicht oder Krankheit an die vier Pfähle band, der lugte von Zeit zu Zeit wenigstens zum Fenster

hinaus, wenngleich sich's in der Arbeitszeit früh 10 **Uhr** nicht recht ziemt.

Doch Niemand schalt darob, denn heute gab's ein groß Ereigniß und viel zu sehen. Markgraf Heinrich wollt einziehen mit seiner jungen Gemahlin Constantia und großem Gefolge, und war von ihm bekannt, daß er an sich und seiner Umgebung gern prachtvolle Gewänder sah.

Da gab's ein Wogen hin und her und Laufen Kreuz und Quer, denn die Mehrzahl der Bewohner wußte nicht genau, durch welches Thor die hohen, höchsten und allerhöchsten Herrschaften kommen würden. Hans Wigelbein, der Schneider, behauptete, sie kämen durchs Brückenthor, darum sich denn der Knäuel Menschen, der dieses gehört, dorthin bewegte. Doch ehe sie hingelangten, kam ihnen Gnutzel, der Töpfer, entgegen und meinte: „Nein! sie kommen durchs Jüdenthor!“ Wenngleich Gnutzel nicht in dem Geruche stand, daß er mit des Verstandes Gaben prassen könnte, so genügten doch seine wenigen Worte, daß eine Umkehr entstand und die Menschenwoge, immer mehr anwachsend, sich zum Jüdenthore wälzte. Hans Wigelbein schüttelte zwar zweifelhaft den Kopf und rief der Menge zu, daß der Fürst sich nun und nimmermehr gerade durch's Jüdenthor bewegen werde. Doch er ward nolens volens mit fortgerissen und Gnutzel blieb dabei, also, daß Wigelbein auf den Töpfer ergrimmt ward ob solcher Thorheit, und sich vornahm, ihm heute noch Eins auszuwischen. Bald sollte er den Triumph feiern, daß **er** Recht hatte.

Lips, der Schmied, ebenso berühmt durch seine Sensen als durch seine Waffen, trat auf und rief der Menge zu, daß der Herr Markgraf und all das große Gefolge durch das Wasserthor einziehen würden. Das entschied! Lips

mußte es wissen. Er war gar wohl bekannt mit vielen Edlen und Rittern und bei ihnen beliebt; sein Rüstzeug und Gewaffen hielt und war bewährt und berühmt im ganzen Lande.

Da drehete die ganze Menge wieder um und wälzte sich zum Wasserthor.

Dort gab's ein groß Gedränge, also, daß Meinher's Mannen zu thun hatten, einen breiten Gang für die Erwarteten frei zu halten. Was ward da Lips beneidet! denn die burggräflichen Reisigen drückten ihm die Hand und ließen zu, daß er um eines Menschen Dicke hervorstand. Dafür leistete der Schmied zum Dank Polizeidienste und hielt, die hinter ihm standen, in Zucht und Ordnung.

„Drängt nit so, Ihr da hinten!“ rief er mit Löwenstimme. „Seht Ihr denn nit, daß die Frau Rathmann, die Aeschardin, hier steht und auch was seh'n will?“

Darob ergrimmte Wigelbein und sprach:

„Nu nu! ein Schneidermeister ist ebenso viel, als die Aeschardin!“

„Halt dein loses Maul, Schneiderseele!“, gab Lips zur Antwort. „Du freilich würd'st dich am liebsten durchschlängeln wie ein Zwirnsfaden durch zerriss'ne Hosen.“

Die Menge lachte und Wigelbein war klug und lachte mit; hatt' er doch auf Lips' Töchterlein Blidhilt ein Auge geworfen und wollt es mit dem Vater nicht verderben.

Doch selbst Gnutzel revoltierte und fragte, was denn Frau Aeschardin voraus hätte. Darauf der Schmied:

„Gnutzel, du bist zu dumm! weißt du denn nit, daß Frau Aeschardin die Tochter ist von weiland Wernt Rissel,

der die schöne Chronika verfasset von Stadt und Land Meißen?"

Das wußte Gnutzel nicht, fand auch nicht Gelegenheit, des Weiteren sich informiren zu lassen, denn alsobald erscholl der Ruf: „Sie kommen, sie kommen!"

Fanfarengeschmetter ertönte, die Trummen wirbelten und auf ging das Thor neben der Wasserburg.

Voraus ritt ein Fähnlein gewappneter Knechte. Ihnen folgte Burggraf Meinher auf hohem Rosse mit vielen Edlen. Ihm grüßten die Bürger zu und er dankte freundlich nickend. Doch als ein Wäglein kam, belegt mit goldbesticktem Purpur, darin Frau Jutta und Constantia saßen, und ihr zur Seite Heinrich ritt in Glanz und Herrlichkeit, da flogen alle Mützen empor, da dröhnte lauter Jubel durch die Gassen und wollt kein Ende nehmen.

Die Aescharдin trat ein Paar Schritte vor, verneigte sich tief und überreichte Constantia einen schönen Blumenstrauß, den die junge Fürstin mit freundlichem Kopfnicken entgegennahm.

„Wie schön ist sie!", sagte die Spenderin dann zu ihrer Begleiterin, und diese antwortete:

„Ach und so jung, so jung!"

„Was wollt Ihr denn!?", sagte eine dritte, Fritzolds Schwägerin und durch den wohl bewandert mit der Zeiten Lauf. „Der Herr Fürste ist erst Sechzehn und sein Gemahl um drei Jahr' älter".

„Erst Sechzehn?", rief die Zweite. „Du meine Güte! und doch so groß und stattlich?"

„Mich dünkt, der junge Markgraf schaue etwas zu ernst darein für einen jungen Ehemann", wagte Frau Aeschard zu behaupten. Doch Lips entgegnete:

„Frau Rathmannin! wenn Ihr an fünf sechs Stunden geritten seid in großer Wärme und habt Durst und Hunger, mit Verlaub und Gunst: da wird Euer hold Angesicht wohl auch nit freundlich dreinschaun“.

Das Gespräch konnt nicht weiter geführt werden; die Pracht des Aufzuges fesselte Aller Aufmerksamkeit. Es folgte noch ein Wäglein, darin drei Edelfrauen von Constantia's Hofstaat. Alsdann in prachtvollen Rüstungen die Burggrafen von Dewin[1]) und Leißnigk, der von Pack, von Chorun[2]) und der von Mogelin[3]), der Kämmerer von Gannstein[4]), Wignand von Herstein[5]), der von Strehla, wie auch der von Hugewitz und von Ertmarsdorf[6]).

„Das sind die Herren“, flüsterte Lips der Aescharbin zu, „die mit dem jungen Markgrafen gen Wien gezogen waren zur Hochzeit“.

„Und die nun kommen?“, fragte die Rathmannin.

„Ich kenn sie alle!“, entgegnete der Schmied und berichtete ihr weiter. „Die Beiden kennt Ihr doch; den Ritter von Suseliz und Burgwart Gerlach von Cerin, ich nenn es Zehren; 's ist gut deutsch geworden und kein Slave wohnt mehr dort. Jetzo kommt der von Telschen[7]) angeritten, gehört zum Burgwart Pesterwitz. Dann der von Gauernitz, daneben der von Lubenitz[8]) und von Lobetaw[9]). Dahinter gleich der Syndikus von Dreßden; die Slaven, die zurückgeblieben, nennen's heute noch Drjezdjenje. Dann kommen —“

Hier ward Lips von seiner Nachbarin getrennt, es entstand Gedränge. Doch sollen darum, die noch nach-

*) [1]) Döben. — [2]) Koren. — [3]) Mügeln. — [4]) Gnandstein. — [5]) Hirschstein. — [6]) Haugwitz und Erdmannsdorf. — [7]) Döltzschen. — [8]) Leubnitz. — [9]) Löbtau.



folgten, nicht verschwiegen bleiben. Es kamen noch, theils Ritter, Syndici, theils Schulzen und andere Würdenträger aus: Bresnica[1]), Cottowe, Cossebude, Luzewitz, Myktyn und Peschin, aus Plawin bei Dreßden, Radebule, Cerkuwitz und Ubegowe, und noch viel andren Orten mehr, dem fürstlichen Ehepaare zu huldigen in festlichem Gewande, hoch zu Roß. Selbst der lange Forberger, der Vorwerksvogt von Stresin[2]) fehlte nicht. Der bildete den Schluß und kam darum in groß Gedränge. Hätts nicht verdient, schon um der würdigen Nachkommen willen des neunzehnten Jahrhunderts, ebenso lang wie der Urahn.

Der Festzug war gar lang; als der Rest desselben noch unten stand am Fuße des Schloßberges, zogen die ersten Mannen oben bereits durchs Burgthor ein.

Die Bürger des Städtleins verliefen sich noch lange nicht. Es gab noch immer was zu sehen. Nicht alle aus dem langen Zuge fanden droben Platz. Die niederen Ritter und die fremden Amtsleute bezogen Herbergen der Stadt und Wohnungen der Bürger. Selbst der reiche Jude Isaak, der einen Hof zu Meissen hatte, öffnete sein Haus den Fremden, von diesen auch dem Ritter Bernd von Suselitz. Die Nachbarn sagten: er brauche Geld vom Juden. Elf Uhr, die Zeit des Mittagsessens, war längst vorüber, als sich endlich die Menschenmenge mählich verlief.

Am heutigen Tag ward allgemein gefeiert. Der Nachmittag verstrich mit Umherschlendern und Betrachten der Fremden, die aus der Burg herabkamen, die Stadt

---

[1]) Briesnitz. Folgende: Cotta — Cossebaude — Loschwitz — Mickten und Pieschen — Plauen b. Dresden — Radebeul — Serkowitz — Übigau. [2]) Striesen.

zu sehen, oder Einkäufe zu machen. Und als es dunkel ward, füllten sich die Gasthöfe, Wein- und Bierhäuser, darin noch mancherlei disputiret ward über den oder jenen aus dem Festzuge. Lips, der Schmied, ging in den güldnen Löwen, allda der Becher Weines etliche zu trinken. Dort fand er den Gefreundten seines Hauses vor, den Tuchmacher Stöckel. Auch Wigelbein, Gnutzel und andere ehrbare Bürger setzten sich mit an Lips' Tisch, also, daß das Gespräch bald in munteren Gang kam.

Gnutzel wollte wissen, wo überall die vielen Fremden Platz fänden. Drauf ward er des Näheren belehrt. Auch Bischof Henricus habe Gemächer zur Verfügung gestellt, ingleichen Propst Albert von Sct. Afra. So groß war die Menge der hohen Gäste.

„Sct. Afra?“, fragte Gnutzel, wenig bewandert in der Vorgeschichte. „Wie kommt denn dieser seltene Name unter die Heiligen?“

Lips wußte das aus Rissels Chronika, davon er einst vernommen, ganz genau und erzählte ihm die Geschichte von der Afra. Darauf ergänzte Wigelbein:

„Und heilig war sie gesprochen, da sich erwiesen, daß ihr Körper auf dem brennenden Scheiterhaufen heil und ganz verblieben“.

Das wollte Gnutzeln, dem Töpfer, nicht sogleich zu Sinn, darum er, wenn auch nicht zweifelte, doch ein gar erstaunt Gesicht machte.

„Hier ist gar nix zu staunen“, rief ihm der Schneider zu. „Wer so ein gut Gewissen hat, dem hat das Feuer nix an. — Hast du ein gut Gewissen, Gnutzel?“

„Das wollt ich meinen“, gab dieser zurück. „Hab mei Lebtag noch niemand betrogen, bestohlen oder gar gemordet“.

„Na!“, sagte Wigelbein. „Da steck mal deinen Finger hin in die Flamme von der Lampe. Da wirst gleich sehen, daß dir's nix anthut.“

Und Gnutzel that es.

„Au! oh weh!“, schrie er darauf und leckte das schmerzende Glied verzweifelt ab, also, das die Uebrigen laut lachen mußten. Doch Gnutzel erwiderte fast weinerlich:

„Ich bin ja auch nit die heilige Afra!“

Das leuchtete Allen ein, besonders dem Tuchmacher, da er ihm sagte:

„Was wär's auch für ein schnackig Ding geworden, wenn dein Finger heil geblieben wär und man hätt dich zum Heiligen gemacht.“

„Der heilige Gnutzel!“ rief Wiegelbein und konnt sich vor Lachen kaum auf dem Stuhle halten.

Auf so allgemein Gelächter war Gnutzel nicht vorbereitet; es verplüffte ihn. So viel verstand er aber doch, daß Wigelbein und Stöckel ihn höhnen wollten. Darob ward er erbost und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Becher wackelten. Auf Beide war er in mehr als einer Beziehung ergrimmt. Ihr Hohn war ihm doppelt widrig. Auch er hatte auf des Schmied's Töchterlein Blidhilt ein Auge geworfen, und wußt dasselbe von Wigelbein und Stöckel, also, daß der Bewerber drei sich hier zusammenfanden und vorauszusehen war, daß diese keinen guten Faden miteinander spinnen würden. Doch bändigte er um des Schmieds und seines heimlichen Wunsches willen seinen Zorn und schwieg. Ob nun Blidhilt Frau Stöckelin, Frau Wigelbeinin, oder Frau Gnutzelin werden sollt, entschied sich heut noch nicht. Wir können auch nicht so lang bei den Dreien oder Vieren

verweilen, da wir uns anderweit noch umzuschauen haben.

Die Rathmannen und sonstigen Würdenträger der Stadt erhielten im Saale des Rathhauses, das damals der Kirche gegenüber an der Ecke des Marktes und der Fleischergasse stand, von Markgraf Heinrich je ein groß Festmahl ausgerichtet an zween Tagen, dazu der Wein nicht gespart ward.

Am ersten Tage gab's 3 inhaltsvolle Gänge, als wie folgt:

Erster Gang:

Eiersuppe mit Saffran, Pfefferkörnern und Honig.
Gemüse von Hirse.
Schaffleisch mit Zwiebeln.
Gebratenes Huhn mit gebackenen Pflaumen.

Zweiter Gang:

Stockfisch mit Oel und Rosinen.
Bleyer in Oel gebacken.
Gesottener Aal mit Pfeffer.
Gerösteter Bückling mit Senf.

Dritter Gang:

Speisefische, sauer gesotten.
Gebackene Parme.
Kleine Vögel, gebraten, mit Rettig.
Schweinskeule mit Gurken.

Am zweiten Tage: — daß ichs gleich hier erwähne —

Erster Gang:

Gelb Schweinefleisch.
Eierkuchen mit Honig und Weinbeeren.
Gebratener Hering.

Zweiter Gang:
Kleine Fische mit Rosinen.
Kalte Bleyer, gebraten.
Gebratene Gans mit rothen Rüben.
Dritter Gang:
Gesalzener Hecht mit Petterlin.
Salat mit Eiern.
Ein Gallardtin mit Mandeln besetzt.

Und ist von alledem noch so viel übergeblieben, daß die Rathmannen am dritten Tage auch ein führnehm Frühstück davon hatten. Vom Wein dagegen, davon der Markgraf auch Elsaßer und Ungarwein gespendet, war am Ende des zweiten Mahles auch nicht ein Tropfen übergeblieben, also, daß die Frühstückenden sich mit heimischem Rathswein begnügeten. —

Je höher wir nach Stand und Ort gelangen, um desto herrlicher entfaltete sich das Fest. Wer dem Mahle in der markgräflichen Burg hätt zuschauen dürfen, würde nicht gewußt haben, was er am meisten bewundern sollte: Die Prachtgewänder des Hofes und der Edlen, den Glanz des Saales, das reiche Tafelgeschirr von Silber und von Gold, die Unmenge kostbarster Speißen und Getränke, da der österreicher, der böhmer und der würzburger Wein in Strömen floß; die saftigen Süßspeisen in Honig, davon um Meissen so viel erzeugt ward, daß man dessen nicht wenig nach Deutschland und nach Böhmen verkaufen mußte. Und nun die Musik von Harfen, Fiedeln und Basußen! Es konnt kaum ein prachtvoller Fest geben im Deutschen Reiche.

Der Schenk, der Marschall und der Truchseß hatten im Anfang voll zu thun und zu hüten, daß die Pagen,

der Cellerarius und der Panifex zu rechter Zeit und rechtem Schick das Ihrige thaten. Erst als Alles in gutem Gange, betheiligten sie sich mit am Mahle.

Hier, an der Fürstentafel, daran auch die vornehmsten der Edlen, sowie der Bischof und Propst Albert von Sct. Afra saßen, erzählte Markgraf Heinrich viel davon, daß er am 1. Mai, da die Hochzeit zu Stadlau bei Wien stattgefunden, auch den Ulrich von Lichtenstein kennen gelernt. Den prieß er als ritterlichen Mann ebenso hoch, wie als Dichter und citirete aus dem Gedächtniß, was er von ihm gehört:

„Tief im Walde süße Töne
Singen kleine Vögelein;
Auf der Haide Blumen schöne
Blühen in des Maien Schein.
Also blüht mein hoher Muth
Mit Gedanken gegen ihre Güte,
Die so reich macht mein Gemüthe,
Wie der Traum den Armen thut.“

„Der Traum!“, widerholte Heinrich und blickte still vor sich hin. Dann fuhr er fort:

„Und Ulrich hat ein wahres Wort gesprochen, da er weiter singt: „Wer wünscht, was er nicht soll, der hat sich selbst versaget wohl.“

Abermals ward er still. Sein Blick begegnete dem des Ritters von Suselitz, der nicht allzuweit an einer anderen Tafel saß. Doch bald ermannte er sich wieder und kam auf das Loblied zu sprechen, das Ulrich Heinrichs Schwäher Leopold gesungen hatte, darein er voll mit einstimmte, also, daß die kleine Wolke sich verzog und nunmehr frohere Laune Platz gewann.

Auch auf Constantia's schönem Antlitz zeigte sich eine Trübung. Die mocht wohl andere Ursach haben. „Was mag es sein?“ flüsterte Propst Albert seinem Nachbar zu, dem von Hugewitz. „Was mag es sein, daß auf den Angesichtern des fürstlichen Ehepaares ein Schatten lag, wenn er auch drauf vorüberging.“

„Ich werd's Euch nachher sagen, hochwürd'ger Herr!“ entgegnete der Edle. „Jetzt ist hier nicht der Ort dazu“. —

An der zweiten Tafel ward von dem Hochzeitsfeste viel gesprochen, wie auch von der großen Reise hin und zurück. Wignand von Herstein hatte schon berichtet und theilte mit, wer Alles mit beim Fest gewesen.

„Hab noch nie in meinem Leben solch glanzvoll Hochzeitsfest erlebt“, sagte Wignand. „Ihr könnt Euch denken, was Pracht da ward entfaltet, da doch mit zugegen waren die Könige von Ungarn und von Böhmen, die Herzöge von Sachsen und von Kärnthen, der Landgraf Raspo von Thüringen, wie auch der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Passau und von Bamberg. Und nun die vielen Ritter!“

„Dritthalb Hundert Knappen haben bei der Gelegenheit Schwert erhalten“, ergänzte der Kämmerer von Gnannstein. „Und an die tausend Grafen, Freiherrn, Dienstmannen und Ritter bekamen reiche Geschenke an Gold, Silber, Roß und Gewand. Die Herzogin, der Fürstin Constantia Mutter, hat viel aufgewandt, die Hochzeit glänzend zu bereiten.“

„Ich muß bekennen“, sagte der von Mogelin, „daß mir ihr Sohn, der Herzog Friedrich nicht recht hat gefallen wollen. Wir im Meißnischen sind guter Sitte und Wohlanständigkeit gewöhnt. Er aber benahm sich in den edlen

Kreisen schier derb und laut, als hätt er's mit Kriegsknechten zu thun."

„Ist auch mir so vorgekommen", fiel der von Ertmarsdorf ein. „Indessen Herzog Friedrich ist ein Kriegsheld, dem man Rauhheit just zugute rechnet".

Weitere Bemerkungen hierüber wurden mit Takt unterlassen und anderen Dingen zugewandt. Der von Strehla war noch erzürnt von der Reise her und berichtete:

„Kaum waren wir ins Meißnische gelangt, da kam eine Schaar Mönche, weiß nicht, weß Klosters, und bettelte auf offner Straße den Markgrafen an um Gerechtsame und fette Pfründe. Der Markgraf wieß sie ab. Hier sei nicht Ort und Zeit, dergleichen zu erörtern. Darauf die kecken Münchlein davon schlichen, doch nur, um an einem andren Orte wieder aufzutauchen und von Neuem zu betteln. Ich sah recht wohl des Fürsten Ärger, auch Hugewitz; der machte sich an sie und rief ihnen zu: ‚Ihr dreisten Münchlein, geht von hinnen! es sei denn, daß Ihr unserer Knappen Rippenstöße kosten wollt'. Erst dann verzogen sie sich."

„'s ist frech und unrecht", warf ein andrer ein, der nicht dabei gewesen. „Ich dächte doch, der junge Fürste gäb den Klöstern an Liegenschaften, Zöllen und Gerechtsamen genug, als daß sie nöthig hätten, dreist zu betteln". —

Auch an den übrigen Tafeln gabs lebhafte Unterhaltung, dabei hie und da derbe Worte fielen über die Clerisei. Wohl mahnten etliche zur Vorsicht; jedoch die Tafelmusik sorgte dafür, daß der Worte Schall für die Ferne übertäubt ward.

Ein Tanz ward nach dem Mahle nicht angeordnet; die fürstlichen Frauen waren müde von der Reise. Doch

bildeten sich einzelne Gruppen, welche die Unterhaltung fortsetzten.

Johann von Hugewitz zog den Propst Albert auf die Seite und trat mit ihm an eines der großen gothischen Fenster, von dem der Blick auf Stadt und Thal gar wonnig ist. Heut ward deß nicht geachtet; Hugewitz sagte in gedämpftem Tone:

„Ich hatt Euch, Hochwürdiger, versprochen, den Grund des Ernstes mitzutheilen, der bei dem Mahle, wenn auch nur vorübergehend, das fürstliche junge Paar beschlichen hatte. Vermuthe wenigstens, daß der hervortrat, als Bischof Henricus sich nach dem Gehaben des Herzogs Friedrich erkundigte. Dem ist der Bischof zwar nicht gewogen, da er sich zu Kaiser Friedrich widerwillig stellt. Indessen glaubte bischöfliche Gnaden vielleicht, aus Wohlanständigkeit sich nach des Herzogs Befinden erkundigen zu sollen.“

„Und sollte des Herzogs Stand zum Kaiser den einzigen Grund geboten haben?“ fragte Albert zweifelnd.

„Nein, nein!“, fuhr Hugewitz fort; „es handelt sich hier um ein scandalum von gräulicher Art.“ Und mit noch gedämpfterer Stimme fuhr er fort: „Am Morgen nach der Hochzeit, da das fürstliche junge Ehepaar noch schlief und Gnannstein und ich Kämmererdienst hatten, kam des Markgrafen Leibpage schier entsetzt in unser Gemach und meldete: Der Herzog Friedrich sei gewappnet in's Vorgemach gedrungen, habe den Pagen auf die Seite geschoben und sei direkt in die Kemenate gegangen, darin das junge Paar noch ruhete. Alsbald sprangen Gnannstein und ich gewappnet in jenes Vorgemach und hörten allsogleich Friedrichs rohe Stimme, davon wir soviel ver-

standen, daß er ergrimmt war über die allzureiche Mitgift seiner Schwester Constantia und von beiden forderte, sie sollten Das und Jenes wieder herausgeben. Drauf hörten wir unsres Markgrafen Stimme der Entrüstung, konnten aber nicht inne werden, was er sprach, als nur des Wortes ‚Nimmermehr!‘ Als dann sich zwischen ihm und Friedrich ein heftiger Wortwechsel entspann, war's für Gnannstein und für mich ein schlimm Ding. Ihr wißt, daß männiglich beim Schlafengehen sich ganz entkleidet und das Gewand für die Nachtzeit sorglich aufhängt. Wär der Markgraf allein gewesen, wir würden trotzdem ohne Weiteres hineingegangen sein. Doch da er das Lager mit der jungen Gemahlin theilte, durften wir's nicht wagen."

„Nun, und was geschah?", fragte der Propst, als Hugewitz kurze Zeit inne hielt, da das gedämpfte Sprechen anstrengt. Darauf der Edle:

„Wir schickten den Pagen hinweg; der brauchte deß nicht Zeuge zu werden. Doch darauf glaubten wir, dem Markgrafen bemerklich machen zu müssen, daß er nicht ohne Schutz sei. Wir stießen unsere Schwerter zu wiederholten Malen auf den Estrich, also, daß es dröhnte. Das mocht den Herzog doch stutzig gemacht haben. Er kam mit noch zornrothem Gesicht heraus, sah uns mit einem schiefen Blicke an und verschwand hinaus auf den Corridor. — Zwischen unserem Markgrafen und uns ist danach kein Wort hierüber gewechselt worden. — So mag es kommen sein, daß schon die Nennung des Namens Friedrich im Stande war, an jene Unthat zu erinnern und eine Trübung der Stimmung heut zu erzeugen."

Propst Albert hatte aufmerksam zugehört, mit größtem Unwillen wie oft den Kopf geschüttelt und hie und da auch

eingestreut: ‚Wie frech und schamlos!‘ oder ‚Welch roher Mensch!‘ Doch schien es, als ob er glaube, daß auch noch andere Ursachen zur Verstimmung des sonst so gern heiteren Markgrafen vorgelegen. Er beugte sich zu Hugewitz nieder und sagte:

„Was Ihr mir da erzählt, ist arg genug, um der Verstimmung Platz zu geben. Indessen glaube ich, es liegt auch noch was anderes vor. Im vorigen Jahre kam der junge Markgraf einst zu mir und fragte nach dem und jenem aus unserer Muttersprache. Das war ich von je an ihm gewöhnt, denn wissensdurstig ist er und von hellem edlen Geiste. Er fragte auch nach mancher Namen Abstammung. Auch das fiel mir nicht auf. Doch da er auch wissen wollte, was Libgart bedeute, und dabei roth ward; schien mir, er huldige im Stillen einer Maid, die also heiße.“

„Ihr meint, daß er sie minnete?“, fragte Hugewitz und lächelte. „Das ist doch gar so Schlimmes nicht.“

„Wenns vorübergehender Rausch gewesen, dann nicht“, erwiderte der Propst. „Jedoch ich glaube, es sitzt tiefer. Ich weiß, daß Ritter von Suselitz eine Niftel hat, die schön ist und auch Libgart heißt. Weiß auch, daß Heinrich des Oefteren gern jene Gegend durchstreifte, daß er ein ganz ander Wesen zeigte, so — so — na, Ihr wißt, wie's Euch war, als Ihr zum ersten Mal die edle Maid gesehen, die darauf Euer Gemahl ward.“

Jener nickte flüchtig und fragte: „Nun?“

„Hugewitz!“, fuhr Albert fort. „Ich wills Euch sagen, Heinrich hatt' im Rausch der ersten Liebe nicht daran gedacht, daß er verlobt worden, als er erst sieben Jahr' alt war. Nun kam Ende vorigen Jahres die Mittheilung

seiner Mutter, daß die Hochzeit auf den ersten Mai festgesetzet sei. Libgart ging bald danach, das hat mir Ritter Suselitz selbst gesagt, freiwillig in das neue Kloster Geringswald, das der von Schönburg gestiftet und — — nun es war eben eine Muß-Heirath, und Heinrich konnt es noch nicht vergessen."

„Woher aber schließet Ihr —" fragte Hugewitz. Doch Albert unterbrach ihn und sagte:

„Erlaubt mir, daß ich Euch in's Wort falle. Habt Ihr nicht gehört, als der junge Markgraf beim Mahle des Lichtensteiners Verse citirete? Da er denn auch anfügte: ‚Wer wünscht, was er nicht soll, der hat sich selbst versaget wohl'? — Seht, danach ward Heinrich abermal still und betrübt. Das mocht die zweite Ursach zu seiner Verstimmung sein."

Hugewitz blieb kurze Weile still, dann sagte er:

„Aber Fraue Constantia ist doch schön!? Und wenn anders ich mich nicht täusche: auch von Gemüthsart gut!?"

„Das, glaub ich, ist sie beides", entgegnete der Propst. „Doch war's immerhin eine Zwangsverbindung. Könnt mir's auch glauben: 's ist nicht so leicht, die erste Neigung plötzlich zu vertilgen. Als ich jung gewesen, hab ich's auch durchgemacht. Mit Gottes und des heiligen Geistes Hilfe ward's überwunden, also, daß ich Ihme allein mein Herz zuwenden konnt." Drauf wandt er sich und sah hinab ins Thal, wo bei der eingebrochnen Dunkelheit manch Lichtlein aus der Stadt heraufschimmerte.

Da legte der Andere seine Hand auf Alberts Schulter und sagte:

„Hochwürdiger! wir wollen unsrem Markgrafen Heinrich getreue Stützen und Berather sein und Gut

und Blut dahingeben fürs Wohl seiner Seele und des Leibes".

„Ja, Johann, das wollen wir!", rief der Propst und schüttelte mit der Rechten die seine, während die andere Hand flüchtig über die Augen strich. Da plötzlich tönte eine wohllautende Stimme:

„So eifrig und versunken? Ist sicher ein tief Gespräch im Lause".

Markgraf Heinrich sprachs und reichte jedem eine Hand. Er machte die Runde und war mit Constantia, mit seiner Mutter und mit Meinher kommen, die beiden Getreuen aufzusuchen. Die aber küßten ihm die dargebotenen Hände und Albert sagte:

„Wohl, Herr Fürste! es war ein tief Gespräch, deß Ausgang aber: Wir wollen Euch und Eurem hohen Gemahl treu sein bis zum letzten Athemzug".

Da leuchteten Heinrichs Augen hell auf und frohen Angesichtes sagte er zu Constantia:

„Hab ich dir's nicht gesagt in Wien und Stadlau, was ich für schöne Edelsteine hab in meinen Landen?"

Und Constantia erwiderte hold:

„Fürwahr, Ihr Herren! Solche Perlen machen mich stolz, Markgräfin zu sein der Meißner Lande".

Das schöne Fest und der schöne Mai waren zu Ende. Es war vorauszusehen und ist der Gang des Lebens und der Natur, daß trüb Gewölk drauf folgt und Ungewitter und wechselt mit der Sichtbarkeit des blauen Himmels.

In deutschen Landen war Unruh entstanden hier und da. Das Volk ward unzufrieden ob allzu großer Steuern. Da gab es Bede zu entrichten und Heißung; gab's Ein-

quartirungen und Verpflegungen, Bau- und andere Herrendienste, Angarien, Parengarien, Geschosse, Zinse und Zölle in Massen, und das oft vierfach: An den Landesherrn, an die Geistlichkeit, den Burggrafen und an die kleinen Herren.

Im Meißnerlande hatte niemand des Murrens Ursache. Die reiche Ausbeute der Silbergruben schaffte des Geldes viel, also, daß gesagt ward, der Markgraf Heinrich, gleich seinen Vorfahren, könne sich davon ganz Böhmen kaufen. Auch kamen Raub und Plünderung seiten der Ritter in Vergleich zu anderen Landen, wie den thüringischen, nur selten vor, ward auch bald gestraft. Ingleichen waren die Edlen des Landes nicht der Art, daß sie die Unterthanen drückten. Doch Unzufriedenheit ist wie die Krebskrankheit. Die frißt um sich und greift die gesunden Theile an. Findet man doch heute noch die Unzufriedenheit wie oft gerade bei denen, die sich wohl befinden. Also gelangte sie auch in die gesegneten Meißner Lande, so daß Heinrich bald hier, bald dort sein mußte um kräftigen Dämpfens willen.

Das mocht wohl auch der Grund sein, daß zur Vollendung des Klosters zum heiligen Kreuz am Keilbusch unter Meißen wenig oder keine Gelder mehr eingingen. Die Kirche selbst war wohl fertig hergestellt, doch fehlte es noch zur Einrichtung der Zellenwohnungen.

Darob verlieh Bischof Henricus am 9. September abermals einen und zwar 40tägigen Ablaß der Sünden denen, die am Feste der Kreuzerhöhung — das ist am 14. September — die heiligen Sacramente in der Kirche zum heiligen Kreuz bußfertig empfangen und zu weitrem Ausbau einen Beitrag leisten. Da kam denn wieder

etwas Geld zusammen, doch spärlicher, denn sonst. Mocht wohl auch Concurrenz geschadet haben, da Kunigunde, die böhmische Königin, das Kloster Marienthal in der Lausitz gegründet hatte und dieses unterstützt wissen wollte.

Erst im nächsten Jahre waren die Unruhen im Lande völlig unterdrückt worden, also, daß Heinrich im August unbesorgt gen Mainz ziehen konnte zum Reichstag. In solcher Anzahl hatte er die Mächtigen des Reiches noch nie beisammen gesehen. An 64 Fürsten waren erschienen, nebst 12000 Edlen und Rittern, und bald gewann er unter ihnen manche Freunde. Der Verhandlungen gab es viele. Der allgemeine Landfrieden ward bestätigt. Als die Rede auch auf die heidnischen Preußen kam und man erwog, ob es nicht angezeigt sei, einen Kreuzzug wider sie zu unternehmen, brannte der junge Markgraf darauf, daß es bald geschehe. Wollte er doch bei solcher Gelegenheit zugleich den Ritterschlag sich holen. Noch mußte er sich gedulden, da man zunächst unter den Fürsten ein Collegium wählte, das im folgenden Jahre Vorschläge zu dem Feldzuge wider die Preußen machen sollte. —

Nach Heinrichs Rückkehr im selben Jahre 1235, bereiste der junge Fürst fleißig seine Lande, war bald in Hain mit Graf Dietrich von Brena, bald in Leipzigk, Grimma und in Meißen.

Constantia empfing ihn hier zwar freundlich, doch immerhin etwas gemessen. Der junge Eheherr war ritterlich aufmerksam gegen sie und gefällig, wie's edlen Frauen zukommt. Auch blieb ihre Schönheit nicht ohne Einfluß. Eins aber fehlte ihm, was ihm Bedürfniß war, was er von seiner Mutter Jutta reichlich hatte genossen und noch genoß: Die innige, hingebende, entgegenkommende Herzens-

liebe. Die fand er bei Constantia nicht. Er konnte ihr darob keine Vorwürfe machen, war doch auch sie, die Zwangsverbundene, niemals gefragt worden, ob sie zu Heinrich wahre Liebe fühle. So kam es, daß er sich in seinem Heim, gleichviel, wo er es nebst Constantia hatte, nie so recht zu Hause fühlte. In ihm lebte ein Drang, an einem stillen Orte von Zeit zu Zeit allein zu sein, und sei es nur auf Tage. In seinen Burgen und Schlössern aber fand er solch Stillleben nicht. Hier mußte er Hof halten und hatte mit vielen Untergebenen zu verkehren.

Da fiel ihm das zwar große, doch still und traulich gelegene Schloß Suselitz ein. Noch deutlich entsann er sich aus der Zeit, da er sich auf der Jagd dorthin verirrt, daß Ritter Bernd von einstigem Verkauf gesprochen; mocht wohl etwas in Schulden gerathen sein. Es war dem Markgrafen nicht ganz unbekannt geblieben, daß Bernd des öfteren mit Isaak verkehrte.

Heinrich ließ bei Bernd anfragen, ob er des Schlosses sich entäußern wolle. Von Herzen froh willigte der Ritter darein. Alsbald war der Handel abgeschlossen und zu Bernds freudigem Erstaunen, denn der Markgraf hatte überreich bezahlt, weit über die verlangte Summe. Bernd konnte ja nicht wissen, daß dem Markgrafen war, als müsse er an 2 Personen in einer Gestalt zahlen, welche Besitzer war und zugleich Oheim.

Bernd kaufte sich in Meißen ein Haus und ließ sich als einen der Anführer in des Markgrafen stehenden Heere einreihen.

In Suselitz aber ward alsbald die innere Einrichtung verändert. Handwerker der Stadt Meißen kamen, schafften hier und dort mit Herstellung schön ausgestatteter Ge-

mächer aller Art und neuen Kaminen; mit Verlegung von Treppen, Festigung der hohen, das Schloß und dessen Garten umgebenden Mauern u. A. m.

Unterdeß weilte Heinrich auf dem Tharand allein, erledigte Regentengeschäfte und gab reiche Schenkungen, wo es vonnöthen war. Sct. Afra allein erhielt von ihm 5 Hufen guten Landes zu Reichenbach. Auch der Jagd lebte er; um Tharandt gabs viel und gute Beute. Von hier aus wollt er gen Meißen ziehen und allda längeren Aufenthalt nehmen.

Doch als er mitten im Herbst die Nachricht erhielt, Schloß Suselitz sei fix und fertig eingerichtet, bezog er es zunächst und weilte dort still und in sich zurückgezogen. Nicht allzulang sollt er die Wohlthat der Einsamkeit genießen. Kaum fünf Tage waren in dem neuen trauten Heim verflossen, als von der Veste Meißen ein Ritter nebst einem Knappen kam und ein fürstlich Handschreiben aus dem Hennebergischen überreichte. Heinrich ließ Beide wohl bewirthen und zog sich in seine Kemnate zurück. Es war dieselbe, darin er einst nach der mühevollen Bärenhatz vom Ritter Bernd bewirthet worden war.

Der Schreiben aus dem Hennebergschen kamen häufig. Mocht wohl auch in dem heute überbrachten nur Nebensächliches stehn. Doch als er das Siegel gelöst und hineingeblickt hatte, gabs ihm wie einen Stich durchs Herz. Er setzte sich an den großen Tisch inmitten des Gemaches, las nochmals, als hätt er anfangs sich versehen. Aber Zug um Zug der Schrift war derselbe, darin vermeldet ward, daß seine Mutter Jutta dahingeschieden sei.

Die Mutter! Die einzig noch Lebende, die ihm Liebe jederzeit entgegengebracht, die ihn verstanden und treu

behütet hatte, nach ihrer Art. An sie hatte er, der Vaterlose, sich geklammert; ihr hatte er Alles vertraut gehabt, was irgend sein junges Herz bekümmern mochte, mit Ausnahme des Einen, das nun längst vorüber war. Und thränenvollen Auges blickte er empor an die Decke. Nun erinnerte er sich all der Liebesbeweise, deren er bei Lebzeit der geliebten Mutter nicht alle beachtet hatte. Nun war der theuere Mund verstummt, die Quelle der Liebe, die einzige Quelle, vertrocknet. Ihre liebe Gestalt trat vor sein geistiges Auge, und fern, wie hinter einem Nebelschleier erschien ihm eine andere Gestalt im Nonnengewande, in deren Antlitz tiefer Harm und Gram gezeichnet stand. Da beugte er sich nieder, stützte das schwergewordene Haupt in seine Hände und weinte bittere Thränen, bis ihm die Nacht den Schlummer brachte.

Die alten Bäume rings um das Schloß flüsterten leise mit dem vergilbten Laub. Der Mond schien mitleidig auf die stillfriedliche Stätte, und es war, als ob von Engelshänden ein Schleier um das Schloß gewoben würde, auf daß der Gebeugte dadrin geschützt und unbeobachtet bliebe. — Am nächsten Morgen ließ Heinrich satteln und der Knappen zween aufsitzen. „Gen Meißen!“ lautete sein kurzer Befehl. — — —

Im stillen Schloß zu Suselitz war ihm der Tod vor Augen getreten. In der Veste Meißen sollt ihn ein neues Leben empfangen.

Als Heinrich die Kemenate Constantia's betreten, fand er sie noch auf dem Lager. Aber freudestrahlend blickte sie ihn an und hielt ihm entgegen, was sein Herz lebhaft schlagen machte.

„Sieh' Heinz, mein Gemahl!“, flüsterte Constantia; „unser erstes Kindlein hat uns Gott gegeben!“

Und als Heinz hinzugetreten, umarmte sie ihn und aus den Augen rannen Thränen der Freude.

Da ward es warm in Heinrichs Brust, als er nach so viel Leidsthränen seines Weibes über des zuchtlosen Friedrich elend Gebaren zum ersten Male Freudenthränen quellen sah.

Da erwachte Mitleid in ihm und er umschlang die junge Mutter mit nie geahnter Freude. So warm und minnig hatte er sein Weib noch nie gesehen. Es war ihm, als ob sich Beiden eine neue schöne Welt erschlösse. Er nahm das Kindlein freudestrahlend in die Arme, trug's hin und her, und als Constantia schalkhaft lächelnd sagte, es sei ein Mägdlein nur und kein Thronerbe, doch ganz und gar der theuerwerthe Vater“, — da gab er ihr mit Wärme einen Kuß auf den Mund und dankte im Stillen dem allgütigen Geber droben für das Band, das von nun an die bisher getrennten Herzen umschlang.

Die Nachricht von dem Erscheinen des Prinzeßleins hatte in der Veste und der Stadt viel Freude angerichtet, also, daß nunmehr Deputationen kamen, zu bitten, dem fürstlichen Paare ihre Glückwünsche darbringen zu dürfen.

Frau Dobrita kam kaum aus Constantia's Kemenate fort und waltete gleich einer Mutter. In Heinrichs Brust aber wogte es gar seltsam hin und her. Sein Zorn erwachte wieder über den zuchtlosen Schwager. Die Trauer ob des Verlustes der Mutter rief darein, und dennoch blieb sein Herz voll Jubel über den Ersatz, die zwei Geschenke, das Herz des Weibes und das Kindlein, also, daß er am späten Abend noch darniederschrieb, was ihn bewegte,

was heut noch aufbewahrt ist zu treuem Angedenken und also lautet*):

Was hat die Welt zu geben je,
Davon ein bittres Leid vergeh,
Denn Weibes Minn' alleine?
Ein Weib, das schalkhaft lächeln kann
Gen einen wohlgemuthen Mann,
Deß Freude ist nicht kleine,
Wenn sie ihm steht zu Angesicht
Und mit den Augen zu ihm spricht,
Daß sie ihn herzlich meine.
Wer diesen zweien fährlich ist
Und sie verräth mit falscher List,
Der werd' zu einem Steine.

Des schönen Leibes lichten Schein,
Den edlen Muth, so makelrein —
Wer das an Weiben findet,
Der lob ihr Leben, ehr' den Leib.
Das ist ein gar so preislich Weib
Wie es der Wunsch empfindet.
Ihr lautres Leben, spiegelklar,
Reicht trüben Herzen Freude dar.
Wer das nicht froh gestünde,
Daß Frauenlust die rechte wär',
Der müsse treiben auf dem Meer,
Von Weibe fern und Kinde.

Du Feind der Zucht, dir sei gesagt:
Daß Zucht nur ferne von dir tagt.
So schwör ich dir mit Eide.
Ohn' Zucht triffst du die Guten nie.
Hei, Feind der Zucht! entflieh, entflieh!
So wird dir zum Bescheide.

---

*) Nach Försters Übersetzung, abgerundet vom Verf.

Ihr Frauen nehmt sein wenig wahr,
Er stelle denn in Zucht sich dar,
So daß er ab sich scheide
Von schlechter Zucht. Als zücht'ger Mann
Wird Frauengruß zu theil ihm dann,
Lebt er gar sonder Leide.





Vierter Abschnitt.

1236 bis 1239.

Man kann im Leben sich umschauen, wo man will, allüberall trifft man auf Kampf und Streit, sogar des Nachts; denn wenn auch auf der einen Hälfte unseres Erdball's Alles schläft, krakeelt's doch auf der andren, wo es Tag ist, also, daß hier auf Erden Niemand Ruhe findet.

Herzog Friedrich von Oesterreich krakeelte ao. 1236 wider Kaiser Friedrich und ließ sich nicht besiegen. War Heinrich schon von jener wüsten Scene her am Morgen nach seiner Hochzeit ergrimmt auf seinen Schwager, so mehrte sich sein Grimm zu Zorn, als jener gegen den von ihm verehrten Kaiser zog. Der hatte den Herzog in die Acht erklärt und dennoch wollte der Streitsüchtige sich nicht fügen. Heinrich war nicht im Zweifel, daß es dem Kaiser bald gelingen werde, den schwägerlichen Raufbold zu züchtigen. Doch verstimmte ihn die widerliche Angelegenheit, zumal der Unruhstifter Constantia's Bruder war und diese nicht ohne Besorgniß für ihn, wenn er

auch früher ihre Schwesterliebe verscherzt hatte. Die Besorgniß galt zwar weniger der Person des Bruders, als vielmehr der Dynastie ihres Stammhauses; doch paßte sie immerhin nicht zu Heinrichs Gerechtigkeitsgefühl, also, daß sich zwischen die Eheleute wiederum ein trübes Wölkchen legte, ein politisches.

Seinen Unmuth zu verflüchtigen, ritt Heinrich eines Abends aus der Veste Meißen fort, um durch das Brückenthor auf die andere Seite der Elbe zu gelangen. Dort wollte er den Riesenstein besuchen, ein halbes Stündlein nur von der Elbe abgelegen in der Nassau, da er vernommen, daß zurückgebliebene slavische Bewohner dort noch immer heidnische Gebräuche übten. Lutold mußt ihn begleiten.

Als er durch einen Gassenwinkel der Stadt ritt, da, wo der Jahrmarkt an der Tuchmacher Kaufhaus stößt, traf er drei Männer im Streite, darum sich Gassenbuben versammelt hatten. Aergerlich, so überall nur Streit zu finden, sogar im Kreise der Niederen, hielt er an und fragte:

„Was habt Ihr miteinander!?“

Betroffen schauten die drei Zänker auf und erkannten sogleich ihren Landesherrn. Darauf sagte der eine, aus dessen Worten wir Stöckel, den Tuchmacher, erkennen:

Herr Fürste! der Schneider Wigelbein benebst dem Töpfer Gnutzel haben Abgunst auf mich, dieweil ich um Lips', des Schmiedes, Töchterlein Blidhilt werben möchte und begehret Jeder darnach. Ich soll zurücktreten, verlangen sie, und wollen, daß, wer das meiste würfelt, zuerst zu werben anfangen soll. Und so will ich's nit“.

„Was?“, rief Heinrich ebenso erstaunt als ärgerlich.

„Ihr wollet um ein Mägdlein würfeln? Seid Ihr denn rein verrückt?“

Mit offnen Mäulern standen der Schneider und der Töpfer da und wußten nicht, was sie nun sagen sollten.

„Habt Ihr denn nicht zuvor den Lips gefragt“, fuhr Heinrich fort, „wen er zum Eidam haben will?“

„Nein, gnäd'ger Herr!“, begann Wigelbein, „noch nit. Durchs Würfeln soll sichs just entscheiden. Denn wer zuerst kommt, mehlt erst.“

Den Markgrafen begann die Sache zu belustigen.

„So geh du, Wigelbein“. rief er, „und hol den Schmied herbei“.

Während der Schneider ihn aufsuchte, gebot Heinrich, Lutold solle die Gaffer ringsumher vertreiben.

Lips war ganz in der Nähe und bald zur Stelle; darauf Heinrich leutselig anhub:

„Lips! hier streiten sich Drei um die Hand von deinem Töchterlein Blidhilt und wollen um sie würfeln.“

„Ich nit, Herr Fürste!“, fiel hier Stöckel ein. „Das ist mir zu gemeine. Ich hätts dem Schmied beiseite selbst gesagt.“ „Nun gut!“, erwiderte Heinrich. „So sind es ihrer Zwei. Doch alle drei haben gleiche Absicht. Ist dirs bekannt schon? Und bist du etwa Einem im Stillen zugethan?“

„Gnädigster Herr Fürste!“ gab Lips zur Anwort; „wohl weiß ich, daß die Drei meiner Blidhilt um den Bart rumgehn. Doch hab ich mich für Keinen noch entschieden.“

„Lips!“, rief hier Gnutzel. „Du mußt mir's doch längst angemerkt haben, daß ich deine Blidhilt freien möcht.“

Da ward der Schmied ernst und erwiderte:

„Gnutzel, du bist mir zu dumm! Und Wigelbein, du bist ein dünnleibiger Mordskrakeeler. Such dir eine andere. Mag meine Blidhilt nit an den ersten Besten verschleudern.“

„Recht so!“, fiel Heinrich ein. „Wie aber steht es mit dem Stöckel?“.

Lips ward verlegen; er getraute sich nicht, aus sich herauszugehen. Und erst auf Heinrichs „Nun?“, sagte er:

„Hab gar nix gegen den Tuchmacher. 's ist ein gesetzter Mann und hat, um Weib und Kinder zu ernähren.“

„Und ist die Blidhilt damit einverstanden?“, fragte Heinrich weiter.

„Herr Fürste!“, sagte der Schmied. „Wen ich meiner Tochter zum Manne gebe, den muß sie nehmen.“

Doch da ward der Markgraf ärgerlich und entgegnete;

„Thorheit, Lips! mach keinen dummen Streich! Wenn eine lobesame Ehe daraus werden soll, muß auch die Maid dem Auserwählten gut sein. -- Hol' sie Lips, auf daß der Streit ein End gewinne“.

Lips bracht Blidhilt herbei nebst deren Mutter. Beide hatten erfahren, um was sich's handelt. Die Maid war schier verlegen und roth, als Heinrich fragte:

„Nun Maid, sprich frei heraus! Magst den Schneider?“ Blidhilt schüttelte den blonden Kopf.

„Magst den Gnutzel?“

Die Maid ward erschrocken und rief mit einer Hand abwehrend: „Nein, nein!“.

„Nun denn“, fragte Heinrich zuletzt. „Magst den Tuchmacher haben?“

Da nickte Blidhilt, ward aber roth und bedeckte die Augen mit den Händen.

„Und du, Lipsin, hast was wider den Stöckel?"

„Ach nein!", entgegnete die Mutter und faltete gesenkten Hauptes die Hände.

„Nun so freiet Euch!", rief Heinrich aufgeräumt. „An einem guten Hochzeitsgeschenke solls Euch nicht fehlen! Doch macht die Sache schriftlich. Und Wigelbein und Gnutzel mögen mit unterschreiben, daß sie hinfüro nicht mehr quengeln wollen."

Ob dieser Rede wurden Allemiteinander schier verlegen, da sich ergab, daß Keines von ihnen schreiben konnte. Das verdroß den Markgrafen, so sehr ihn auch die ganze Sache belustigt hatte. Und als er davon ritt, überlegte er, wie doch das Volk, das er schon öfterer in Unwissenheit gefunden, noch gar so sehr zurücke sei. Wie aber hätte dies auch anders sein können, da es zwar Schulen gab, wenn auch nur wenige, doch einzig für die Reichen. Er sann dem lange nach, schon als er drüben war, dem Riesenstein zureitend. Dann beschloß er, die Klöster reichlich zu unterstützen, auf daß sie Schulen gründen sollten allerorten, darin dem gemeinen Volke das Lesen, das Schreiben, die Rechnenkunst und Gottesfurcht gelehrt werden sollte.

Inzwischen war es dunkel geworden, die Auffindung des Riesensteines schwieriger. Aus einer weiten Ebene ragt der große Felsblock hervor, zu damaliger Zeit von niedrigem Gebüsch umgeben.

„Ists noch weit bis zum Riesenstein?", fragte Heinrich. „Nein, Herr!", antwortete Lutold, „doch ist bei der Dunkel-

heit mit Vorsicht zu reiten, da knorriges Gebüsch um ihn steht.“

„Was ist's denn eigentlich mit diesem Riesensteine?“ fragte der Markgraf weiter. „Weißt du was davon?“

„Ja, Herr!“, entgegnete Lutold. „Uns hat dereinst der Herr Wernt Rissel selig davon erzählt, der da eine Chronika der Meißnerlande geschrieben“.

„Eine Chronika? Und wer besitzt sie?“

„Des weiland Rissel's Tochter hat sie geerbt, die Ehefrau des Rathmannes Aeschard“, sagte Lutold.

„A! die Aeschardin! Das ist das schmucke junge Weib, das meiner Gemahlin den Blumenstrauß überreichte. Ich denk, ich werde wohl Einblick in die Chronika erhalten können. — Doch nun weiter“.

„Vor alten Zeiten, erzählte uns einst Herr Rissel, haben auf dem Keilenberg*) und auf dem Kolm**) Riesen gelebt, weit größer noch als Goliath. Nun waren mal zwei junge Riesen, der eine von dort, der andre vom Kolm, die minneten Bila, die Tochter des Fürsten vom Elbgau, der seine Felsenburg hatte, allwo jetzt Zadel liegt. Hatt Bila einst am Golkgebirg geschlummert, da eine Schlange hinzuschlich, sie zu erwürgen. Ein Lämmerhirt aber, so dazu gekommen, hat die Schlange vernichtet und Bila gerettet. Darauf sich denn Beide lieb hatten und nit von einander lassen wollten. Als nun die Riesen hievon gehört, gingen sie zu Bila's Vater und begehreten jeder sie zum Ehgemahl. Der Vater sagte zu ihnen: ‚Verdient der Tochter Herz!‘ — Da gingen die Riesen grollend von dannen und schleuderten große Felsblöcke nach dem Lämmer-

*) Bei Königsbrück. — **) Bei Oschatz.

Hirten, so auch in die ebene Nassau. Doch diesen behütete die Göttin Sybia*) also, daß keiner der Riesen traf. Das Liebspaar that sich heirathen und der Vater machte aus den Felsen eine Opferstatt für Sybia, Priswiza**) und den Swantowit***), davon das Dörflein Wantowitz den Namen führt. — Also verhält sichs mit dem Riesenstein".

„Und du und Rissel habt das geglaubt?" fragte Heinrich lächelnd.

„Nein, Herr Fürste!", entgegnete der Knappe. „Herr Rissel, als er mit dem Erzählen der Geschichte fertig war, sagte zum Schlusse: ‚Und dieses Alles ist nit wahr.'"

„Recht so!", rief Heinrich. „Es ist ein Gräuel um das Heidenthum der Slaven, und bald wirds Zeit, die Heiden vollends auszurotten oder zu bekehren. Lutold! Du reitest mit, wann ich wider die Preußen ziehe".

„Ja, Herr!", rief Lutold freudig. „Möcht mir so gern den Meisterknappen verdienen".

‚Und ich den Ritterschlag', dachte der Markgraf im Geheimen.

Drauf hielt er plötzlich still, deutete mit der Hand nach vor und fragte:

„Was ist das für ein Feuer!?"

„Dort ist der Riesenstein, Herr Fürste! wird wohl ein Haufe Slaven dort noch opfern wollen".

„Drauf und dran!", rief Heinrich. „Das will ich dem Volke schon versalzen!"

Der Ritt ward schneller, soweit die Dunkelheit es er=

---

*) Slav. Göttin des Lebens und der Liebe. — **) Die Ceres der Wenden. — ***) Gott des Lichtes und der Aufklärung.



laubte. Bald waren Beide an der Opferstätte. Ein Dutzend dunkler Gestalten stand darum; zurückgebliebene Slaven, die von ihren heidnischen Gebräuchen noch nicht lassen konnten, obgleich sie und ihre Vorfahren sich längst zum Christenthum bekannt hatten.

Mit gezogenem Schwert sprang Heinrich unter die Renegaten und rief:

„Ihr Heidenhunde, was schafft Ihr hier!?"

Die Überfallnen stoben auseinander und flüchteten. Ob des Gebüsches war ihnen nicht beizukommen. Heinrich war empört. Lutold mußt das brennende Reißholz auseinanderstreuen und die dort befindlichen Kessel und Urnen vernichten.

Tags darauf schickte Heinrich Bewaffnete rings in die Dörfer, allda noch Slaven ansässig waren, und ließ verkünden, daß jeder, der noch bei heidnischen Gebräuchen betroffen würde, sofort gehenket werden solle.

Das hat in der Folge auch heilsam gewirkt. Es ist kein zweiter solcher Fall bekannt geworden, und das angesessene Slavenvolk kam fleißiger gen Meißen in die Kirchen.

Nunmehr aber konnt Heinrich, als eifriger Streiter für das Christenthum voll Kampfbegier, kaum mehr erwarten, daß der deutsche Ritterorden zum Heereszug wider die heidnischen Preußen auffordern würde.

Endlich, Mitte Herbst, traf die Aufforderung des Hochmeisters ein. Heinrich, in seiner Begier, hatte schon lange seine Heerschaaren geordnet. Sie wurden zusammenberufen und in, sowie um Meißen einquartiret.

Burggraf Meinher hatt' gern mitziehen gewollt. Heinrich aber entgegnete:

„Lieber und Getreuer! Unmöglich kann ich Eurer entrathen. Ihr müßt an meiner Statt schalten und walten, auf daß alles im Rechten stehe und kein Unfug werde".

Doch gab er gern zu, daß seine Söhne Meinher und Johannes mit zu Felde zogen. Boizlaus und Bernhardt sollten im Lande bleiben und dem Vater helfen.

So zog denn Heinrich aus mit 500 edlen, in den Waffen gewandten Männern, ohne die andren Edlen zu nennen und Nichtedlen, mit großem Troß und reich ausgestattet in's Land der Preußen.

An 80 bis 90 deutsche Meilen ist der Weg lang bis dorthin, und mehr als 40 Tage mußten aufgewendet werden, wenn Wetter nicht und Frost den Zug verzögerten, also, daß nach Ordnung aller übrigen Heerschaaren der deutschen Macht vor Beginn des Jahres 1237 kaum an die Ausführung der Feldzugspläne zu denken war. —

In Stadt und Land Meißen ging unter Meinher's und des Bischof's Hütung Alles seinen ruhigen Lauf. Keine Klagen kamen ob raub- oder rauflustiger Ritter, denn alle waren mit im großen Heereszug. Meinher's Macht und seiner Mannen reichten aus, im Lande Zucht und Ordnung zu erhalten. Darüber verstrich das Jahr, wie auch der Anfang des neuen, 1237. Erst als der Lenz begann, die ersten Keime zu treiben, kamen Nachrichten aus dem fernen Feldzugsland. Was sie berichteten, war voll des Lobes und Ruhmes des jungen Markgrafen. Sieg für Sieg bezeichnete seinen Lauf. Und als auch dieses Jahr zu Ende ging, da zog die Rede durch das Meißnerland, daß der Markgraf, erst 19 Jahre alt, den Ritterschlag empfangen habe.

Noch dürftig waren all die Nachrichten, die bisher in's Meißnische gelangten. Die Hauptumrisse wurden zwar bekannt, von allen einzelnen Thaten und Heldenthaten aber fehlte alles Nähere. Hierüber konnten nur die Feldzugstheilnehmer selbst berichten.

Ein zweiter Winter war erschienen, das nächste Jahr mit Sturm und vielem Schnee angetreten, als sich bei Meinher 2 reitende Boten melden ließen. Die brachten Schreiben vom Fürsten und seinen Söhnen Meinher und Johannes. Gott Lob! die empfangenen Wunden waren heil und Beide wohlauf. Anfangs April, so hieß es in der Brüder Schreiben, würden sie in Meißen erscheinen. Der Fürst habe sie vorausgeschickt und folge später nach.

Die Nachricht kam aus Marienwerder am Nogatflusse, da man vor 6 Jahren eine Burg erbaut hatte und danach ein Städtlein. Nicht weit davon, 8 Meilen nur, beginnt das Frische Haff, darein die Nogat sich ergießt. Hier war ein Hauptpunkt des Vorgehens wider die Heiden, darum man denn 37 Jahre später, 3 Meilen nur von hier entfernt, Schloß und Veste Marienburg erbaute, noch später aber und nordöstlich die Frauenburg, in deren Mauern 3 Jahrhunderte danach der große Copernicus sein ruhmvoll Leben endete. —

Dobrita wartete mit Ungeduld der Zeit, da sie ihre Söhne wieder haben konnte. Sie zählte die Wochen, drauf die Tage und endlich die Stunden, als der April begonnen. Wieder und immer wieder hieß es: ‚Sie kommen‘, und kamen doch nicht. Sehnsüchtig blickte sie zum Fenster ihrer Kemenate hinaus wie oft, bemerkte auch, wie der und jener, so aus der Stadt sich mit betheiligt hatte, wieder heimkam, bis endlich eines Abends ein laut

Begehr zum Einlaß in das Burgthor hörbar ward. Der Ritter Bernd war's, der einst Schloß Suselitz besessen; aber der verkündete der Mutter, daß ihre Söhne ihm auf dem Fuße folgeten. Ein halb Stündlein noch, und in der markgräflichen Burg gab's hellen Jubel. Der junge Meinher und Johannes lagen den Ältern in den Armen. Dann mußten sie sich stärken und vom Tagesritt erholen. Und als auch das vorüber, saß der Burggraf mit seiner Familie, mit Bernd und Ritter Wignand vom Herstein, die Meinher nöthigte, bei ihm zu weilen, wie auch mit dem Bischof und Propst Albert um den Kamin und ließ sich viel erzählen.

Da ward denn erst vom Hinzug viel berichtet, von den Beschwerden in der schon rauhen Jahreszeit, also, daß manch Einer zu unterliegen drohte. Doch Markgraf Heinrich feuerte durch eignes Beispiel sie an. Trotzdem er selbst sich alle Erleichterung versagte und die Beschwerden mit den Mannen theilte, blieb er doch guter Dinge.

„Endlich“, fuhr Meinher, der Sohn, in seiner Rede fort, „endlich kamen wir gen Pomesanien, zwischen dem Weichselstrom bei Thorn und dem Fluße Nogat gelegen. Hier, im Gebiete Reysen, trafen wir zuerst den Feind, gar tüchtige und hartnäckige Krieger. Nur einen halben Tag der Rast vergönnte uns der Markgraf, da machte er einen männlich kühnen Angriff auf die Gegner. Er führte uns mit solchem Ungestüm, daß der Feind begann zu weichen. Zwar sammelte der sich wieder, und fast schien es, als müßten wir zurücke weichen, doch der Fürst entsandt einen Theil des Heeres gen Osten. —“

„Dabei der Markgraf mich mit erwählet“, unterbrach Ritter Bernd.

„Ganz recht!", fuhr Meinher fort. „Doch uns behielt er stets an seiner Seite. Auf ein gegebnes Zeichen gingen beide Theile vor. Der von zwei Seiten angegriffene Feind hielt hartnäckig Stand. Wir aber drangen gar gewaltig in ihn ein, also, daß er sich nicht halten konnt und auf das Haupt geschlagen ward. Der volle Sieg war unser, Dank dem Muthe und der Umsicht unsres Herrn, darum ich jetzo ihm diesen Trunk weihe."

Als er den Becher leerte, fuhr Johannes fort:

„Und nun ging's trotz fortgesetzten Widerstandes vorwärts in's Land hinein. Aus jedem Dorfe und Schlosse flogen die Pfeile der Bewohner auf uns ein, also, daß der Markgraf, wüthend auf das Heidenvolk, mit Raub, Brand und vielem Blutvergießen das Land verheerte und immer tiefer eindrang. Kann Euch von heidnischem Gewaffen Manches zeigen, das ich mir erbeutet habe. Ihr Schwert war kurz, doch scharf. Die Wange mein kann davon erzählen."

„Und auch mein linker Arm", sagte Meinher junior. „Die Kerle fochten wie die Stiere. Wir aber waren gewandter und wußten durch des Markgrafen Führung die Heiden gar oft zu umschließen, also, daß er manch ein Schloß an der Mocker einnahm und verbrannte. Den Feinden ließ der Fürst nie Zeit, sich wieder zu sammeln. Mit Ungestüm ging's immer weiter nordwärts. Die festen Plätze bei Postelin und Riesenburg wurden genommen. —"

„Und Riesenkirchen", ergänzte Bernd.

„Und dann ward", fuhr Meinher fort, „am See Draußen und Wildenberg Halt gemacht; hier mußten wir zum Feinde neue Stellung nehmen, da dieser vom frischen

Haff her viel Zuzug erhielt aus heidnischen Schiffen. Wiederum begann eine Schlacht. Wie mächtig Markgraf Heinrich, einem Löwen gleich, auf die heidnischen Völker schlug, kann Niemand mit Worten noch mit der Feder beschreiben. Wohl fiel von uns gar mancher Mann. Doch unbezwinglich schritt der Fürst immer weiter, also, daß er bis an's frische Haff, da, wo der Nogatfluß mündet, das Land eroberte. Nun auch die deutschen Ordensritter mit ihren Mannen anderwärts dreinschlugen, da mußten die zurückgebliebenen und gefangenen Heiden sich dem Glauben und dem Orden unterwerfen."

„Und wars mit diesen Schlachten nun zu Ende?", fragte Propst Albert.

„Noch lange nicht!", nahm Wignand von Herstein das Wort. „Es gab noch manchen Strauß auszufechten. Von der Seeseite her erhielten die heidnischen Preußen kräftige Unterstützung, so daß wir mondelang noch zu kämpfen hatten und, wo es unterblieb, auf unsrer Hut sein mußten. Doch der Fürst war klug. Er ließ zween Kriegsschiffe bauen, davon er das eine Pilgram nannte, das andre Friedli. Diese mußten das Haff befahren und verhüten, daß der Feind vom Meere aus Zufuhr brachte."

„Und zwo Burgen ließ der Markgraf errichten", setzte Meinher, der Sohn, hinzu. „Die eine nannt er Elbing, gelegen zwischen dem Draußensee und dem Haff; die andere Balk, dem Landmeister Hermann Balk zu Ehren. Von nun an wagte sich der Feind nie wieder in's Haff. Das Land war unser."

„Noch nicht ganz", erwiderte Bernd. „Denn der Markgraf ließ aus Vorsicht von unsren Mannen zur Be-

satzung noch zurück, die etwaig wiederholte Vorstöße zurückweisen sollen. Ich denk, sie werden Ende dieses Jahres wiederkommen, da nun die Ordensritter alle festen Plätze besetzen."

„Auch waren die Pogesanen noch zu bewältigen", bemerkte der von Herstein. „Darum von unsren Kriegsknechten und denen der Ordensritter noch weitergekämpft ward, als der Markgraf Abschied nahm von den Stätten seines Ruhmes".

„Noch Eins habt Ihr vergessen", sagte Johannes. „Unser Markgraf ward ob seines Kriegesruhmes vom Hochmeister des Ordens selbst zum Ritter geschlagen. Da gabs ein großes Fest und vielen Jubel, also, daß wir der Tage drei feierten".

Und angesteckt von des jungen Kriegers Begeisterung erhoben Alle ihre Becher und ließen den Landesherrn leben. Selbst Dobrita leerte ein silbern Becherlein.

Noch lange saßen sie am traulichen Kamin, als Fritzold frischen Vorrath gebracht; noch lange ward von Einzelheiten erzählt, nachdem der Hauptzug des Ganzen berichtet worden war. Spät erst trennten sie sich, nachdem Bischof Henricus den Abendsegen gesprochen. — — —

Markgraf Heinrich war später in der Heimath eingetroffen. Am 30. April desselben Jahres 1238 war er in Leipzigk, hielt sich zwei Tage zu Grimma auf, allwo Constantia weilte, und zog darauf gen Meißen. Hier und allerwärts im Meißnerlande hatte sich die Kunde von Heinrichs Ruhmesthaten verbreitet bis ins kleinste Dorf. Innerhalb Misena's Mauern war des jungen Maies grünes Laub verwendet worden zum Festesschmuck der Gassen und Marktplätze. Wieder war ganz Meißen auf

den Beinen und diesmal festlich gekleidet. Abermals half Lips den burggräflichen Mannen Ordnung schaffen, bald hier- bald dorthin rufend und ermahnend. Sein Standplätzlein hielt er fest, nicht nur für sich, sondern auch für seine Tochter Blidhilt, nunmehrige Frau Stöckelin, sowie für den Schwiegersohn. Zu Ende vorigen Jahres war der Ehebund geschlossen worden. Der Rathmann Aeschard stand mit seiner Eheliebsten neben dem Schmied, wenngleich die übrigen Rathmannen übel bemerkt, daß er sich von ihnen gelöst. Doch Aeschard hatte etwas Wichtiges vor, was in Gemeinschaft mit seiner Ehefrau geschehen sollte. Da er nun wußte, daß auch Stöckel Ähnliches im Schilde führte und er unter Lips' Fürsorge nicht verdränget werden würde, hielt er zu ihm.

Jetzt begannen die Glocken zu läuten. ‚Er kommt‘, hieß es wieder. Das Brückenthor öffnete sich und herein ritt der Meisterknappe Lutold nebst seiner Mannschaft; darauf mit glänzendem großen Gefolge der Ritter Heinrich, Markgraf von Meißen.

Mit edlem Stolze saß er auf einem jungen, kräftigen Schimmel. Unter der goldnen Pfauenmütze mit Pelzverbrämung und flatternden rothen Bändern quoll das volle blonde Lockenhaar hervor und um die Schultern hing ein himmelblaues, reich mit Gold gesticktes Sammetgewand, das tief bis an die silbernen Steigbügel reichte, also, daß männiglich, insonderheit das Weibsvolk, froh und erstaunt auf den herrlichen jungen Fürsten schaute.

Am Brückenthore mußt er sich die Ansprache der Stadtvertreter gefallen lassen, am Markte die Begrüßungsrede der vereinigten Innungen. Überall dankte der Fürst aufs Freundlichste, nickte auch hier und dort in die mit

Hurra halla ihn begrüßende Menge und hatte zu thun, den Freuden- und Hochrufen sich erkenntlich zu erweisen. Damit aber war's noch nicht genug, denn seiner warteten noch weitere Ansprachen.

Da wo der Weg zur Veste abbiegt vom Markte, hatten sich Lips und Aeschard postirt. Kaum war der Fürst an diese Stelle gekommen, trat letzterer mit seiner Ehefrau hervor an den Schimmel, verbeugte sich und hub an:

„Euer fürstliche Gnaden wollen allergnädigst mir, dem Rathmannen Aeschard, nebst meiner Ehefrau vergönnen, an diesem ruhmwürdigen Tage in tiefster Ehrfurcht zu überreichen, was Eure fürstlichen Gnaden zu besitzen dereinst begehrt. Es ist die Abschrift der Chronika, so dereinst Wernt Rissel selig, der Vater meiner Ehefrau dahier, verfasset. Wolle Eure fürstlichen Gnaden dieselbige huldvoll annehmen als ein Zeichen unserer unwandelbaren Treue und Ergebenheit."

Ob dieser Gabe war Heinrich sichtlich erfreut. Er reichte dem Paare freundlich die Hand und sagte:

„Aescharbus! du bereitest mir eine größere Freude, als du und dein lieb Eheweib vielleicht glauben. Ich danke Euch und werd mit vielem Fleiß darin studiren". Er nahm das in schön rothem Sammet gebundene Schriftstück, eine saubere Abschrift des Originals, in Empfang, blätterte darin herum und gabs darauf seinem Kämmerer zur Aufbewahrung. Drauf wollt er weiter reiten. Doch da trat Stöckel, der Tuchmacher, mit einem großen Ballen auf den Armen vor nebst seinem jungen Eheweib, verbeugte sich verlegen und sagte:

„Gnädigster Herr Fürste! — Indem daß Euer fürstliche Gnaden es gethan hat — und wenns nit gewesen wär — hätt ich vielleicht die Blidhilt hier nit zur Ehefrau bekommen — und da dacht ich mir — für fürstliche Gnaden konnt's Tuch nit fein genug sein — und da bitt ich unterthänigst — nehmt's an!“

Heinrich wußte nicht, was Stöckel wollte. Er blickte ihn und den dargebotenen Ballen Tuch erstaunt an, konnte sich aber eines Lächelns nicht erwehren, als er die linkische Verlegenheit des Handwerkers sah. Lips stand wie auf Kohlen. Er raunte dem Schwiegersohne schnell einige Worte zu. also, daß Stöckel weiter sagte:

„Der Wigelbein und Gnutzel hatten auch gern gewollt, aber der Herr Fürste — hatten gesagt — **ich** sollt Blidhilt haben — Darumb —“

Jetzt kam dem Markgrafen die Geschichte plötzlich ins Gedächtniß.

„Ganz recht!“, rief er, „jetzt weiß ich, um was sich's handelt“, und lachte so herzlich, daß davon auch sein Gefolge angesteckt ward und das ganze umstehende Volk. Auch Lips kam in Verlegenheit und wußte nicht, wie er sich hier benehmen sollte. Aber der Markgraf hörte auf mit Lachen und sagte heiter:

„Ja, Stöckel! entsinne mich. Es sollt gewürfelt werden. Es freut mich, daß du mit Blidhiltlein nun verbunden bist. Und dein Geschenk nehm ich gar gern an, denn es kommt von einem treuen braven Bürger, den ich schätze. Bring mir morgen die schöne Gabe in die Veste. Doch das sage ich dir und deiner Eheliebsten: ohne Gegengabe nehm ich's nicht an. Hab Euch doch schier ein Hochzeitsgeschenk versprochen? Wißt Ihr's noch?“

Die Antwort Stöckels auf diese Frage war nicht zu hören, denn die Umstehenden, welche jenes Zwiegespräch angehört hatten, brachen in lauten Jubel aus, und Heinrich ritt weiter.

Schon in den nächsten Tagen las der Markgraf Kissels Chronika anhaltend durch. Er ward ob manchem Geschehniß, soweit es ihn, die Seinigen und den Landgraf Ludwig berührte, sehr bewegt.

Noch mehr, als er des Autors vor 11 Jahren geschriebene letzte Worte las: „Gott schirme treu sein Leben lang den lieben jungen Fürsten Heinrich an Leib und Seele. In Jesu Christi Namen. Amen!" — Da ließ er Alles, was in diesen 11 Jahren er erfahren, an seinem Geiste vorüberziehen. Da fand er, daß Gott ihn wohl beschirmet habe in allen Dingen, beugte sich nieder und dankte dem Herren aller Herren in stillem Gebet. — Aeschard erhielt ein kostbar silbern Schreibzeug, seine Eheliebste eine schöne Armspange und Stöckel einen Pokal, den sich dieser heilig aufhob, auf daß Kinder, Kindeskinder und Kindeskinderkinder sich daran vergnügen sollten und erinnern, was einen würdigen Urahn sie gehabt. — —

Ritter war Heinrich geworden und hochgeehrt als gewaltiger Kämpe fürs Christenthum wider die Heiden. Viel andere Kämpfe noch standen ihm bevor, nach Außen und im eignen Innern, also, daß schwer zu entscheiden ist, welche die gewaltigeren waren: die mit dem eisernen, oder die mit dem Schwert des Geistes.

Kein Glück ist makelrein. So hoch Heinrich sein Haupt in edlem Stolze heben durfte, so tief beugte er es, als er gen Grimma ritt zu Constantia. Die stand an der Bahre des Kindleins, das tags zuvor ge-

storben. Heinrich aber empfand den ersten großen Schmerz eines Vaters, wenn er ein liebes Kind dahingeben muß. Wie sehr er auch suchte, Constantia zu trösten, so fühlte er doch, daß er selbst des meisten Trostes bedürfe. Das mocht wohl sein; doch Männer haben im Leide vor den Frauen den Vorzug, daß sie durch das Geräusch der Welt, mit der sie verkehren müssen, Ablenkung ihres Grames finden und dadurch Milderung.

Bischof Henricus theilte dem Markgrafen mit, wie sehr der Kaiser Friedrich von Neuem zu kämpfen habe wider mannigfache Feinde. Den Herzog Friedrich von Oesterreich hatte er bezwungen und die Herzogthümer Steiermark und Oesterreich mit Beschlag belegt zu eigener Verwaltung. Doch gegen Mailand, Genua und andre gabs zu ringen. Da erbot sich Heinrich ohne Weiteres, den Kaiser zu unterstützen mit vielem Geld, wenn nöthig auch mit Mannschaft. Henricus dankte ihm und übernahm, dies Anerbieten dem befreundeten Kaiser kund zu geben. Das Wie erforderte noch manche Überlegung. Auch der zuverlässigste Bote konnte weggefangen werden. Da entschloß sich der Bischof, selbst zum Kaiser zu ziehen, der im Juli die Stadt Brixen in Tyrol belagerte. Durch sein geistliches Amt war er vor Mißhelligkeiten und Gewalt weit eher geschützt. Also kam es, daß Henricus mit würdiger Begleitung alsbald abreiste und die markgräflichen Summen mitnahm, deren der Kaiser bedurfte.

Constantia trauerte noch immer um den Verlust des Kindes; das that Heinrich leid. Er redete ihr zu, den Ort zu wechseln und schlug ihr vor, seine Veste Skarffenberg*)

*) Scharfenberg, noch heute bewohnt.

zu beziehen. Sechs Viertelstunden nur liegt sie oberhalb Meißen auf steilem Felsenhügel, an 400 Schritt vom linken Elbufer. Zwei friedlich stille Waldschluchten und deren Bächlein vereinigen sich hier und münden in das rege Elbthal. Doch gerade an der Stelle der Vereinigung steht jener Felsen mit seiner stattlichen Veste, als solle der ein Hüter sein des Friedens, der dahinter liegt. Hier blieb Constantia, bis ihres Schmerzes Größe sich milderte. Gern auch hätte Heinrich längere Zeit allhier verweilt, doch der Gegensatz der Ansichten Beider über Kaiser Friedrich ließ nicht rechte Harmonie aufkommen; auch erforderte des Landes Wohl Heinrichs Gegenwart bald hier bald dort bis tief hinein in den November, da er zu Groitzsch mit Bischof Engehard von Naumburg zusammenkam.

Ein sonderlich Ding wars damals um die Lehen. Gar mancher Ritter war einem fremden Grafen, Bischof oder Fürsten lehnspflichtig und doch zugleich auch Unterthan seines Landesfürsten. Mitten im Meißner Lande, das doch dem Markgrafen gehörte, gab es Lehen, darüber Andere zu gebieten hatten, also, daß dadurch ein zwittrig Wesen entstand.

So gab Bischof Engehard dem Markgrafen zu Lehen: die Städte Ortrand und Hain, mehrere Schlösser und Burgen, darunter auch Rutleibisburg*), wie auch Zehnten und andere Einkünfte; dagegen sich Heinrich verpflichtete, das Stift Naumburg zu schützen, keine Gerichte innerhalb der Flurzäune im Stiftsgebiete auszuüben, auch keine Münzen unter Naumburger oder Zeizer Gepräg schlagen.

*) Rudelsburg a. d. S.

zu lassen, u. A. m. Bald wurden Beide Handels einig; Bischof Engehard war ein wohlgesinnter Mann. Der Burggraf Meinher II. gab zu Allem sein Zeugniß ab.

Unterdessen war Bischof Henricus wieder gen Meißen zurückgekehrt. Heinrich fand ihn krank an Leib und Seele. Die weite Reise hatte seinen Körper angestrengt, seinen Geist das traurige Zerwürfniß zwischen dem Papst und dem Kaiser. Jenem war er unterthan, diesem Freund. Wohl schien er sich von den Strapazen der Reise erholt zu haben, doch mocht ein Rest von körperlicher Schwäche zurückgeblieben sein, die sich zeigte, sobald der Geist zu leiden hatte. Und das geschah im nächsten Jahre in schwerer Art.

Papst Gregor IX. hatte den Kaiser Friedrich in den Bann gethan. Die Kunde warf den Bischof darnieder auf das Krankenlager. Voll tiefer Betrübniß sann er auf Vermittlung. Doch wie er auch sinnen mochte, es kam ihm kein Gedanke der Erlösung, also, daß ihm, dem Sechzigjährigen, Bedürfniß ward, die Sache mit dem Markgrafen, der erst 21 Sommer zählte, aufs Angelegentlichste zu besprechen.

Heinrich weilte in der Nähe. Constantia hatte wiederum die Veste Skarfenberg aufgesucht, da sie der Ruhe bedurfte zu einem zu erwartenden Ereigniß. Hierher hatte der Bischof geschickt, und Heinrich kam nach Meißen zu dem Gebeugten.

Da haben sie lange beisammen gesessen und berathen mit großem Eifer, der sich derartig steigerte, daß der dienstthuende Canonicus viel vom Gespräche hören konnte, er mochte wollen oder nicht. Und was er Einzelnes vernommen, konnt er sich leicht zusammenreimen zu einem Ganzen.

Heinrich war lange beim Bischof gewesen. Als er fortging, flammten seine Augen und röthete sich sein Antlitz mehr, als es sein Jugendprangen ohnehin gethan.

Noch selben Tages ging der Canonicus zum Burggrafen Meinher, der Meinung, es könne gut sein, wenn dieser den Markgrafen warne vor einer feindlichen Stellung wider den Papst.

„Und Feind ist jeder, der zum Kaiser Friedrich hält", hatte der Canonicus nach Einleitung des Gespräches gesagt. „Ihr könnt mir's glauben", fuhr er danach fort, „der Fürst läßt nicht vom Kaiser. Er rief mit sondrem Nachdruck seiner vollen schönen Stimme, also, daß ich ein jedes Wort im Nebenraume hören konnte: ‚Und wenn die ganze Welt wider Kaiser und Reich aufstünde, ich würde nicht einen Augenblick von seiner Seite weichen'. — ‚Nein, nein, Hochwürd'ger!', sagte er dann weiter, als wohl der Bischof was entgegnet haben mochte. ‚Nein, nein! mein Festhalten kommt nicht blos aus Freundschaft zur Person. Des deutschen Reiches Wohl geht mir über Alles. Und wenn es möglich wär, daß Friedrich gegen dieses handelte, so würde ich ihm entgegen sein. Doch davon ist hier nimmermehr die Rede. Friedrich ist von Gott gesetzet über's deutsche Reich. Wer ihn angreift, greift's Reich an, und darum ist es Unrecht von Gregor, wenn er —' hier ward die Stimme schwächer, vielleicht, weil unser Bischof einen Wink gegeben, daß auch Wände Ohren haben. Henricus spricht mild und leise, des Markgrafen Stimme dagegen klingt markig und laut, und milde nur, wenn sie ein Minnelied vorträgt. Was unser hochwürdiger Herr Bischof gesagt haben mag, ließ sich nicht hören. So viel steht fest, auch er ist Freund zu

Kaiser Friedrich. Doch da er Untergebner ist des heiligen Vaters, kann er in Kaisers Sache nichts thun. Ich will den Kopf verwetten, wenn Ähnliches unser Bischof nicht eingewendet hat, da doch zwischenein des Markgrafen Ruf erklang: ‚Versucht es wenigstens. Ein gutes Wort aus Eurem Munde wird man in Rom nicht unerhöret lassen‘. Das aber ging auf den Bann, der den Kaiser betroffen.“

„Ihr habt ein gut Gedächtniß!“, sagte Meinher kühl, als jener schwieg, „und ein erstaunlich Geschick zu combiniren“.

„Nur Schluß der Logik“, erwiderte der Canonicus. „Und dieser lehrt zugleich die Möglichkeit, daß weitere Kirchenstrafen folgen werden; auch gegen den Markgrafen, fürchte ich“.

„Wirklich? Fürchtet Ihr?“, fragte Meinher mißtrauisch.

„Warum nicht?“, fuhr jener unbeirrt fort. „Daß Ihr mir mißtrauet, finde ich erklärlich, da ich des Papstes bin; doch auch ungerechtfertigt. Der Papst ist dereinst gegen uns Domherren tadelnd verfahren. Das hat der Markgraf nicht gethan. Ich will ihm wohl.“

„Lassen wir das, ehrwürd'ger Herr!“, gab der Burggraf zur Antwort. „Doch da Ihr Alles so gut behalten habt — was sagte unser Herr zuletzt?“

„Zuletzt? Zuletzt?“, wiederholte der Domherr. „Nun, kurz bevor er fortging, hört' ich ihn noch sagen: ‚Mag's kommen, wie's da will, ich stehe fest zum Kaiser. Gregor's Bannstrahl gegen ihn wird mich nicht irre machen‘. — Das aber wird zur Folge haben, edler Herr, daß auch den Markgrafen gleiches Schicksal treffen kann. Und

darum rath' ich: Warnet ihn, auf daß er nicht den Zorn Gregors auf sich lade, denn furchtbar sind die Folgen."

Mit diesen Worten erhob er sich zum Fortgehen. Der Burggraf aber, der ihn bis an die Thür begleitete entgegnete lächelnd:

„Die furchtbaren Folgen werden sich schon ertragen lassen. Der Meister Lips schmiedet ein gut und schneidig Schwert." —

Darauf wandt sich Meinher wieder zu seiner unterbrochenen Arbeit. Der Markgraf hatte das Jahr vorher, das ist ao. 1238, zu Grünhayn ein Kloster gegründet, dabei auch Meinher betheiligt war. Auch dieser hielt gleich Heinrich viel auf die frommen Stätten, da er derselben Ansicht war wie sein Herr, daß durch die Klöster mit der Gottesfurcht auch gemeinnützige Bildung unter's Volk gebracht werde. Der Bau jenes Klosters aber war noch nicht vollendet, also, daß er zur Förderung noch mancher Arbeit heischte. Dieser gab sich der Burggraf mit Eifer hin. Indessen — semper aliquid haeret. Des Domherrn warnend Wort drängte sich wider Meinhers Willen in dessen Beschäftigung ein. Er ward, so oft ers auch versuchte, das Zwiegespräch nicht los, bis er zuletzt den Griffel ruhen ließ und überlegte, was auf des Priesters Worte wohl zu geben sei. Meint er es aufrichtig, so ist ein Wink an den Fürsten wohl nicht zu verachten. Auf alle Fälle weiß der Canonicus von dem, was man in Rom schmiedet, mehr, als er heute kund gegeben; weiß vielleicht Alles und verbindet sich den Mund, nur weil er muß. Ist er nicht aufrichtig, vielleicht gar ein verkappter Agent des Papstes, so wäre ein Wink ingleichen gut, daß sich der junge, noch wenig erfahrene Fürst vor jenem hüte.

Leicht möglich, daß der Papst den Abfall Heinrichs vom Kaiser durch Machination erreichen will, denn zu viele Bannflüche auf einmal würden sich gegenseitig abschwächen und bringen die Excommunicirten zu fester Vereinigung wider den gemeinsamen Feind. — Warnen soll ich ihn? Ihm rathen? Etwa rathen, er soll vom Kaiser lassen? Pfui! das wäre ebenso vergeblich, als schlecht. Was aber ihm sagen? Worin soll der Wink bestehen?

Geraume Weile dachte Meinher dem nach. Dann beschloß er, dem Fürsten einfach zu berichten, was der Domherr ausgesagt. Auch konnte das gelegentlich geschehen, konnte etwa bei Besprechung des Ausbaues vom Kloster Grünhayn mit eingeflochten werden. Doch das mußt heute vor sich gehen; morgen wollte der Markgraf auf dem Tharand weilen.

Während Meinher die Angelegenheit ruhig überlegend prüfte, ging Markgraf Heinrich unruhig in seinem Gemache hin und her. Der Mittheilungen des Bischofs mochten weit mehr und gewichtiger gewesen sein, als der Canonicus ablauschen konnte. Das Antlitz des sonst so gern heiteren Fürsten zeigte den Ausdruck großen Unmuthes. Der aber ward nur noch mehr erhöht, als Heinrich sich niedersetzte und das Geschenk Aeschards, Wernt Rissels Chronika, zur Hand nahm. Denn grade die Seite, die sich ihm zufällig zeigte, enthielt, was Rissel unterm Jahre 1224 geschrieben vom Landgrafen Ludwig, dabei die Worte: „Es ist gotteslästerlich, einen lebenden Menschen heilig zu nennen, denn wir sind allzumal Sünder; hat doch selbst unser Apostel Paulus sich einen Sünder genannt. Heilig ist nur GOTT, der Herr Zebaoth“, u. s. w. — Die Worte mußten den Unmuth des fürstlichen Lesers

Die Antwort Stöckels auf diese Frage war nicht zu hören, denn die Umstehenden, welche jenes Zwiegespräch angehört hatten, brachen in lauten Jubel aus, und Heinrich ritt weiter.

Schon in den nächsten Tagen las der Markgraf Rissels Chronika anhaltend durch. Er ward ob manchem Geschehniß, soweit es ihn, die Seinigen und den Landgraf Ludwig berührte, sehr bewegt.

Noch mehr, als er des Autors vor 11 Jahren geschriebene letzte Worte las: „Gott schirme treu sein Leben lang den lieben jungen Fürsten Heinrich an Leib und Seele. In Jesu Christi Namen. Amen!" -- Da ließ er Alles, was in diesen 11 Jahren er erfahren, an seinem Geiste vorüberziehen. Da fand er, daß Gott ihn wohl beschirmet habe in allen Dingen, beugte sich nieder und dankte dem Herren aller Herren in stillem Gebet. — Aeschard erhielt ein kostbar silbern Schreibzeug, seine Eheliebste eine schöne Armspange und Stöckel einen Pokal, den sich dieser heilig aufhob, auf daß Kinder, Kindeskinder und Kindeskinderkinder sich daran vergnügen sollten und erinnern, was einen würdigen Urahn sie gehabt. — —

Ritter war Heinrich geworden und hochgeehrt als gewaltiger Kämpe fürs Christenthum wider die Heiden. Viel andere Kämpfe noch standen ihm bevor, nach Außen und im eignen Innern, also, daß schwer zu entscheiden ist, welche die gewaltigeren waren: die mit dem eisernen, oder die mit dem Schwert des Geistes.

Kein Glück ist makelrein. So hoch Heinrich sein Haupt in edlem Stolze heben durfte, so tief beugte er es, als er gen Grimma ritt zu Constantia. Die stand an der Bahre des Kindleins, das tags zuvor ge-

storben. Heinrich aber empfand den ersten großen Schmerz eines Vaters, wenn er ein liebes Kind dahingeben muß. Wie sehr er auch suchte, Constantia zu trösten, so fühlte er doch, daß er selbst des meisten Trostes bedürfe. Das mocht wohl sein; doch Männer haben im Leide vor den Frauen den Vorzug, daß sie durch das Geräusch der Welt, mit der sie verkehren müssen, Ablenkung ihres Grames finden und dadurch Milderung.

Bischof Henricus theilte dem Markgrafen mit, wie sehr der Kaiser Friedrich von Neuem zu kämpfen habe wider mannigfache Feinde. Den Herzog Friedrich von Oesterreich hatte er bezwungen und die Herzogthümer Steiermark und Oesterreich mit Beschlag belegt zu eigener Verwaltung. Doch gegen Mailand, Genua und andre gabs zu ringen. Da erbot sich Heinrich ohne Weiteres, den Kaiser zu unterstützen mit vielem Geld, wenn nöthig auch mit Mannschaft. Henricus dankte ihm und übernahm, dies Anerbieten dem befreundeten Kaiser kund zu geben. Das Wie erforderte noch manche Überlegung. Auch der zuverlässigste Bote konnte weggefangen werden. Da entschloß sich der Bischof, selbst zum Kaiser zu ziehen, der im Juli die Stadt Brixen in Tyrol belagerte. Durch sein geistliches Amt war er vor Mißhelligkeiten und Gewalt weit eher geschützt. Also kam es, daß Henricus mit würdiger Begleitung alsbald abreiste und die markgräflichen Summen mitnahm, deren der Kaiser bedurfte.

Constantia trauerte noch immer um den Verlust des Kindes; das that Heinrich leid. Er redete ihr zu, den Ort zu wechseln und schlug ihr vor, seine Veste Skarffenberg*)

*) Scharfenberg, noch heute bewohnt.

zu beziehen. Sechs Viertelstunden nur liegt sie oberhalb Meißen auf steilem Felsenhügel, an 400 Schritt vom linken Elbufer. Zwei friedlich stille Waldschluchten und deren Bächlein vereinigen sich hier und münden in das rege Elbthal. Doch gerade an der Stelle der Vereinigung steht jener Felsen mit seiner stattlichen Veste, als solle der ein Hüter sein des Friedens, der dahinter liegt. Hier blieb Constantia, bis ihres Schmerzes Größe sich milderte. Gern auch hätte Heinrich längere Zeit allhier verweilt, doch der Gegensatz der Ansichten Beider über Kaiser Friedrich ließ nicht rechte Harmonie aufkommen; auch erforderte des Landes Wohl Heinrichs Gegenwart bald hier bald dort bis tief hinein in den November, da er zu Groitzsch mit Bischof Engehard von Naumburg zusammenkam.

Ein sonderlich Ding wars damals um die Lehen. Gar mancher Ritter war einem fremden Grafen, Bischof oder Fürsten lehnspflichtig und doch zugleich auch Unterthan seines Landesfürsten. Mitten im Meißner Lande, das doch dem Markgrafen gehörte, gab es Lehen, darüber Andere zu gebieten hatten, also, daß dadurch ein zwittrig Wesen entstand.

So gab Bischof Engehard dem Markgrafen zu Lehen: die Städte Ortrand und Hain, mehrere Schlösser und Burgen, darunter auch Rutleibisburg*), wie auch Zehnten und andere Einkünfte; dagegen sich Heinrich verpflichtete, das Stift Naumburg zu schützen, keine Gerichte innerhalb der Flurzäune im Stiftsgebiete auszuüben, auch keine Münzen unter Naumburger oder Zeizer Gepräg schlagen.

---

*) Rudelsburg a. d. S.

zu lassen, u. A. m. Bald wurden Beide Handels einig; Bischof Engehard war ein wohlgesinnter Mann. Der Burggraf Meinher II. gab zu Allem sein Zeugniß ab.

Unterdessen war Bischof Henricus wieder gen Meißen zurückgekehrt. Heinrich fand ihn krank an Leib und Seele. Die weite Reise hatte seinen Körper angestrengt, seinen Geist das traurige Zerwürfniß zwischen dem Papst und dem Kaiser. Jenem war er unterthan, diesem Freund. Wohl schien er sich von den Strapazen der Reise erholt zu haben, doch mocht ein Rest von körperlicher Schwäche zurückgeblieben sein, die sich zeigte, sobald der Geist zu leiden hatte. Und das geschah im nächsten Jahre in schwerer Art.

Papst Gregor IX. hatte den Kaiser Friedrich in den Bann gethan. Die Kunde warf den Bischof darnieder auf das Krankenlager. Voll tiefer Betrübniß sann er auf Vermittlung. Doch wie er auch sinnen mochte, es kam ihm kein Gedanke der Erlösung, also, daß ihm, dem Sechzigjährigen, Bedürfniß ward, die Sache mit dem Markgrafen, der erst 21 Sommer zählte, aufs Angelegentlichste zu besprechen.

Heinrich weilte in der Nähe. Constantia hatte wiederum die Veste Skarfenberg aufgesucht, da sie der Ruhe bedurfte zu einem zu erwartenden Ereigniß. Hierher hatte der Bischof geschickt, und Heinrich kam nach Meißen zu dem Gebeugten.

Da haben sie lange beisammen gesessen und berathen mit großem Eifer, der sich derartig steigerte, daß der dienstthuende Canonicus viel vom Gespräche hören konnte, er mochte wollen oder nicht. Und was er Einzelnes vernommen, konnt er sich leicht zusammenreimen zu einem Ganzen.

Heinrich war lange beim Bischof gewesen. Als er fortging, flammten seine Augen und röthete sich sein Antlitz mehr, als es sein Jugendprangen ohnehin gethan.

Noch selben Tages ging der Canonicus zum Burggrafen Meinher, der Meinung, es könne gut sein, wenn dieser den Markgrafen warne vor einer feindlichen Stellung wider den Papst.

„Und Feind ist jeder, der zum Kaiser Friedrich hält", hatte der Canonicus nach Einleitung des Gespräches gesagt. „Ihr könnt mir's glauben", fuhr er danach fort, „der Fürst läßt nicht vom Kaiser. Er rief mit sondrem Nachdruck seiner vollen schönen Stimme, also, daß ich ein jedes Wort im Nebenraume hören konnte: ‚Und wenn die ganze Welt wider Kaiser und Reich aufstünde, ich würde nicht einen Augenblick von seiner Seite weichen'. — ‚Nein, nein, Hochwürd'ger!', sagte er dann weiter, als wohl der Bischof was entgegnet haben mochte. ‚Nein, nein! mein Festhalten kommt nicht blos aus Freundschaft zur Person. Des deutschen Reiches Wohl geht mir über Alles. Und wenn es möglich wär, daß Friedrich gegen dieses handelte, so würde ich ihm entgegen sein. Doch davon ist hier nimmermehr die Rede. Friedrich ist von Gott gesetzet über's deutsche Reich. Wer ihn angreift, greift's Reich an, und darum ist es Unrecht von Gregor, wenn er —' hier ward die Stimme schwächer, vielleicht, weil unser Bischof einen Wink gegeben, daß auch Wände Ohren haben. Henricus spricht mild und leise, des Markgrafen Stimme dagegen klingt markig und laut, und milde nur, wenn sie ein Minnelied vorträgt. Was unser hochwürdiger Herr Bischof gesagt haben mag, ließ sich nicht hören. So viel steht fest, auch er ist Freund zu

Kaiser Friedrich. Doch da er Untergebner ist des heiligen Vaters, kann er in Kaisers Sache nichts thun. Ich will den Kopf verwetten, wenn Ähnliches unser Bischof nicht eingewendet hat, da doch zwischenein des Markgrafen Ruf erklang: ‚Versucht es wenigstens. Ein gutes Wort aus Eurem Munde wird man in Rom nicht unerhöret lassen‘. Das aber ging auf den Bann, der den Kaiser betroffen."

„Ihr habt ein gut Gedächtniß!", sagte Meinher kühl, als jener schwieg, „und ein erstaunlich Geschick zu combiniren".

„Nur Schluß der Logik", erwiderte der Canonicus. „Und dieser lehrt zugleich die Möglichkeit, daß weitere Kirchenstrafen folgen werden; auch gegen den Markgrafen, fürchte ich".

„Wirklich? Fürchtet Ihr?", fragte Meinher mißtrauisch.

„Warum nicht?", fuhr jener unbeirrt fort. „Daß Ihr mir mißtrauet, finde ich erklärlich, da ich des Papstes bin; doch auch ungerechtfertigt. Der Papst ist dereinst gegen uns Domherren tadelnd verfahren. Das hat der Markgraf nicht gethan. Ich will ihm wohl."

„Lassen wir das, ehrwürd'ger Herr!", gab der Burggraf zur Antwort. „Doch da Ihr Alles so gut behalten habt — was sagte unser Herr zuletzt?"

„Zuletzt? Zuletzt?", wiederholte der Domherr. „Nun, kurz bevor er fortging, hört' ich ihn noch sagen: ‚Mag's kommen, wie's da will, ich stehe fest zum Kaiser. Gregor's Bannstrahl gegen ihn wird mich nicht irre machen‘. — Das aber wird zur Folge haben, edler Herr, daß auch den Markgrafen gleiches Schicksal treffen kann. Und

darum rath' ich: Warnet ihn, auf daß er nicht den Zorn Gregors auf sich lade, denn furchtbar sind die Folgen."

Mit diesen Worten erhob er sich zum Fortgehen. Der Burggraf aber, der ihn bis an die Thür begleitete entgegnete lächelnd:

„Die furchtbaren Folgen werden sich schon ertragen lassen. Der Meister Lips schmiedet ein gut und schneidig Schwert." —

Darauf wandt sich Meinher wieder zu seiner unterbrochenen Arbeit. Der Markgraf hatte das Jahr vorher, das ist ao. 1238, zu Grünhayn ein Kloster gegründet, dabei auch Meinher betheiligt war. Auch dieser hielt gleich Heinrich viel auf die frommen Stätten, da er derselben Ansicht war wie sein Herr, daß durch die Klöster mit der Gottesfurcht auch gemeinnützige Bildung unter's Volk gebracht werde. Der Bau jenes Klosters aber war noch nicht vollendet, also, daß er zur Förderung noch mancher Arbeit heischte. Dieser gab sich der Burggraf mit Eifer hin. Indessen — semper aliquid haeret. Des Domherrn warnend Wort drängte sich wider Meinhers Willen in dessen Beschäftigung ein. Er ward, so oft ers auch versuchte, das Zwiegespräch nicht los, bis er zuletzt den Griffel ruhen ließ und überlegte, was auf des Priesters Worte wohl zu geben sei. Meint er es aufrichtig, so ist ein Wink an den Fürsten wohl nicht zu verachten. Auf alle Fälle weiß der Canonicus von dem, was man in Rom schmiedet, mehr, als er heute kund gegeben; weiß vielleicht Alles und verbindet sich den Mund, nur weil er muß. Ist er nicht aufrichtig, vielleicht gar ein verkappter Agent des Papstes, so wäre ein Wink ingleichen gut, daß sich der junge, noch wenig erfahrene Fürst vor jenem hüte.

Leicht möglich, daß der Papst den Abfall Heinrichs vom Kaiser durch Machination erreichen will, denn zu viele Bannflüche auf einmal würden sich gegenseitig abschwächen und bringen die Excommunicirten zu fester Vereinigung wider den gemeinsamen Feind. — Warnen soll ich ihn? Ihm rathen? Etwa rathen, er soll vom Kaiser lassen? Pfui! das wäre ebenso vergeblich, als schlecht. Was aber ihm sagen? Worin soll der Wink bestehen?

Geraume Weile dachte Meinher dem nach. Dann beschloß er, dem Fürsten einfach zu berichten, was der Domherr ausgesagt. Auch konnte das gelegentlich geschehen, konnte etwa bei Besprechung des Ausbaues vom Kloster Grünhayn mit eingeflochten werden. Doch das mußt heute vor sich gehen; morgen wollte der Markgraf auf dem Tharand weilen.

Während Meinher die Angelegenheit ruhig überlegend prüfte, ging Markgraf Heinrich unruhig in seinem Gemache hin und her. Der Mittheilungen des Bischofs mochten weit mehr und gewichtiger gewesen sein, als der Canonicus ablauschen konnte. Das Antlitz des sonst so gern heiteren Fürsten zeigte den Ausdruck großen Unmuthes. Der aber ward nur noch mehr erhöht, als Heinrich sich niedersetzte und das Geschenk Aeschards, Wernt Rissels Chronika, zur Hand nahm. Denn grade die Seite, die sich ihm zufällig zeigte, enthielt, was Rissel unterm Jahre 1224 geschrieben vom Landgrafen Ludwig, dabei die Worte: „Es ist gotteslästerlich, einen lebenden Menschen heilig zu nennen, denn wir sind allzumal Sünder; hat doch selbst unser Apostel Paulus sich einen Sünder genannt. Heilig ist nur GOTT, der Herr Zebaoth“, u. s. w. — Die Worte mußten den Unmuth des fürstlichen Lesers

verstärken, da dieser doch der Hemmniße und Kämpfe gedachte, welche der Papst dem edlen Friedrich bereitet hatte und immer weiter häufte. Wer heilig ist, darf gegen einen gesalbten edlen Fürsten so nicht handeln. Mocht Heinrichs Glaube an die Heiligkeit des Papstes mit Tausenden seiner Zeit schon früher in's Wanken gekommen sein, jetzt fiel er ganz. Er war sich klar, daß fromm christlich sein und päpstisch sein zwei ganz verschiedene Dinge waren. Daß solche Ueberzeugungen unter den denkenden Menschen seiner Zeit entstehen konnten, war angesichts der weltlichen Herrschgelüste mancher Päpste nicht zu verwundern; sie standen in zu grellem Gegensatze mit dem in Armuth, Demuth und Liebe auf Erden wandelndem Herrn Herrn der Christenheit.

Der Markgraf dachte weiter darüber nach und begann schon den Gedanken in sich zu bewegen, ob es wohlgethan sei, sich mit einem bewährten Christenmenschen, etwa mit dem Sct. Afrapropste Albert hierüber auszusprechen, da dies nur klären und fördern konnte, als der Leibpage vermeldete, Burggraf Meinher bäte fürstliche Gnaden um Audienz.

Heinrich befahl ihn hereinzuführen. Es war ihm lieb, daß Meinher ob des Klosters Grünhayn Bericht erstattete; so ward der Gedanke zu einer Aussprache einstweilen zurückgestellt und konnt im Stillen reifen.

Des Klosters Angelegenheiten erforderten geraume Zeit und hatten durch die Kraft der Ablenkung auch den Unmuth aus Heinrichs Antlitz verdrängt. Er ward erst dann erneuert, als Meinher fragte, ob er die weiteren Geschäfte allein fortführen solle, da er vermuthe, daß der Fürst mit noch wichtigeren Dingen beschäftigt sein könne.

Mit diesen Worten gedachte der Burggraf anzuknüpfen an des Canonicus Mittheilungen. Doch Heinrich erleichterte ihm den Versuch, indem er selbst von der hiermit zusammenhangenden Sache anfing und sagte:

„Ihr habt ganz recht gesprochen, wenn Ihr sagt, ich hätte Wichtigeres zu thun. Des Papstes Bannspruch wider unsren Kaiser macht mir arg zu schaffen. Ich mag als deutscher Fürst nicht dulden, daß man ihm so schnöde begegnet.“

„Und darf ich fragen, was Ihr, Herr Fürste, gedenket zu thun?“ sagte Meinher.

„Dem Kaiser helfen“, entgegnete Heinrich. „Über das Wie, ob durch Mannschaft, ob durch Geld, ob durch einen Versuch, zwischen Gregor und Friedrich zu vermitteln, ob endlich durch Aufruf an die deutschen Fürsten — darüber hab ich noch nichts festgestellt. Am schnellsten und am besten wird es sich entscheiden, wenn ich —“

Der Markgraf unterbrach sich und ging sinnend im Gemache hin und her. Nicht allzulang währte es, da blieb er vor Meinher stehen und sagte bestimmt:

„Ich reise selbst zum Kaiser, mich mit ihm zu bereden, zu einmüthigem, starken Plan.“

Als dies der Burggraf hörte, erschrack er nicht wenig; Heinrich mocht dies wohl auch in seinem Antlitz lesen. Nunmehr war's an der Zeit, seinem Herren zu berichten, was er vom Canonicus gehört, wovor dieser gewarnt hatte. Er that es kurz und bündig; glaubte er doch, daß schon der Wink den Fürsten bedenklich machen würde. Zu seinem Erstaunen mußte er von Heinrich hören:

„Wohl ist's möglich, daß man in Rom noch weiter gehen wird mit Bannen und Excommuniciren. Doch

soll mich das nicht irren. Ich bin auf Seite dessen, wo das Recht ist, und das ist hier beim Kaiser."

„Wohl, Herr!", entgegnete Meinher; „mag's drum sein; denn Ziel und Zweck sind edel. Doch wohlgethan ist auch, den Edelsinn mit Weisheit zu paaren, sobald sich's um die Mittel und Wege handelt. Deren habt Ihr selbst verschiedentliche angeführt, davon die einen so gut sein können, wie die anderen: nur das eine wollet erwägen: Reiset nicht zum Kaiser! bedenket, was daraus entstehen könnte, was ernstliche Gefahren dabei unterlaufen können."

„Was?", unterbrach hier Heinrich den Berather und sagte, nicht frei von Unmuth: „Ich soll mich feige fern halten? Soll Gefahren scheuen, wo sich's um dringliche Vertheidigung des Rechtes handelt? Um die Vergewaltigung des deutschen Reiches? Nein, nein, Meinher! ein solches Wort hätt ich am wenigsten von Euch erwartet".

„Herr Fürste!", gab der Burggraf eifrig zurück; „verkennet mich nicht, da ich doch nur —"

Doch Heinrich, der noch erregt sein mochte von der Unterredung mit dem Bischof, ließ ihn nicht ausreden und fuhr fort:

„Schlau sind die in Rom und klug. Hab's wohl erfahren, daß der Canonicus es gewesen, der mir dereinst ein Schreiben zugestellt durch dritte Hand — denn Bischof Henricus weiß nichts davon, da man wohl kennt, daß er zu Friedrich hält — ein Schreiben, darin der Cardinal Casala mit hohem Lobe mich überhäuft, daß ich der Kirche redlich diente und deren Oberhaupt; daß ich in Frommheit für die Klöster sorgte, darob des heiligen Vaters reichster Segen, auch irdischer, mir nicht ausbleiben könne. Hab's wohl gemerkt, wo das hinaus will! sie wollen mich vom

Kaiser abspenstig machen. Ich aber will Schlauheit wider Schlauheit setzen und ihnen zeigen, daß ich ihnen gewachsen bin. Es soll mir niemand mit ängstlicher Gemahnung kommen, ich müßte denn ganz irre an ihm werden."

Dies schnelle Wort, der Burggraf wußt' es wohl, sollt auf ihn gehen und mußte ihn verletzen. Doch stand ihm seines Fürsten Heil zu hoch, als daß er sich dadurch sollt irre machen lassen. Mit milder Stimme, wie sie ein erfahrene Vater annimmt gegen den allzuraschen Sohn, erwiderte er:

„Herr Fürste! wenn ihr mir Zeit vergönnen wolltet, mich ruhig auszusprechen, Ihr würdet anderer Meinung werden über mich und über die Sache."

„Redet!", rief Heinrich, und Meinher hub an:

„Ihr wollet Schlauheit gegen Schlauheit setzen; verstehet mich: nur um des edlen Zweckes willen, an dem kein Edler rütteln wird. Nur dünket mich, Ihr habt es bloß im rechten Wort versehen, Schlauheit berechnet verschlagen und fischet gern im Trüben. Sie liegt, gleich ihrem Geschwister, der Heimtücke, auf der Lauer, um bei passender Gelegenheit hervorzubrechen. Wie anders, Herr, verfährt die Weisheit! sie hat die edle Art des großen Zwecks im Auge, und verbindet sich mit feiner Klugheit, daß diese die verständigen Mittel zur Erreichung des Zieles ergründe. Die Weisheit geht über Alles! — — ‚Ein schlauer Fürst' — schlechter Klang! — ‚Ein weiser Fürst', das will ich gelten lassen!! Der Fürst steht über Allen. So müsse denn mit ihm die Weisheit nur vermählt sein."

„Doch kann's nicht schaden, Meinher, wenn man gegen den Schlauen —"

„Wieder schlau ist?“, unterbrach der Burggraf. „Wenn es nur so nöthig wäre, wenn's nur die einzige Waffe wäre, die es giebt! So aber sehen wir an allem Großen und Erhabenen, daß die Weisheit ist, die alles überwindet. Gedenket, Herr, Eures großen Ohms, des seligen Herrn Landgrafen Ludwig und was er Alles hat vollbracht und ausgerichtet. War das der ‚schlaue Ludwig‘? — Sehet, Herr, Ihr müsset selbst lächeln! werdet selbst sagen: Das war der weise Ludwig, und, weil es weise ist, fromm zu sein, auch der fromme Ludwig.“

„Wohl habt Ihr Recht!“, gab der Markgraf zur Antwort. „Doch wie meint Ihr, daß es zusammenhänge mit dem gegenwärtigen Fall?“,

Ehe Meinher weiter sprach, schaute er umher wie Einer, der da mißtraut, es könne jedes Wort gehört werden. Heinrich verstand ihn und sagte:

„Ihr könnt ohne Sorge sein! im Vorgemach befindet sich Niemand.“

Darauf fuhr der Burggraf mit trotzdem etwas gedämpfterer Stimme fort:

„Der Zweck, den Ihr im Auge habt, ist weise und gerecht. Der Mittel, ihn zu erreichen, giebt es mehrere. Die Wägung, welches wohl das beste sei, vollführe der Weisheit Dienerin, die Klugheit, die erst edel wird durch den edlen Zweck. Wonach soll die Klugheit wägen? Nach der Erfahrung. Was lehrt uns die Erfahrung unserer Zeit? Daß selbst die Höchsten dieser Welt vor Wortbruch und Mord nicht zurückschrecken, wenns gilt, für sich was zu erwerben. Da tritt ein Scheusal von Sohn wider den Vater auf aus Ländergier; dort vergiftet ein Fürst sein redlich Weib; da wieder vergiften die Großen eines

Landes ihren Landesherrn. Und wenn selbst Päpste und Kirchenfürsten Meuchelmörder dingen, so kann es uns nicht Wunder nehmen, daß nach solchem Vorbild die Mönche von Pegau vor 16 Jahren ihren Abt zu tödten suchten. — Glaubt Ihr denn wirklich, Herr! daß, wenn Ihr zum Kaiser reistet, Ihr bis zu ihm unangefochten hingelangtet? Schon unterwegs erwartet Euch ein Dolch, ein Becher vergifteten Weines. Was habt Ihr da dem Kaiser genützt? — Nein, Herr! Ihr dürft nicht reisen. Schickt einen geheimen Vertrauten zum Kaiser, schickt ihm Geld, zum Krieg das Wichtigste von Allem; schickt Mannschaft, thut Alles Mögliche, nur reist nicht selbst; es sei denn, Ihr wolltet Eure Meissner Lande ohne Fürsten und neue Kämpfe sich vollziehen lassen um des schönen Erbes willen."

Meinher hielt inne. Er hatte eindringlich gesprochen und bedurfte ruhigen Athmens. Heinrich aber hatte bedenklich das Haupt auf die Hand gestützt und schwieg. Darauf fuhr Meinher fort:

„Und Eines ist noch, Herr, was doch nicht vergessen werden darf. Es ist ein offen Geheimniß, daß Gott Euch in vielleicht nicht allzuferner Zeit mit einem Kindlein erfreuen wird. Wenn's nun ein Sohn ist? Ein Erbe Eurer Lande? Ist da der Fürst nicht ebenso nöthig im Lande, als der Vater?"

Noch immer nachdenklich schritt Heinrich im Gemache hin und her. Dann faßte er des Burggrafen Rechte und sagte:

„Ich dank Euch, Meinher. Ihr habt Recht. Ich werde bleiben. Des deutschen Reiches Macht und Frieden geht mir über Alles. Drum will ich dem Kaiser, als des

Reiches Hüter treu beistehen trotz des Bannfluch's, trotz etwa weiterer Schmeichelreden des Papstes oder Drohungen. Gregor hat angeordnet, es soll Konrad, des Kaisers Sohn, abgesetzt und an dessen Statt ein andrer König gewählt werden. Auch das soll der römischen Herrschsucht nicht gelingen. Ich werde an die obersten der deutschen Fürsten schreiben, sie zu gewinnen wider die hierarchischen Gelüste. Und Ihr sollt Alles in die Hand nehmen, zu wählen und auszurüsten von meinen Ministerialen oder Edlen zu diesen Botschaftsposten, je nach der Größe und Bedeutung der einzelnen Höfe. Ihr selbst möget die Botschaft zu meinem Ohm, dem Landgrafen, in die Wartburg bringen. Dabei wählt Euern Weg über Saaleck, des wackern Vargula Vestlein, und nehmet ihm zum Geschenk an edlen Rossen, schönen Gewändern und kostbarem Geschmeide mit, das ich bei Elbing von den Heiden erbeutet. Ich will ihm wohl und möcht ihn gern erfreuen. Hätt ich die starke Nachbarveste Rutleibisburg nicht blos zu Lehen, sondern zum Eigenthum, bei Gott! Der Vargula müßt sie haben. Grüßt ihn von mir und ziehet mit Gott, lieber und getreuer Meinher! Ich dank Euch nochmals.“ — — — — — —

Heinrichs festes Verhalten blieb nicht ohne Einfluß auf die deutschen Fürsten. Zu einem Gegenkönig gab sich niemand her, selbst nicht in England und Dänemark.

Kaiser Friedrich ging mit frischen Mitteln und Kräften auf seine Gegner los und sann, wie er der Treue Heinrichs lohnen könne.

Gleichzeitig sann der Tanhäuser, wie er die Treue Heinrichs loben könne. In einem Sang von deutscher

Treue prieß er ihn und schloß das begeisterte Gedicht mit den Worten:

Von dem man nur das Beste sag',
Ist Heinrich vom Meißnerlande,
Der seine Treue nie zerbrach
Und keinen Wandel kannte.
Des Reiches Krone ist er werth
Mit allen seinen Kinden,
Denn immer konnt ich ihn bewährt
In Treu und Glauben finden.





Fünfter Abschnitt.

1240 bis 1242.

Der alte Winter im jungen Jahre 1240 rang mit seinen letzten Kräften wider den Lenz, als Heinrich in seinem Schloß zu Grimma saß und mißmuthig durch das Fenster blickte. Draußen fielen in dichten Schwärmen dicke Schneeflocken nieder. Mechanisch folgte Heinrich ihrem Fluge und sah, wie sie sich müheten, die ersten frischen grünen Halme mit einem Leichentuche zu überziehen. Auch den Muldenfluß suchten sie zu bedecken. Doch der hatte das drückende Eis schon abgeschüttelt, also, daß die Flocken in dem weichen Elemente zerrannen. Immer wilder entwickelte sich das Schneetreiben; heftiger Wind kam hinzu und den Beobachter beschlich ein ernstlich Bedenken, daß der alte Winter wohl noch lange Sieger bleiben würde. Aber siehe da: das Lenzkind schob leicht die eisigen Wolken zurück, und lächelnd wie der blaue Himmel hauchte es mit süßem Athem warme Sonnenstrahlen auf die geprüfte Erde, also, daß die Hälmchen hoffnungsvoll hervorbrachen, das Gesträuch

sich mit grauweißen Miezchen schmückte und die Lerche jubilirend aufstieg. Es war, als wollte die Natur ein Abbild von des Menschen Leben zeigen, auch dem jungen Markgrafen.

Der saß, verdrossen über zwei Schriften, an seinem Tisch und bedachte, ob denn gar kein blauer Himmel sich zeigen wollte; denn jene Schriften wirkten wie die Schneestürme. Die eine langte einen Streit an, welchen Bischof Henricus schon im vorigen Jahre begonnen. Eine ‚Irrung‘ pflegte man's fein säuberlich zu nennen. Er betraf die Grenzen der bischöflichen Besitzungen von Wurzen im Verhältniß zu den markgräflichen, die Erhebung von Zehnten in der Niederlausitz, sowie der Rechte etliche und Freiheiten der Geistlichen im Meißner Sprengel.

Heinrich hatte die Gegenstände des Streites streng geprüft und gefunden, daß er durchaus nicht nöthig hatte, auch nur ein Tüpfelchen nachzugeben. Wohl kam's genugsam vor, daß Rechte der Kirche oder eines Stifts gewaltsam geschmälert wurden; doch Heinrich hatte ja immer mit vollen Händen gespendet und gegeben, seinen Reichthum getheilt aus freiem Entschlusse. Aber der Klerus konnte nie genug kriegen; auch seinerseits geschahen Eingriffe in die Rechte Anderer. Nach Lage der Sache beschloß der Markgraf, nicht nachzugeben. Dabei gedachte er, wie doch das gute Verhältniß zum Bischof durch dergleichen Quängeleien getrübt werden mußte. Gedachte auch eines früheren Wortes seines Ministerialen Maltitz: „Die Pfaffen schmeicheln, um zu kratzen“. Unwillig schob er das Papier bei Seite.

Die andere Schrift, vom gegenwärtgen Jahre, war auch nicht erquicklich und verhieß die Wandlung des

Streites in ernste Kämpfe. Die Brüder Otto und Johann von Brandenburg wurden aufsässig und wollten die Orte Köpenik und Mittelwalde haben. Das war ein starkes Stück. Beide Besitzungen waren mit der Lausitz Heinrichs Vater Dietrich rechtmäßig zugefallen, der Brandenburger Ansprüche somit ungerecht. Hier war ein Krieg voraus- zusehen.

In beiden Streitfällen lag das Recht auf Heinrichs Seite; in beiden Fällen mußte Widerstand geleistet werden. Die weltlichen Herren suchten mit Gewalt der Waffen zu ertrotzen; die geistlichen mit zäher Ausdehnung des Streites, oft auf Jahre, bis der Andere mürbe geworden. Ein gleich unredlich Handeln wie der offene Krieg.

Der Brandenburger Fall mußt mit den Kriegs-Räthen durchgesprochen werden. Einstweilen legte der Markgraf das Schriftstück bei Seite.

Das waren die Schneestürme.

Noch sinnend, ward Heinrich durch die Meldung unter- brochen, der von Maltitz, sein Ministeriale, sei angekommen und begehre, ihn zu sprechen.

Ein schwaches Lächeln kam ihn an, als er den Namen hörte; hatte er doch vor Kurzem erst Maltitz's gedacht. Wäre Heinrich in froherer Stimmung gewesen, er würde leutselig zu Maltitz vielleicht gesagt haben: „Wenn man den Teufel nennt, kommt er". So aber begrüßte er ihn ernst nur mit der Frage:

„Nun Maltitz! was ist's, das Euch so weit hierher treibt?"

Der Gefragte, ein schöner junger Mann von kräftigem Gliederbau und wenig Jahre älter nur als Heinrich, konnt anfänglich nicht zu Athem kommen, so sehr war er geeilt.

Daß es nichts Schlimmes war, was er kundzugeben kam, konnt Heinrich aus dem hellen Scheine seines Antlitzes lesen. Darum sagte er freundlich:

„Ruht erst aus und sammelt Euch. Ein Becher Wein's mag Euch erst stärken. Mich dünkt, Ihr seid scharf geritten."

Doch Maltitz nahm sich zusammen und rief:

„Ich dank Euch, Herr! Doch eh' ein Schluck nur über meine Lippen kommt, muß es heraus: Euer hohes Gemahl hat in voriger Nacht ein rüstig Knäblein geboren".

Das war der blaue Himmel nach dem Schneesturm.

Kaum hatte Heinrich dies vernommen, so zog durch seine Brust ein heller Jubel. Wohl hatte er gehofft und immer gehofft, nach dem Dahinscheiden des Töchterleins einen Sohn zu bekommen; doch zwischenein zog sich auch der Zweifel. Nun die Erfüllung seines sehnlichen Wunsches mitten in jene Ärgerlichkeiten kam, erschien ihm das frohe Ereigniß zu plötzlich. Er bedurfte kurzer Zeit zum Sammeln. Dann aber brach in seinem Herzen ein Doppeljubel aus. Es jubelte der Markgraf und der Vater. Heinrich faßte beide Hände des Verkünders und sagte:

„Maltitz! das will ich Euch nie vergessen, daß Ihr mir solche Kunde brachtet! und seid gejagt hierher an acht Meilen lang ohne Rast, der Erste zu sein, der mich erfreuen könnte. Jetzt pflegt Euch wacker. Unterdeß mach ich mich reisefertig, allsogleich zu reiten gen Skarfenberg. Dann aber kommt von da aus mit gen Meißen. Dort will ich Eure Gutthat reichlich lohnen."

„Herr Fürste!", rief da Maltitz lebhaft aus. „Mein höchster Lohn ist, Euch mal wieder heiter zu sehn und das aus solchem Anlaß. Gott sei geprießen!".

„Ja, er sei geprießen“, entgegnete der Fürst; „für seine Gnade und für soviel echte Treue meiner Räthe. Denn von nun an bleibet Ihr mein nächster Rath.“ — —

In der Veste Scharfenberg gab's nicht geringe Freude. Der junge Markgraf hielt den jüngsten Markgrafen glückstrahlend auf den Armen. Die Trübung zwischen ihm und Constantia, die sich gar zu viel in die Staatsgeschäfte gemischt hatte, war verschwunden. Nun hatte er einen Thronerben; jetzt wußte er, für wen er zu kämpfen hatte, zu sorgen, daß seine Lande nicht geschmälert, weit eher vergrößert würden. Sein Haus sollt mächtig werden, sein Volk glücklich und veredelt.

Albrecht nannte der beglückte Markgraf das Söhnlein, seinem Ohm und früheren Vormund zu Ehren. Und damit auch Andere glücklich seien, streuete er mit vollen Händen reiche Gaben aus, also, daß in allen seinen Burgen und Schlössern eitel Sonnenschein auf den Gesichtern lag.

Der von Maltitz aber ward am reichsten beschenkt.

In der Stadt gab es nur einen Unzufriedenen, und das war Wigelbein. Ganz laut murrte er über den Markgrafen und sagte: „Den fetten Klöstern giebt er Alles, uns Schneidern nichts!“, und wiederholte dies so lange, bis ihm Stöckel eine Maulschelle gab, so daß er taumelte. Er mußte sie einstecken und durft nichts weiter sagen, sonst wär er in den Thurm gekommen.

Nicht allzulange konnte sich Heinrich seiner Freude hingeben. Jetzt galt es, wider die Brandenburger zu kämpfen. Mit einem Heere, das er für ausreichend hielt, zog er in die Lausitz den Feinden entgegen. —

In Meinher's treuem Hause herrschte lautere Freude über das Erscheinen eines Landeserben. Der mächtige

Burggraf beschied seine Vasallenritter in die Veste Meißen und gab 3 Tage lang herrliche Feste; hatte doch der Markgraf auch ihm ein reichlich Maß ausgetheilt. An Geld und Gut und Ehren besaß Meinher II. genug. Doch daß Heinrich vor seinem Wegzug noch die Söhne Meinher III. und Johannes feierlich zu Rittern geschlagen, das war seinem Hause eine wohlerwünschte neue Ehre. Darum gab's frohe Doppelfeste in Stadt und Burg. Die getreuen Bürger Meißens ließen sich hierzu durchaus nicht nöthigen, und in Aeschard's, Lips', Stöckels Hause und anderen ging's hoch her.

Im fernen Erzgebirge aber erscholl des Jubels Echo im Cisterzienser-Kloster Grünhain, da Meinher als Mitbegründer diesem in seiner Herzensfreude 10 ganze Dörfer geschenkt hatte nebst Jurisdiktion.

Auch Markgraf Heinrich hatte etliche der Klöster und Kirchen reich beschenkt; darunter auch die Kirche zu Sct. Ottmar in Naumburg. Bischof Henricus bezeugte die Schenkung am 4. Juni, als der Markgraf auf kurze Zeit gen Meißen zurückkam, im Lande dringliche Regierungsgeschäfte zu vollführen. Ein Stillstand in den Kämpfen ließ ihn Zeit gewinnen.

Den Bischof fand er gebeugt vor an Leib und Seele. Beide waren krank und der Leib mußte das Lager aufsuchen, um dieses alsbald mit der Bahre zu vertauschen.

Am 24ten des Junius verschied Henricus, bis kurz vor seinem Tode ohne Bewußtsein. Der Markgraf aber hatte das Bewußtsein, daß er einen Freund verloren. Vergessen war der annoch schwebende Streit um die Wurzener Liegenschaften. Sein Geist flog zurück in die Zeit, da er, noch Knabe, den väterlichsten Berather und

Lehrer in dem Dahingeschiedenen gefunden. Es war ihm Bedürfniß, des Sterbenden Hand noch einmal dankbar zu drücken. Und als er's that, öffnete Henricus die Augen und sah ihm liebevoll in's Angesicht. Dann senkten sich die Lider zum Nimmerwiedersehen; Heinrichs Trauer vermochte nicht, ihn wieder zu erwecken.

Der feierlichen Beisetzung im Dom zu Meißen konnt Heinrich nicht beiwohnen, noch weniger der später erfolgenden Feier des Antritts vom neuen Bischof Conrad. Der Krieg mit den Brandenburgern erforderte von Neuem seine Anwesenheit in der Ferne. Dort fand er, daß schon der kurze Aufenthalt im Meißnerlande seiner Sache geschadet hatte und er genöthigt war, sich zu verstärken, um eine Schlappe, die unterdeß sein Heer erlitten, wieder auszuwetzen. —

Bischof Conrad I. hatte in keiner angenehmen Zeit den bischöflichen Stuhl zu Meißen eingenommen, da die weltliche Macht Kaiser Friedrichs und die geistliche Gregor's einander heftiger denn je bekämpften. Sieg auf Sieg errang der Kaiser, also, daß er den Kirchenstaat eroberte und Rom besetzte. Woche für Woche trafen neue Nachrichten ein, allenthalben zu Ungunsten des Papstes lautend, also, daß die Lage dessen Untergebenen den Athem benahm.

Auch die Berufsgeschäfte ließen den neuen Bischof nicht zu Athem kommen. Er hatte das Benediktiner Frauenkloster zum heiligen Kreuz zu visitiren und fand darauf für nothwendig, disciplinare Verbesserungen einzuführen. Ebenso war er genöthigt, die Verhandlungen über jenen Streit fortzusetzen, der ao. 1239 begonnen hatte.

Selten erfreuete er sich eines ruhigeren Aufenthaltes in der Veste Meißen. Mitten in den mannigfachen

Arbeiten mußte er gen Leipzigk, um der Vollendungsfeier der, dem heiligen Apostel Paulus geweiheten Kirche beizuwohnen. Hierzu waren der geistlichen Herren nicht wenige erschienen; Wilibrand, der Erzbischof von Magdeburg; Engehard, Bischof von Naumburg; Bischof Eckhard von Merseburg und andere mehr. Eckhard hatte die Weihe vollzogen, der Pauliner-Sängerchor dieselbe also verschönt, daß männiglich ob solch edlen Sanges gerührt ward, und der Sängerchor sich einen hohen Ruf erwarb, dessen sich die heutigen frischen Pauliner-Musensöhne in noch weit größrem Maße erfreuen durch das ganze deutsche Vaterland.

Die Feier, daran die ganze Stadt theilgenommen, war erhebend und konnte dazu beitragen, auch Bischof Conrad dauernd zu erheben. Doch kaum war er zurückgekehrt gen Meißen, gabs neue Störung der friedlichen Verwaltung seines Amtes.

Der Papst Gregor hatte längst erfahren, daß Markgraf Heinrich treu zum Kaiser hielt; hatte durch schmeichelhafte Briefe versucht, den Meißner Fürsten von Friedrich zu trennen; doch alles war vergeblich. Nunmehr beauftragte Gregor den Archidiakon Albert von Passau, gegen alle Anhänger des Kaisers, welche zu den, der Kirche Ungehorsamen gerechnet wurden, scharf vorzugehen. Manch einer der Edlen und Fürsten, darunter auch der Landgraf Heinrich Raspe von Thüringen, und Markgraf Heinrich von Meißen, standen auf der Liste.

Während Heinrich in der Ferne seinen Strauß ausfocht mit den Brüdern Brandenburg, gelangte in die Hände des Bischofs Conrad ein an's Meißner Kapitel gerichtetes Schreiben des Albert von Passau, darin es

hieß: Sie sollten nach päpstlichem Befehl an den Landgrafen von Thüringen und den Markgrafen von Meißen eine Ermahnung erlassen und ihnen Frist setzen bis 8 Tage nach Peter Paul (d. i. Ende Juni). Nach Verfluß des Termines sollten sie, wenn jene nicht gehorchen, mit dem Interdikt bedrohet werden.

Dies Gebot mußte der Bischof an den Markgrafen senden. Als dieser es erhielt, runzelte sich seine Stirn zu finsteren Falten. Um Zeit zu gewinnen, vereinbarte er mit den Brandenburgern, daß der Erzbischof Wilibrand von Magdeburg Schiedsrichter in ihrem Streite sein solle. Darauf waren jene gern eingegangen; fürchteten sie doch Heinrichs Kriegsgeschick. Während des Erzbischofs Untersuchungen lud Heinrich viele Fürsten und Edle ein, gen Budissin zu kommen, um allda über des Papstes Verfahren zu berathen.

Es war nur eine Stimme: Festzustehen und sich dem Papste nicht zu beugen. Die kernfeste Antwort gelangte durch Bischof Conrad an Albert von Passau. Verblüfft hierüber reiste dieser gen Worms, sich beim Bischof Raths zu erholen. Der aber hatte bereits den Auftrag erhalten, er solle den Landgrafen von Thüringen und den Markgrafen von Meißen nunmehr exkommuniciren.

Der Wormser Bischof that es öffentlich und sandt den Archidiakon von Passau umher, daß er's zur Warnung und Nachachtung weiter verkünden sollte. Dieweil nun aber Albertus gar wenig Gehör fand, dagegen sehr viel zornige Gesichter und geballte Fäuste, so zog er vor — da er sich nirgends sicher glaubte — sich still wieder gen Passau zurückzubegeben.

Als Heinrich das Wormser Verdict vom Kirchenbann erhielt, der ihn aus der kirchlichen Gemeinschaft ausschloß und aller durch die Taufe erlangten Rechte verlustig machte, war's ihm nicht gleichgültig, doch nur, weil er fürchtete, Erzbischof Wilibrand würde in Folge des Bannes nunmehr das Schiedsrichteramt aufgeben, oder eine ihm ungünstige Entscheidung treffen.

Zur Zeit noch im Schloß zu Budissin, ging er nachdenklich im Gemache hin und her, schaute wohl auch hinab in die Tiefe, allwo die Spree im engen Felsenthale rauscht, blieb stehen, ging dann weiter und kam nach längrem Sinnen auf den Gedanken, einen seiner vertrauten Räthe gen Magdeburg zu schicken, dort auszuhorchen, wie es stehe. Doch wollt er's noch beschlafen.

Am anderen Morgen streifte die Sonne hell und freundlich an seine Fenster, zu lauschen, ob er sich bereits erhoben habe. Und im Vorgemache lauschte aus demselben Grunde sein Ministeriale Ulrich von Maltitz, in der Hand einen großen Brief aus Magdeburg.

„Ihr bringt mir doch immer Gutes!", sagte Heinrich nach Durchlesen des Schreibens. „Maltitz! der Erzbischof Wilibald, obwohl in Kenntniß, daß ich im Banne liege, schreibt mir mit guten Worten, ich soll mich deß getrösten; selbst der Bischof und das Kapitel von Merseburg sei in Verdammniß gefallen. Er meint, es würde sich wohl ertragen lassen. Zudem lautet sein Entscheid: daß mir Köpenik und Mittelwalde zugehörten und nicht den Brandenburgern. Derselben Ansicht ist auch sein Coadjutor, Bischof Rudolf von Halberstadt. So hoffe ich denn, recht bald in's Meißnerland zurückkehren zu können, denn offen gestanden, mir däucht der Kampf ungewiß. Hier kann ich

mich schwer verstärken, da ich gewärtig sein muß, daß ich ob des Bannes weniger Mannschaft finden werde. Und aus dem Meißnischen nachkommen zu lassen, erscheint mir wenig räthlich."

„Warum nicht, Herr Fürste?", entgegnete Maltitz. Die Liebe Eurer Unterthanen — deß könnet Ihr gewiß sein, — ist mächtiger, denn Gregor's Bannstrahl. Gebt mir Befehl und ich will Euch in Kurzem fünf Hundert Mann aufbringen."

„'s wird nicht so leicht sein", erwiderte Heinrich. „In Naumburg und in Meißen müssen die Mannen bleiben zum Schutz der Geistlichkeit. Meinher bedarf ihrer für die ganze Burggrafschaft, ja, für das ganze Land, und die ich dem Kaiser geschickt, sollen bei ihm bleiben. Von wem soll ich da Zuzug heischen? Von Böhmen kommet Niemand."

„Laßt mich nur ziehen!", sagte der von Maltitz. „Ich kenne die besten Fähnlein im Lande. Da ist vor allen einer Euer besten Feldherren, der Burggraf von Kirchberg. Dann Johann von Hugewitz, der wackre Degen; dann Heidenreich von Grunhain, Sifrid von Mogelin, Reinhard von Rochelitz, auch Otto von Donin, sowie der edle Herr, den's Volk den Wolfgang nennt, dieweil er's Land behend von Wölfen reinigt. Sifrid von Gana wird Mannen schicken, auch Rüdiger von Wizenburn, und so noch andere mehr."

Heinrich bedachte sich. Nach einer Weile sagte er:

„Nun gut! versucht! doch die von Mildenstein, den Tammo von Nozzin und den von Schellenberg laßt außerm Spiele. Ich habe Ursache, gegen sie wachsam zu sein." — — — — — —

Der Zuzug kam. Es waren ihrer 470 Mann, darunter manch braver Vasallenritter. Hierdurch ward Heinrichs Macht wohl verstärkt, doch waren die Brandenburger an Zahl ihm überlegen. Wenn Heinrich trotzdem bisher sieghaft blieb, so lag das an seiner Gegenwart. Er war gefürchtet durch seine Kriegskunst und sein mächtig Dreinhauen. Daß seine Mannen Schlappen zu erleiden hatten, fand seinen Grund nur in Heinrichs mehrwöchentlicher Abwesenheit, als er im Meißnerlande war.

Die Brandenburger wußten dies recht wohl. Sie fürchteten, zu unterliegen. Durch Spione hatten sie erfahren, daß der Erzbischof zu Gunsten Heinrichs entscheiden würde, längst ehe letzterer hiervon Kunde erhielt. Darum verbanden sie sich schnell und heimlich mit dem Braunschweiger, der gern gegen Heinrich häkelte.

Nunmehr stand dem Markgrafen eine Macht gegenüber, der er nicht mehr gewachsen war. Schon die nächsten Kämpfe entschieden. Ohnehin im Meißnerlande dringend nöthig, gab er nach und ließ dem Feinde jene Orte. Mit Grimm im Herzen, zog er sich zurück nach Meißen.

Der Kirchenbann bekümmerte ihn nicht. All seine Unterthanen waren treu wie zuvor. Doch Vorsicht war erforderlich.

Im nächsten Jahre, da man schrieb 1241, schmiedete Albert von Passau neue Ränke wieder Friedrichs Anhänger, vornehmlich gegen Meißen und Thüringen, also daß solch Treiben auch den Brandenburgern zu bunt ward. Mocht auch der Kampf im vorigen Jahre geführt worden sein, hier standen sie auf Heinrichs Seite. Ein gutes Schreiben sandten sie an ihn, darin sie ihm die Hand boten, falls ihm der Kirchenbann zu schaffen machen sollte. Also fand

Versöhnung zwischen beiden Seiten statt. Doch auch jetzt vermochte der Passauer nichts auszurichten. Deutsche Handelsstädte begannen, sich in der Hansa zu verbünden, und Kaiser Friedrich antwortete den Welschen mit einem glänzenden Siege über die genuesische Flotte. Und wenn auch hier und da ein ängstlich Gemüthe lebte, was nach dem Banne aus dem Markgrafen werden würde, jetzt trat ein andres Beben ein, die Furcht vor den Mongolen. Schon im April waren sie in Ungarn und in Mähren eingedrungen und standen nun vor Wiener Neustadt. Schaaren von Flüchtlingen kamen und baten um Aufnahme in's Meißnerland und in Thüringen.

Da aber trat König Konrad an die Spitze, versammelte um sich zu Merseburg die Fürsten des deutschen Reiches und ward ein Kreuzzug wider die heidnischen Rotten beschlossen.

So ward im Volke des Bannstrahls nicht geachtet, und bald vergessen, als im Sommer die Kunde anlangte, der Papst Gregor IX. sei am 21. August verschieden. Was man sich seines Nachfolgers Cölestin IV. zu versehen hatte, wußte man nicht, hat's auch nie erfahren, denn dieser starb alsbald. Die abermalige Neuwahl verzögerte sich, doch ging das Gerücht, daß man auf einen, in geistlichen und weltlichen Rechten wohl bewanderten Mann ein Auge geworfen. Sinibald war dessen Name, aus dem Geschlecht der Fieschi. Und dieser war gut Freund mit Kaiser Friedrich.

Da gab's ein großes tiefes Athemholen im deutschen Reich. Auch Heinrich fühlte sich erleichtert, beschenkte in angeborner Freigebigkeit das Hospital zu Grimma, das Kloster Zelle, und waltete der Regentengeschäfte in Meißen,

Tobelin, Friberg, allwo er mit 24 Rathsherren verhandelte. Besuchte auch den Grafen von Brena in seinem Schlosse Löben, sowie den König Wenzel auf dem Kunigstein, denn diese Veste war aus slavischen Besitz in den der Böhmenkönige gekommen.

Mit frohem Muthe kehrte Heinrich am 6. Oktober in Meißen ein, verwundert, daß das sonst so lachende Gefilde heut gar so trübselig und düster vor ihm lag. Noch war es Vormittag, und doch gingen Hühner und Gänse schon zur Ruh, die Hunde verkrochen sich und die Menschen schauten staunend und befangen auf zum Himmel. Es gab eine Sonnenfinsterniß, davon die Leute nichts Gutes ahneten, sogar Männer aus des Markgrafen Gefolge.

Heinrich lachte ihrer. In seinem Heim, da er den kleinen einjährigen Albrecht auf den Knien wiegte, war's ihm gleichgültig, ob das Weltenlicht sich verfinsterte. Das Söhnlein war sein Sonnenschein und Frühling, obgleich das neue Jahr 1242 mit grimmer Kälte und vielem Schnee begann.

Ganz anders sah es auf der Wartburg aus. Während Markgraf Heinrich sein Söhnlein scherzend koste, saß Landgraf Heinrich Raspe düster in seinem Gemach. Kein Kind lächelte ihn an, kein kleines lieblich Auge strahlte freudig ihm entgegen. Hätt von seiner Gemahlin Gertrud gar gern einen Thronfolger gehabt, wie sein getreuer Neve Heinrich zu Meißen. Seufzend gedachte er dessen und dessen Glückes. Darauf hatte er eine lange Verhandlung mit Rudolf von Vargula, wonach er sich niedersetzte und einen langen Brief schrieb an den Kaiser. Zwar war er diesem nicht sonderlich hold, doch hier galts etwas Anderem, galts dem Schicksale seiner Lande. — —

Der Lenz ist immer von Neuem schön; wenn man auch deren an die Hundert erlebt hätte, er zeigt doch allemal und wiederum, daß seine Reize nie veralten. Und nun gar ein Lenz im Meißner Gau! da sproßt und blüht Alles ringsumher, da singts und klingts in allen Zweigen, da fliegen die Schifflein munter auf des willigen Elbstroms Rücken und die alte stolze Veste schaut darein so trutzig und doch behaglich, als gehöre sie zum Lenz, als wär sie hier von ihm ein wesentliches Stück.

Und sie hatte auch im selben Jahre 1242 Recht; sie selbst bot in ihrem Inneren hohe Freuden dar in gleichem Grade wie der Frühling. Es waren ihrer drei: Das frische Gedeihen des kräftigen fürstlichen Knaben und — —

Heinrich stand in seinem Gemach am Fenster und schaute mit Behagen auf das rege Leben im Städtlein Meißen, auf das rege Treiben auf dem Elbstrom. Er war soeben aus Constantia's Kemenate gekommen, wo er des täglichen Bedürfnisses, den kleinen Albrecht zu liebkosen, Genüge geleistet. Der Juli hatte wonnesam begonnen, und wonnesam war's auch in Heinrichs Brust. Was Wunder, wenn er da den eintretenden Maltitz mit einem Ausdruck des Antlitzes anblickte, der eitel Wonne war, neue, läßt sich sagen. Es hatte sich ja bisher so wunderlich gefügt, daß Maltitz fast immer nur gute Mär verkündete.

„Ein kaiserlicher Bote hat dies Schreiben abgegeben. Er harret unten im Gastgemach etwaniger Befehle. Und hier ein zweites Schreiben von der Wartburg."

Weiter sagte Maltitz nichts. Auch Heinrich sagte nichts, als er beide Schreiben durchgelesen, um so viel

mehr aber sein Gesicht. Der Rath entnahm daraus, es mußt was Gutes sein.

„Der kaiserliche Bote soll auf's Kostbarste bewirthet werden“, sagte Heinrich. „Wenn er geruht und sich gepflegt, mag er zu mir kommen, auf daß ich ihm ein fürstlich Botenlohn darreiche. Jetzt, lieber Maltitz, geht zum Meinher, er möge mir ein Stündlein schenken. Auch Ihr kommt mit.“

Und als die Drei beisammen saßen, gab sich die zweite hohe Freude dieses Jahres kund. Ein Schreiben war's des Kaisers Friedrich, gegeben am 30. Juni in Benevent, darin er Heinrichs Treue und Ergebenheit dankbar rühmte und urkundlich bestimmte, daß der Markgraf, falls Landgraf Heinrich Raspe ohne Leibeserbe sterben würde, das Recht erhalten solle, sein Nachfolger in Thüringen, Hessen und in der Pfalzgrafschaft Sachsen zu werden.

Der Eindruck, den diese kaiserliche Entscheidung auf die beiden Räthe machte, war verschieden. Aus Beider Augen blitzte ein helles Freudenfeuer; doch während es in Maltitz's Augen fortleuchtete, ward Meinher nachdenklich. Dem Markgrafen sah man an, daß jene Eventualbelehnung eine große Bewegung in ihm bewirkt hatte. Mit edlem Stolze stand er vor den Räthen, aus seinen Augen strahlte hoher Muth. Das war natürlich; durch den bedeutenden Zuwachs an Land und Leuten wurde er einer der mächtigsten Fürsten des Reiches. Meinher's etwas kühl gewordenes Wesen war ihm drum nicht recht, daher er denn fragte:

„Es scheint, Ihr seid bedenklich über diese Gunst des Kaisers?“

„Verzeiht mir, Herr“, entgegnete der Burggraf, „wenn sich meine Freude, erst hell auflodernd, danach sich auf ein gewisses Maß beschränkt. Daß Landgraf Heinrich Raspo ohne Leibeserben bleibt, dürfte nach seiner mehrjährigen kinderlosen Ehe als wahrscheinlich angenommen werden, doch nicht als gewiß. Wenn sein Gemahl, Landgräfin Gertrud, stirbt und der Fürst vermählet sich zum zweiten Male, kann es kommen, daß des Kaisers Eventualbelehnung in Nichts zerfließt, daß sie eine Taube auf dem Dache ist und doch nicht einmal ein Sperling in der Hand bleibt. Für die kräftige Hülfe, die Ihr, Herr Fürste, dem Kaiser geleistet, ist jene Scheinbelehnung kein Dank und kein Ersatz. Ich meine, hier müsse Friedrichs Majestät Greifbareres bieten.“

„Um Dank und Gut hab ich dem Kaiser nicht gedient“, fiel Heinrich ein.

„Wohl, Herr!“, fuhr Meinher fort. „Das siehet Eurem Edelsinn ganz ähnlich. Doch verzeihet! Ihr habt einen Sohn, einen Erben; dem entgeht, was Alles Ihr dem Kaiser spendet ohne Entgelt“.

„Nein, nein!“, rief Heinrich. „Nicht um Gewinnes oder Ersatzes willen, habe ich hergegeben. Dem Reich zu Liebe ist's geschehen. Wollt ich ihm dienen, mußt' ich dem Kaiser geben. Doch laßt das sein! ich spreche nicht gern von dem, was zu thun mir die Stimme der Pflicht gebeut. — Was Ihr von der Eventualbelehnung sagtet, so denket von ihr nicht allzu gering. Sie ist doch ein Sperling in der Hand, noch mehr: sie wird zur Taube in der Hand. Denn sehet“, fuhr er fort, vom Arbeitstisch das zweite Schreiben holend, „hier theilt mir mein Ohm von der Wartburg selbst mit, an der Erlangung eines

Thronerben sei nicht zu denken, zumal er nun und nimmermehr gewillt sei, je in eine zweite Ehe einzutreten. Das Bedenken kommt sonach in Wegfall. Was andres ist es um den Fall, daß nach des Landgrafen Ableben noch Andere kommen werden, ihre Hand auszustrecken nach dem Besitze Thüringens. Hierüber muß ich mit Euch reden."

Auch Maltitz war kühler geworden. Er ließ ein nachdenklich ‚Hm' hören und sagte:

„Es sollt mich wundern, wenn nicht Sophia, die Frau Herzogin von Brabant, aufträte und Erbansprüche für ihren Sohn erhöbe".

„Diese sicher!", pflichtete Meinher bei. „Sie ist voll festen Geistes und —"

„Harten Kopfes, könnt Ihr getrost hinzufügen", sagte Heinrich. „Doch hoffe ich, werd ich sie überzeugen können, daß ihres Sohnes Berechtigung ausgeschlossen ist. Bin wohl auch vermuthend, daß außer der Herzogin noch mehr werden nach den Landen gehren. Deß seid gewiß: Wär' nach dem Erbgesetz das Recht nicht auf meiner Seite, wie es doch ist, ich würde keinen Anspruch drauf erheben, sondern die Lande dem Berechtigten überlassen, um unnütz Blutvergießen zu verhüten. So aber mag dagegen aufstehen, wer da will! ich werd's ihm streitig machen und sei es mit dem guten meißner Schwert!"

„Ob nicht auch irgend ein geistlicher Herr danach greifen wird!?", sagte Maltitz nicht ohne Grimm.

Darob mußt Heinrich lächeln.

„Ihr seid kein sonderlicher Freund vom Klerus", sagte er; „ich weiß es schon aus früherer Zeit".

„Zum Theil nur, Herr!", entgegnete der von Maltitz. „Der Geistlichen können wir Christenmenschen nie entrathen,

da sie uns lehren, trösten, absolviren und Seelsorge treiben. Sobald sie aber Herrschaft treiben wollen in weltlichen Dingen, bin ich ihr Feind".

„So ähnlich denk' auch ich", fiel Meinher ein, und Maltitz fuhr fort:

„Drum, mein' ich, Herr, möcht ebenso auf die geistlichen Fürsten ein wachsam Auge geworfen werden".

„Auf jeden überhaupt", sagte Heinrich, „von dem zu erwarten steht, daß er wider mich auftreten wird. Deßhalb, und um eintretenden Falles nicht unvorbereitet zu sein, liegt mir schon jetzt ob, mein Heer in Ubung zu behalten, das Fußvolk und die Ritter".

Nunmehr folgte eine längere Berathung über regelmäßige, allmonatlich wiederkehrende Waffenübungen der Armbrustierer, Bogenschützen, Speerkämpfer, Schleuderer und auch der Ritter selbst. Meinher ward danach beauftragt, die Burggrafen von Kirchberg, von Wettin, von Strehla, Budissin und Wildenfels zu instruiren und Zeiten und Orte anzugeben, darin man üben solle nach vereinbarter, einheitlicher Art.

„Was die Edlen anlangt", fügte Heinrich hinzu, „so bin ich ihrer Tüchtigkeit sicher. Doch von Vasallenrittern möcht ich annoch prüfen, wer fest und flink zu Rosse ist und gute Speere sticht. Hab' darum beschlossen, einen Turnei anzusagen und hier zu Meißen abzuhalten. Im Stillen können wir dabei beobachten, wer besonders fähig ist, wer weniger, und diese müssen mehr als jene regelmäßig geübt werden".

Der Entschluß, einen Turnei in Meißen abzuhalten, hatte die beiden Berather erfreut, also, daß Meinher sagte:

„Der Turnei, Herr Fürste, wird männiglich vergnügen, zumal auch meinen ältesten Sohn Meinher. Ich weiß, daß er Sophia, das Töchterlein des Edlen, den's Volk gewöhnlich den Wolfgang nennt, in Ehren und Begehren minnet. Wird wohl gern für das edle Fräulein eine Lanze brechen wollen."

„Doch nur in einem Turnei zu Schimpfe", entgegnete Heinrich. „Gilt's ja nur, im Geheimen Geschicklichkeit und Ausdauer zu prüfen".

Nunmehr ward berathen, was Art der Turnei sein solle. Hiervon gab's eine große Menge.

Da pflegte man einen „Turnei zu Ernste" abzuhalten, wobei, wenn auch unter festen Regeln, doch mit scharfen Waffen gekämpft ward. Beim „Turnei zu Schimpfe", d. i. zu Scherz und Spiel, durften nur stumpfe Waffen verwendet werden. Sollte um Gut turnieret werden, sei's um des Gegners ganzes Rüstzeug, oder um Lösegeld, so war es ein Turnei „ohne Fride". Mitunter durften mitten im Turneikampfe die Knappen ihren Herren beispringen, aber nicht Schwert und Lanze schwingen, sondern nur Knüttel. Alsdann ward der Turnei „mit Kippern" angesagt. Gar mannigfaltig unterschied sich der Turnei. Da gab's einen „Turnei durch Lernen", nur für Anfänger bestimmt. „Turnei um Gut"; „Turnei durch die Frauen", wobei der Ritter offen oder im Geheimen um einer Frauen willen kämpfte; ferner „der Turnei durch Ehre", der edelste von allen, denn ehrenhaft bestanden zu haben, war hier der höchste Lohn.

Weil nun beim Meißner Turnei der Zweck vorlag, Geschicklichkeit zu zeigen und zu prüfen, und so im Geheimen hauptsächlich für Vasallenritter als Vorübung zum

Kriege dienen sollt, so ward beschlossen, im Lande verkünden zu lassen, daß am bestimmten Tage des August ein Turnei „durch Ehre zu Schimpfe mit Frieden ohne Kipper“ stattfinden solle, und kein Mutwilläre zuzulassen sei, wie man landfahrende Ritter nannte, die nur um Beute willen zum Turneikampfe kamen.

Die Berathung hatte lange gedauert, die Kehle beinahe ihren Dienst versagt, daher denn der altgetreue Diener Machserve Würzburger vom besten herbeibringen mußt zu durstlöschender Nachsitzung.

Meinher aber, als er heimging, ließ den Gedanken in sich keimen: Wen er bewegen könne, den Kaiser zu bestimmen, daß dieser einen greifbareren Dank dem Markgrafen erstatte. Er dacht zunächst, dieserhalb beim Ulrich von Lichtenstein anzufragen. —

Nachdem die Kunde durch die Meißnerlande und Lausitz gedrungen war, gabs in den Burgen und Schlössern der Edlen und Vasallen ein frohlebig Treiben. Vor Allem wurden die Rosse geprüft, doch nur die Hengste. Das Rüstzeug ward gemustert, manch neues schönes Stück gekauft, und viel neues Riemzeug bestellt, denn dieses war gar wichtig. Lips hatte alle Hände voll zu thun. Bald gab es Iser- oder Eisenhosen auszubessern, oder zu erneuen; bald mußt er Halsbergen schmieden und poliren, Turneihelme ändern, ein ganzes Isengewand anfertigen als Ringpanzer, der den Körper vom Kopf bis zu den Füßen umschließt. Dabei halfen sein Eidam Stöckel und manche andere Handwerker das Rüstzeug innen auspolstern, und Propst Albert von Sct. Afra sagte, als er solch regem Treiben zusah, mit freundlicher Geberde:

„Wahrlich! Hesiod hat Recht, wenn er sagt: ‚Vor die Tugend und Tapferkeit setzten den Schweiß die unsterblichen Götter‘!“

Auch Meinher, der Sohn, war voll Geschäftigkeit. Sein Vater hatte es schon ausgeplaudert, daß sein Sohn des Wolfgangs Töchterlein Sophia minnete. Nun hoffte zwar der Minnende auf Gehör, indessen war's noch nicht gewiß, und ein gefährlicher Mitbewerber, Günther von Biberstein, konnt ihm noch viel zu schaffen machen. Dieweil nun dem Turnei, wie häufig, ein Damenstechen angefügt werden sollte, beschloß der junge Meinher, mit jenem eine Lanze zu brechen um der edlen Maid willen. Zuvor ritt er zu Wolfgangs Veste, offen um Erlaubniß hierzu zu bitten. Zu selber Zeit hatte der Minnedienst 4 Stufen, die jeder Liebende glaubte durchmachen zu müssen. Die erste Stufe bildete der Feignäre, der seine Liebe noch nicht zu gestehen wagte. Hat er's gethan, so ist er Pregnäre. Der Entendäre ist dann der Erhörte, der Druß der wirkliche Liebhaber.

Zur Zeit war Meinher gleich dem von Biberstein noch Feignäre. Pregnäre wollt er erst nach dem Turnei werden, wollt sich die Maid verdienen und steigen bis zum Etendäre. Als er beim Wolfgang eintrat, fand er Sophia liebreizender denn je. Mit holdseligem Erröthen nahm sie die Ehre dankend an. Meinher aber erhielt von ihr eine blaue Schleife vom Busen und steckte diese in das seidene Wammes, um sie beim Turnei der Helmzimierde anzufügen.

Dem Günther aber sandt er die Aufforderung, mit ihm beim Turnei eine Lanze zu brechen. So hieß es damals. Doch wie man heut zu Tage zu einer Tasse Thee einladet und es giebt doch deren zwei und drei, so wurden auch unter einer Lanze deren mehrere verstanden. —

Bei all den vielen Vorbereitungen war auch der Markgraf Heinrich betheiligt. Zwar sollten die Turnieräre nicht um Gut auf den Turnei ziehen, der lediglich als durch Ehre angesagt war, doch seine edle Freigebigkeit wollt wenigstens einen Preis stiften, darum noch Niemand je gewußt hatte. Hartung, der Goldschmied, mußt zu ihm in die Veste kommen, und dem sagte er:

„Du sollst mir ein Bäumlein herrichten, daran viele Hundert schöne Blätter von Silber und von Gold, also, daß sich erfreuet, wer solch ein Blättlein empfängt. Und sollst den Stiel der Blätter in einen Draht enden, auf daß sie an die Zimierde befestigt werden können. Doch so du von des Bäumleins Bestimmung nur ein Wörtlein verlauten lässest, sollst du gestäupet werden auf öffentlichem Markt".

Und Hartung schwieg wie das Grab und schmiedete die Blättlein aus Gold und Silber, stark und doch zierlich. — — —

Noch fehlten an zwei Wochen an des Turnei's Eröffnung, da hatten die Zimmerer und die Teppichwürker auf der großen Wiese links der Elbe, zwischen der Stadt und dem Kloster zum heiligen Kreuz, gar viel zu schaffen. Die Schranken des Turnierplatzes wurden durch einen Bretterzaun hergestellt, dahinter, hart daran, ein groß Gestüle aufgerichtet, mit Sitzen für die edlen Frauen, für fürstliche Gäste, für Bischof Conrad und die Geistlichkeit, für Greise und das Turniergericht. Daneben baute der Zimmerer Oberster ein zweit Gestüle von rohem Balkenwerk und Brettern, bestimmt für Zuschauer aus der Stadt und der Umgebung.

Und nun der Vortag angebrochen, wurden Teppiche angebracht, Baldachine und Vorhänge nebst Wimpeln und Wappen aller Art. Auch das Schrankenwerk ward ausgeschmückt mit Laubgeflecht und Tannenreiß, also, daß Alles ein freundlich schönes Ansehen gewann.

An einem Montag sollt der Turnei stattfinden, als der August zur Rüste ging. Doch schon am Samstag kamen die Turnieräre in Scharen herbeigezogen. Die edelsten von ihnen fanden droben in der Veste Unterkunft; die unteren und Vasallenritter kehrten in den Herbergen ein, oder blieben bei den Bürgern, die sich schon längst darauf eingerichtet hatten. Auch Ritter Bernd, der einst in Suselitz heimte, nahm Kameraden in seinem Hause auf. Also ward Meißen eine volkreiche, vollgestopfte Stadt. —

Am Sonntag fand durch das Turneigericht erst allgemeine Wappenschau statt, d. i.: die Musterung der Turnieräre. Dabei ward untersucht zum Ersten: Ob jeder auch turnierfähig sei, ob er bereits Schwert geleitet hatte. Zum Anderen: Ob Einer zur Zeit in einem unfreien Verhältniß stand, in das er durch eigene Schuld gerathen war. Alsdann war er auch für den Turnei unfrei. Zum Dritten ward geprüft, ob jeder in vorgeschriebenem Turnieraufzuge gekommen; dabei denn darauf gesehen ward, daß das Streitroß tüchtig und ein Hengst sei, daß die Helmziemierde nicht fehlte. Auch mußte auf dem Schilde eines jeden sein Wappen befestigt sein, das Gewaffen spiegelblank geputzt und das Riemzeug neu und dauerhaft. Endlich mußten die Turnierwaffen bei allen gleich und stumpf sein.

Das alles ward genau untersucht und erforderte viel Zeit. Die Vesperie, das ist ein Probekampf von Knechten

und Rittercandidaten am vorhergehenden Nachmittage, sollt nicht stattfinden. Die Turnieräre betrachteten sich nur den Festplatz und prüften den Boden der Wiese, da man zuvor das Gras hatte abmähen lassen.

Endlich kam der Montag heran. Der Himmel zeigte sich bewölkt. Das war den Turnierären recht, so wards im Wettkampf doch nicht allzuheiß. Zuvor jedoch gingen die Theilnehmer sämmtlich zur Messe, wobei gelegentlich auch mit gefrühstückt ward. Man nahm es damals nicht so streng.

Um 3 Uhr Nachmittags sollt der Turnei sich anheben. Lange vorher schon hatten sich die Gestülbauten gefüllt; dort mit Leuten aus der Stadt und Umgegend, hier mit edlen schönen Frauen, mit der Geistlichkeit und greisen Rittern. Von außen lugte durch die Ritzen der Schranken eine Menge Volkes, das auf dem Zuschauergestül nicht Platz gefunden oder nicht zugelassen war.

Fanfarengeschmetter und Paukenschläge verkündeten die Ankunft der Turnieräre, deren Gesichter verdeckt waren durch die Helmklappe. Voran ritt der Markgraf in prachtvollem Gewande über der silbernen Rüstung. Sein schwarzer Hengst, mit silberbeschlagenem Riemzeug reich verziert, ging nur ungern in aufgezwungenem Schritt. Dann folgten das Turniergericht, drauf eine große Schaar der Edlen des Landes, und endlich das Vasallenritterheer und die Knappenschaft, bestimmt, den Herren frische Lanzen darzureichen. Als der Zug in die Schranken einritt, lugte die Sonne durch die Wolken. Die blanken Rüstungen erglänzten, also, daß sie das Auge blendeten. Dazu die weißen und bunten Gewänder der schönen Frauen, die bunten Ornate der Geistlichen, und das Glitzern der goldenen

und silbernen Blätter des Preißbaumes, — es konnt kein prächtigeres Schauspiel geben.

In Kurzem war der erste Gang geordnet. Auf jeder Seite des Schrankenraumes waren je 8 Ritter hoch zu Roß, daneben je ein Anführer. Das waren Johann von Hugewitz und der von Metzsch, der mit anderen auf sondere Einladung aus dem Vogtlande gekommen.

Auf ein gegebenes Zeichen ritten die 2 Scharen mit eingelegter Lanze und vorgehaltenem Schilde aufeinander los; erst im Galopp. Dann ward der Lauf schneller und schneller, bis die Kämpfer endlich in der Carrière aufeinander stießen. Hei! wie da die Harnasche ob der Stöße knallten, daß die Rosse sich bäumten! Da brach ein Schild, dort war ein Ritter ausgehoben; doch schnell raffte er sich und stach den Speer dem Gegner auf die Brust. Die Schaar des edlen Ritters Metzsch war auseinander gesprengt worden. Doch in weitem Bogen ritt sie zurück und begann gesammelt von Neuem den Lanzenstoß. Schnell wo eine Lanze zersplitterte, reichten die Knappen neue dar. Noch einmal begann der Zusammenstoß mit frischem Ungestüm, Fast schien es, als fiele der Sieg auf Hugewitz's Seite. Doch plötzlich wandten je Vier von Metzsch's Schaar die Rosse flink zur Seite und fielen die Gegner mit Rechtsstich seitlich an. Da parirte wohl mancher von Hugewitz's Rittern geschickt. Doch die meisten unterlagen den Folgen der Wendung. Albert von Liznik, Heidenreich von Grunhain und Hermann von Tannenfeld lagen ausgehoben auf dem Boden, während das Riemzeug des Rosses von Sifrid von Dere locker geworden war, also das er nichts anrichten konnte.

Ein lauter Jubel erscholl ringsumher. Metzsch und Hugewitz öffneten das Visir und reichten sich, nachdem sie sich erkannt, lachend die Hände.

Inzwischen hatte das Turniergericht genau beobachtet und notirt. Darauf wurden 2 neue Scharen geordnet, davon die eine der Burggraf Theoderich von Kirchberg führte, die andere Tammo von Nozzin. Von neuem begann das Kampfspiel. In Kurzem war Albert von Burne aus dem Sattel gehoben, Rüdiger von Muschwitz folgte nach, und Ritter Mulo's Lanze zerbrach bei dem Stoß auf den festsitzenden Borgold. Die Kirchbergsche Schar errang den Preiß.

So folgte denn der Kampf von Schar zu Schar, der immer wieder von Neuem die Zuschauer in Spannung erhielt. Gar wacker hielten sich Ulrich von Maltitz, Hermann von Schonenberg, Bernhard von Kamenz; auch Albert von Dewin, Sifrid von Mogelin und Rüdiger von Wizenburn wurden vom Gericht notirt und mancher anderer noch.

Auch Einzelritte kamen vor. Da ritt der Burggraf von Budessin wider den von Strehla im Lanzenstoß, der Burggraf von Wettin wider Eckilmann von Rochelitz; Bertold von Wachsmutitz hatte sich den Ritter Herdegen erkoren, Johann von Syden den Ritter Deinhart.

Es war ein schönes Schauspiel, zu sehen, wie gewandt die Rosse geschwenkt wurden, wie sicher der Stoß saß. Das Krönlein vorn an der Lanze des von Gnanstein zerbrach wohl an der Rüstung Heinrichs von Waldowe, doch dieser fiel und jener blieb im Sattel. Zwei andere Ritter stießen aufeinander. Beide Lanzen brachen. Doch mit neuen ritten sie hurtiglich immer wieder, bis 5 Lanzen

gebrochen waren. Beim fünften Stoße sank der eine mit seinem Roße um. Schnell erhob er sich und rief:

„Ich bin Sifrid von Mogelin. Wer hat mich überwunden?“

„Theoderich von Kirchberg that es“, war die Antwort. Darauf Sifrid:

„Meine Sicherheit ist dein!“

Das hieß, daß er sich ihm zum Gefangenen stellte.

Doch Burggraf Theoderich reichte ihm höflich die Hand und sagte:

„Sifrid, du bist ein Teufelskerl! ich laß dich frei“.

Und friedlich unter gegenseitiger Anerkennung gingen beide Kavaliere zurück. So aber ward's gehandhabt bei dem Turnei um Ehre, da ritterliche Courtoisie die Tüchtigkeit des Gegners ehrte, mocht dieser schließlich auch gefallen sein.

Nachdem der Hauptturnei zu Ende, gab's noch ein muntres Treiben auf dem Platze. Die Rosse der Abgestochenen liefen massenweise umher und wollten sich nicht fangen lassen; bis sie endlich so viel Einsehen hatten, sich zurückführen zu lassen.

Mehr als zwei Stündlein waren verstrichen, da hub sich der Turnei um die Frauen an. Manch lieblich Antlitz röthete sich da und manches Herz mocht lebhaft klopfen, ob der Feignäre oder Pregnäre, oder gar Entendäre die Farbe des Fräuleins siegen machen würde.

Das Kampfspiel ging zu Zweien. Das erste Paar ritt vor. In spiegelblanker schöner Rüstung erschien Meinher, der Sohn, auf dunkelbraunem Hengst. Am Helme prangte eine blaue Schleife, bei deren Anblick Sophia freudig erröthete. Jetzt schien nun gar die Sonne

unausgesetzt darein, so daß es eine Lust war, die schöne gewappnete Gestalt auf edlem Rosse blinken zu sehen. Gleich darauf erschien Günther von Biberstein auf schön gezäumtem Schimmel. Der Ritt auf einander begann von vornherein in der Carrière. Mit erhöheter Spannung sah auch Markgraf Heinrich auf die Beiden; wußt er doch im Geheimen, um was sich's handelte.

Der erste Lanzenstoß blieb ohne Erfolg. Von Neuem ward vom alten Standpunkt aus gar hurtiglich geritten. Zwei Stöße krachten, doch keiner wich vom Sattel. Schon schallten Beifallsrufe aus der Schaar der Ritter, und lauter noch, als auch der dritte Stich bewieß, daß es zwei ebenbürtige Gegner gab. Doch als das Rennen zum vierten Stich erfolgte, wandt Meinher kurz vor Günther mit Grazie schnell sein Roß, faßte geschickt des Gegners Roß beim Zaume und trabte so, da Biberstein in solcher Nähe mit der langen Lanze nichts anrichten konnte, mit Günther als Gefangenen vom Kampfplatz.

Ein laut Hallo und Hussa scholl ringsumher. Meinher war Sieger, da er geschickt „gezäumt" hatte. Der von Biberstein machte wohl anfangs ein sauer Gesicht, zumal beim Zäumen stets Gelächter entstand, wenn einer so als Gefangener folgen mußt, er mochte wollen oder nicht. Doch bald gab er sich und reichte dem Überwinder die Hand.

Noch manche Lanze ward für die Frauen gebrochen, noch manches Zäumen ausgeführt, bis endlich gegen Abend der Schluß der Kampfspiele angesagt ward: „Der Turnei ist ergangen".

Schweißtriefend stand manch ein Ritter noch da und labte sich an Markgraf Heinrichs Wein. Das Turnei-

gericht trat zusammen und ließ durch den Herold die Namen derer ausrufen, denen ein kostbar golden oder silbern Blatt als Preiß bestimmt war. Es waren ihrer viele. Stolz ward das Blatt an der Helmziemierde befestigt, und wer keins erhalten, begnügte sich mit Buchenblättern.

Das Volk zog in vereinzelten Gruppen nach. Isaak ging ganz allein; er war mürrisch aus zwei Gründen. Manch roher Bursche hatte ihn verhöhnt; vielleicht wären er und einige andere Juden gar mißhandelt worden, hätte sich Lips nicht Isaaks angenommen. Der Schmied wußte genau, daß der reiche Jude ein unentbehrlich Werkzeug mancher Ritter, seiner Kunden, war. Was er an Waffen auf Bestellung lieferte, ward sogleich bezahlt. Doch in nicht wenig Fällen war dies nur dadurch zu ermöglichen, daß die Ritter bei Isaak borgten. Also geschah es, daß Lips nicht übel auf letzteren zu sprechen war und nun sich seiner annahm.

„Nun Isaak!", rief Lips ihn an; „hast heute wohl ein gut Geschäft gemacht?"

„Wie haißt Geschäft", entgegnete jener mürrisch. „Hat der Herr Markgraf einen Turnei gemacht nur durch Ehre, zu Schimpfe und mit Fride, wo die Edlen höflich zu einander sein und kein Lösegeld verlangen von ihren Gefangenen. Werd ich mir vorziehn die Turneis zu Ernste ohne Fride. Doch so giebts. kein Geschäft."

„Mußt nit so happig sein, Jud!", rief Lips. „Du verdienst doch immerhin ein schön Stück Geld".

„Wie haißt happig", gab Isaak zurück. „Werden wir bei jedem Anlaß doch geschunden bis aufs Blut! Soll ich geben hundert Mark als Darlehn, krieg ich doch

fuffzig nur zurück. Verdien ich mir im Jahre hundert Mark, nimmt mir der rohe Pöbel mit Gewalt an die Siebzig. 's is kein Geschäft."

„Das macht, weil Ihr zu hohe Zinsen heischet", warf Lips ein. „Könntet Ihr Juden Euch begnügen, stünds besser. Doch habt Geduld! stellt's dem Markgrafen vor, und er wird Euch vor dem Pöbel schützen, denn er ist gerecht und will das Rohe nit haben."

Isaak erwiderte, er wußt auf Alles was zu entgegnen, sogar, als Beide in der Stadt waren und Lips ihm gute Nacht gewünscht.

„Wie haißt gute Nacht! Schlimme Nacht wird's werden. Waiß ich, daß morgen kommen werden arme Ritter, mich anzuborgen mit dem festen Vorsatz, nix wieder zu erstatten."

Ganz anders lautete auf dem Heimweg das Gespräch des Markgrafen mit dem Bischof, da dieser dem Kampfspiel gern zugeschaut und am Schluße seiner Rede gesagt hatte:

„Hätt' ich nicht den heiligen Beruf, dem Herrn zu dienen, ich würd bei Gott gar gern eine Lanze gebrochen haben". — —

Nicht wenige der Turnieräre blieben am Abend in ihrer Herberge und ließen sich ob ihres Fernbleibens vom Feste in der Burg entschuldigen. Da gab's hier ein verstaucht Bein, dort ein Gefühl in der Brust, als müßt eine Rippe zerbrochen sein, und Schürfungen, Verrenkungen die Menge. Mochten wohl noch andere Gründe vorliegen, denn Günther von Biberstein war unverletzt und ließ sein Fernbleiben doch entschuldigen. —

Das Fest, welches Heinrich den fürstlichen Gästen, den Edlen und der Geistlichkeit gab, war glänzend, doch ohne Constantia's Gegenwart. Nach einem reichen Prunkmahl folgte Tanz mit heitrem Sinn. Die Kampfesmühen wurden durch den Blick so schöner Frauenaugen reich belohnt, und manches Herz ward da getroffen, also, daß sich hie und da ein still Verlöbniß im ersten Keim entwickelte.

Meinher, der Sohn, ward von manchem Edlen beglückwünscht, erhielt auch vom Wolfgang einen anerkennenden Händedruck und von Sophia ein gelispelt Jawort, also, daß der junge Ritter bis in die Nacht hinein vor Freude strahlte und manch einer denken mocht, er sei ein Drutz geworden. — — —

Noch lange Jahre unterhielten sich die Meißner von dem glänzenden Turnei und prießen den Markgrafen. Der aber war den ganzen Rest des Jahres froh gestimmt. Der Turnei war derartig verlaufen, daß Heinrich die Menge tüchtiger Ritter erkannte, die ihm zu Gebote standen, falls die bedingte Belehnung mit Thüringen Kämpfe erforderte. Heiteren Gemüthes theilte er an Viele, auch an Klöster reiche Geschenke aus, und ließ jenen sagen, daß sie sich um der Jugend Bildung kümmern möchten. Hatte auch noch fernerhin zu frohem Sinne Ursach, denn sein Bruder Dietrich, erst Propst in Naumburg, war Bischof allda geworden, trotz seiner Jugend.

Wenn irgendwas den Frohsinn trüben konnte, so war es der Gedanke, daß er nur einen einzigen Sohn hatte. Wenn der ihm einst genommen ward, für wen dann sollt er sich um Thüringen mühen? Doch auch diese Trübung sollt entweichen.

Als der December nahte und Heinrich auf dem Tharand weilte, war's wieder und immer wieder Maltitz, der Glücksbote, der ihm mit froher Kunde sein Herz erfreuete. Diesmal war des treuen Ministerialen Ritt nicht lang; in 3 Stunden ließ sich die Veste erreichen. Dort aber konnt er seinem Herrn verkünden: Sein hohes Gemahl habe ihm ein zweites Knäblein geboren. Das war die dritte hohe Freude in diesem Jahre. Nun war die Dynastie gesichert.

Alsbald war Heinrich gen Meißen zurückgekehrt. Er freuete sich des kleinen Dietrich nicht wenig und kniete im Dome vor dem Herrn zu Dank und Preiß. —



Sechster Abschnitt.
1243 bis 1245.

Mehr als 2 Monde waren im neuen Jahre 1243 schon verstrichen, als es sich begab, daß Burggraf Meinher und Dobrita getrennt lebten, doch nahe bei einander, dem Raume und dem Herzen nach. Constantia war noch immer leidend und bedurfte treulicher, unausgesetzter Pflege, also, daß Frau Dobrita sich nach Rücksprache mit dem Gemahl entschloß, sich der Markgräfin anzubieten um jener Pflege willen. Constantia nahm es dankbar an. Jene war ihr lieber als die Edelfrauen bei Hofe. So weilte denn Dobrita Tag und Nacht in der markgräflichen Burg und Meinher waltete allein in der seinen, doch keineswegs mißmuthig. Seinem Herrn und dessen Gemahl zu Liebe fand er sich darein, sein Ehgemahl im Hause zu entbehren. Auch stimmte ihn ein Schreiben wohlgemuth, das ihm Ulrich von Lichtenstein gesandt. Darinnen war gesagt, daß er Gelegenheit gefunden, einen Edlen zu treffen, der, in der Gunst von Kaiser Friedrich stehend, diesen von der Treue und dem reichen Beistand sprechen wollte, welchen Markgraf Heinrich trotz Gregor's Bannstrahl dem Kaiser gewährt.

Der aber soll gesagt haben: „Ihr erinnert mich zu rechter Stunde, wieviel ich Heinrich schulde. Alsbald will ich ihn nicht blos entschädigen. Will mich näher noch mit ihm verbinden.“ Von dem Wodurch konnt Ulrich nichts erfahren, doch genügte allein des Kaisers allgemeine Zusage, denn der hielt Wort.

Dies Schreiben machte Meinher hochgemuth. Sollt auch nicht lange danach erfahren, was der Kaiser im Sinne gehabt. Aus Heinrichs eigenem Munde erfuhr der Burggraf, Friedrich habe ihm das Pleißnerland zum Pfand gegeben. Es war vorauszusehen, daß es nie ausgelöst werden würde. Das aber war ein großer Zuwachs für sein Land, denn es umfaßte die fruchtbaren Gauen vom heutigen Chemnitz, Zwickau, Werdau, Crimmitschau, Altenburg und Schmölln.

„Ich will mich näher noch mit ihm verbinden“, hatte der Kaiser zu jenem Edlen gesagt. Und dies geschah durch Friedrichs Wunsch, daß sein sechsjährig Töchterlein Margarethe mit Heinrichs dreijährigem Albrecht durch Verlöbniß verbunden würde.

Das war ein wichtiger Punkt; den mächtigen Kaiser zum Schwäher seines Sohnes zu haben, konnte des Markgrafen Macht nur verstärken, sein Ansehen im Reiche nur vergrößern. Wenn die jetzige Eventualbelehnung mit Thüringen durch des Landgrafen Hinscheiden zu einer gewissen wurde, ward er allen etwaigen Mitbewerbern überlegen. Die Versuchung, Ja zu sagen, war groß, doch wollte Heinrich zuvor noch mit Constantia darüber sprechen.

Wie sehr auch die Markgräfin als Mutter sich geschmeichelt fühlte, daß der mächtige Kaiser sein Haus mit

dem Wettiner eng verbinden wollte, so lebte doch noch immer der Groll in ihr, den sie gegen Friedrich hegte. Hiervon sagte sie nichts, doch bildete es den stillen Grund, als sie einwandt:

„Unmöglich kann ich mir für Albrecht einen Vortheil davon versprechen. Es ist ein gar zu schwankes Ding mit dem Verlöbniß. So lange Friedrich mächtig bleibt, könnt's wohl geschehen, daß es dem Sohne nützt. Unterliegt er aber seinen vielen Feinden, voran dem heiligen Vater, so fällt das Verlöbniß nur zu seinen Ungunsten aus. Ich kann es drum nicht billigen.“

„Daß Friedrichs Macht zu Ende gehe“, entgegnete der Gemahl, „ist nicht zu denken. Zudem ist der jetzt neugewählte Papst Innocenz der vierte als Sinibald Fiesco dem Kaiser stets Freund gewesen, also, daß der Kampf mit Rom ein Ende gewinnen wird. Mit den italischen Fürsten und Städten wird er bald fertig werden.“

Drauf entwickelte Heinrich dem Gemahl, wie Staatskunst hier mitreden müsse und sprach so eindringlich, daß Constantia dagegen nicht aufkommen konnte. Doch ohne Weiteres gab sie sich nicht gefangen. Sie ließ das Weib aus sich sprechen, schützte vor, wie gut es sei, wenn Albrecht einst aus freier Herzenswahl und Liebe sich ein Gemahl erkiesen könnte und nicht gezwungen zum Verlöbniß werde, das ihm keinerlei Gewähr biete für wahres eheliches Glück.

Wohl stutzte Heinrich nach diesen Worten. Er mocht es wissen, wie das sei, wenn Zwei zusammengethan werden, ohne vorher zu fragen, was die Herzen dazu sagten. Er sah ja an sich, daß diese nicht zusammenstimmten; hatte ja in ganz jungen Jahren erfahren, was es heißt, süße

Minne mit höfischer und ritterlich höflicher Aufmerksamkeit vertauschen zu müssen. Doch der Trieb, um der geliebten Kinder willen sein Haus mächtig auszubauen, war zu stark, als daß er jener nicht unberechtigten Mahnung Gehör schenken sollte. Er war geneigt, die Rechnung abzuschließen, bevor er sie gefunden hatte. Nach längerem hin und her suchte Heinrich in unbewußter Selbsttäuschung mit dem Gedanken durchzudringen:

„Des Kaisers Angebot ist eine Ehre. Sie auszuschlagen wäre unklug, weil beleidigend. Drum meine ich, wir können gar nicht anders“.

Constantia mußte sich fügen. Aber die Angelegenheit hatte sie derart erregt, daß sie noch kränker ward.

Heinrich vollzog das Verlöbniß, froh, zu hören, daß auch der Kaiser sich von der Wahl Innocenz's dauernden Frieden verspreche.

Je schöner aber der Lenz herankam und sich entwickelte, desto trüber ward der politische Himmel. Innocenz entsprach nicht den gewünschten Erwartungen. Wohl setzte er die Kämpfe nicht fort, benahm sich aber gegen Friedrich zurückhaltend und wortkarg, also, daß der wohlerfahrene Kaiser mißtrauisch ward und auf seiner Hut war.

Den schönen Mai genoß auch Heinrich nicht. Des Wonnemondes Leben mit seinem Werden stand in zu großem Gegensatz mit der drohenden Vernichtung, die in der Veste Meißen sich meldete. Als der Mai Abschied nahm, nahm auch Constantia Abschied. Tagelang hatte sie ohne Bewußtsein gelegen, also, daß es Heinrich nicht vergönnt war, ihr in die Augen blicken zu können, wenngleich er auch die letzten Nächte mit dem alten getreuen Diener Machserve geopfert.

Dobrita's Thränen sagten ihm, wie tief sie ihn bedauere. Und aus den Thränen wurden Worte, da sie sagte:

„Herr Fürste, die Herrin ist wohl aufgehoben! ich bin gewiß um ihrer Seelen Seligkeit. Doch daß Ihr, erst fünf und zwanzig Jahre zählend, die Kindlein schon mutterlos habt, das schmerzt mich. Wenn anders Ihr nicht weiter bestimmt habt, so gelobe ich, ich will der Kindlein hüten, also, daß sie den Verlust der Mutter nicht spüren sollen."

Hiermit hatte sie den wundesten Theil in Heinrichs Herzen getroffen. Seine Thränen stürzten hervor, aber erleichtert faßte er Dobrita's Hände und sagte:

„Liebe Getreue! ich kann Euch nie vergelten, was Ihr mir von Kindesbeinen an gewesen seid. Gott lohne reichlich Eure Liebe zu meinem Hause und daß Ihr meiner Kindlein hüten wollt, die mir an's Herz gewachsen."

Mehr bracht er nicht hervor. In Trübsal konnt er nicht viel reden; er mußte sich zuvor gesammelt haben. Das aber konnte er nirgends besser thun als in seinem lieben einsamen Suselitz. Am Tage nach der Gemahlin Tod ritt er dorthin und blieb allda einen Tag und eine Nacht.

Er ritt das Thal entlang am rechten Ufer der Elbe mit nur einem Knappen. Es that ihm wohl, Leben zu sehen und Bewegung. Bald schaute er auf das üppige Grün der Bergwälder, bald auf den gleitenden Spiegel des Stromes. Und als er ein Stündlein geritten war, blickte er auf die Warte Zehren drüben, auf die Kapelle des heiligen Michael. Es ward ihm sonderlich zu Muthe. Zehn Jahre waren es her, daß er drüben geweilt und

zugeschaut, wie eine junge Maid einst Kränze wandt. Wie inhaltsschwer und ereignißvoll waren die Jahre gewesen, die seitdem verstrichen!

Weiter folgte er dem Bogen des engen Elbthales, von schroffen Felsen eingerahmt; schaute auf die Abwechslung von starkem Gestein und grünen weichen Matten, und vor der Diebsfähre auf die vereinzelt stehenden trutzigen Felskegel drüben, auf die Starrheit der ununterbrochenen steilen Felsenwände hüben zu seiner Rechten. Stärke, Kraft und Milde allerorten predigte ihm die Natur, und als er zu Suselitz eingeritten kam, empfand er wie einen stillen Hauch des Friedens. Im selben Gemach des Schlosses, darin er schon oft gesessen, wann er Ruhe suchte, ließ er sich nieder. Vor seinen Augen schwebte das bleiche Antlitz der Gattin auf der Bahre. Neun Jahre nur war er mit ihr vermählt. Schön war sie und edel von Gemüt; er konnt sich nicht beklagen. Daß die Dahingeschiedene vielfach versucht, bestimmend und verstimmend in sein Regiment hineinzureden, daß dadurch manche Trübung im Eheleben entstanden — das war vergessen und vergeben. Nicht die Frau, das Weib betrachtete er noch einmal, und da war ihm, der diesem immer ritterlich und artig begegnet, als hätt er eine schöne griechische Statue besessen, aus weißem Marmor gemeißelt. Nein nein! das war nicht des Herzens süße Minne gewesen, wie er sie kurz vorher gekostet, nur genippt von Liebgart — — Doch das war längst vorüber, war ein längst zerstobener Traum, darauf sein Herz mählich leer geworden und immer leerer. Seine Ehe war niemals herzensglücklich gewesen. Sollt er denn nie der reinen Minne Süße kosten? Wie oft hatte er versucht, ein poetisch Reimlein

zu erdenken. Es wurde nichts. Zum Sange fehlte ihm Begeisterung und Wärme des Lenzes und war ihm, als athmete die Seele nüchterne kalte Luft des Winters. Das Vöglein singt nur im Lenze.

Er wollte nicht weinen, wollte stark und fest bleiben wie die Felsen. Doch wider seinen Willen preßte ihm die Wehmuth Thränen aus, mild wie die Matten. Und das war gut. Es war der warme Regen auf verdorrten Boden, der, wenn er eingedrungen, neue Keime wachsen läßt und gute Triebe. Die aber hießen Religion und Aufblick zum Herrn aller Herren. Constantia hatte ihm drei liebe Kindlein geschenkt, davon zwei Söhne leben blieben. Die hatte der Herrgott ihm gegeben durch sein Gemahl. Das war ihr Vermächtniß. Drum mußt er dankbar ihrer gedenken, mußt ihr von Herzen wünschen, daß sie droben Heil der Seele erfahre als Kind Gottes.

Mit stillem Gebet für dieses Heil schlief Heinrich, nach so viel durchwachten Nächten ermüdet, ruhig ein.

An Leib und Seele neu gestärkt verließ er am nächsten Morgen die Stätte des Friedens, sein Suselitz. Ihm war als läge eine heilige Weihe über dieser Gegend.

Zurückgekehrt zur Veste Meißen, ward ihm die Kunde, daß auch Machserve die Augen für immer geschlossen. Voll Trauer legte er die Hand aufs greise Haupt des alten Dieners und dachte zurück an vergangene Zeiten. Wie lange hatte der Treue schon seinem Vater gedient, wie sorglich ihn als Kindlein gehütet und gepflegt; war ihm gefolgt auf Schritt und Tritt, auf beschwerlichen Reisen und in der Heimath! Fürwahr! Der Dahingeschiedene war ein Stück von der Familie. Nun dies

losgerissen ward, war dem Markgrafen, als hätt er einen Freund verloren.

Für ihn und Constantia ließ Heinrich Seelenmessen lesen. Die Gemahlin ward am 5. Juni im Kloster Altzelle feierlich beigesetzt, für sie auch hier zum Heile ihrer Seele Messe abgehalten. Heinrichs Brüder waren dabei, Bischof Conrad, der Abt von Buch und zahlreiche Begleitung. Dafür erhielt das Kloster alle Rechte der Gerichtsbarkeit in den zugehörenden Dörfern. Am elften desselben Monats ließ er auch im Kloster Buch zum Seelenheile Constantia's Messe lesen, beschenkte das Kloster reich, wie auch das zu Grimma.

Das Jahr war auserlesen zur Trauer. Auch Propst Albert von Sct. Afra starb, der Mann, der dem Markgrafen mit ganzem Herzen hingegeben war, der ihm an Wissenschafft und Kunst so viel dargereicht. Das konnte Heinrich nie vergessen. Johannes ward Alberts Nachfolger.

Der Kinder willen weilte Heinrich viel in Meißen; mußt auch gen Torgau, und als der Winter nahte, bat ihn Landgraf Heinrich von Thüringen, gen Weißenfels zu kommen zu wichtiger Berathung. Am 14. December traf der Markgraf ein und fand dort außer dem Landgrafen auch Herzog Albert von Sachsen.

Geschickt faßte der Landgraf seinen Meißner Neffen bei der Stelle, von der er wußte, daß auch in Heinrich ein Echo tönen würde. Die selten unterbrochene Abwesenheit des Kaisers Friedrich hatte unter deutschen Fürsten das Gelüst erzeugt, unabhängiger von jenem zu werden. Nach größerer Unabhängigkeit hatte auch Heinrich von jeher gestrebt. Das wußte Landgraf Raspe und benutzte

diese Neigung, um Heinrich zu überzeugen, wie vortheilhaft und gut es sei, wenn die mächtigeren der deutschen Fürsten sich von manchen Pflichten befreieten und ihre Hausmacht stärkten. Mit einem Worte: Des Kaisers Macht und Einfluß sollten beschränkt, die Fürsten selbständiger werden.

Das aber ging gegen Heinrichs Treue für den Kaiser. Er lehnte jedes Vorgehen wider Friedrich schroff ab. In dem Streite, der sich darob anhob, verhielt sich Herzog Albrecht schweigend, und dieses Schweigen deutete der Neffe, daß jener dem Landgrafen im Stillen beipflichte. Doch Heinrich wankte nicht und sprach mit Kraft dagegen.

„Wohl ist mir angenehm, selbständiger zu werden", erklärte er, „doch nur auf dem Wege des Rechtes. Der Kaiser und der König Konrad haben verbriefte Rechte. Entäußern sie sich derselben freiwillig, so nehme ich die Gabe willig an. Doch ferne sei mir, Gewalt zu brauchen Ich bleib dem Kaiser treu."

Der Thüringer sah ein, daß er's mit einem unbeugsamen Willen zu thun hatte und bot alle Beredsamkeit auf, den Neffen eines Anderen zu belehren.

„Wohl haben Beide verbriefte Rechte", fuhr er fort. „Doch diese bedingen, daß man auch unsere verbrieften Rechte achte und wahre. Das aber geschieht nicht. Bedenke, Heinrich! kümmert sich denn der Kaiser um das deutsche Reich? Er lebt ja nur in Italien, kämpft dort nur um seine italischen Besitzungen, die uns nichts angehen. Mag das Reich zerfahren wie es will; ihm gilt das gleich. Er hat kein Herz für Deutschland. Und König Konrad, was thut denn er? Kneipt er uns Fürsten nicht, wo er nur kann? Hat er nicht vor drei Jahren

auf dem Reichstag zu Eger uns zu bestimmen gesucht, dem Papst zu widerstehen? Warum? Nur um seines Privatbesitzes, der italischen Lande willen. Statt das Reich zu stärken, entblößt er es von deutschen Heeren und schickt diese gen Italien. Wir müssen dazu Mannschaft liefern. Ist das recht? Nein, Heinrich! klug ist's wohl, doch falsch. Er will uns schwächen, nur um uns nach seiner Willkühr zu zügeln und zu unterdrücken. Wer aber giebt dem Reiche seine Stärke, wenn die Mongolen, die Türken, die Sorben, gegen die du ruhmwürdig gekämpft, und andere gelüste Völker gegen uns auftreten? Das thut nur der Kranz der größeren deutschen Fürsten, die mit vereinter gestärkter Hausmacht ausziehen, das Reich zu schützen. Nicht um Vergrößerung der eigenen landesherrlichen Macht ist's uns zu thun, sondern nur um das Wohl des deutschen Reiches. Und dieses schwebt in Gefahr!"

Der Landgraf sprach eindringlich und warm. Herzog Albrecht hatte hin und wieder mit dem Kopfe genickt. Auch ging die Spitze der Rede weniger auf Friedrich, als auf dessen Sohn, König Konrad. Und als auch Herzog Albrecht, kein Freund von langen Reden, sagte:

„Ich meine, Konrad taugt nicht auf dem Thron. Wir müssen einen König haben, der uns stark macht um der Wohlfahrt des Reiches willen."

— da ward Heinrich still und bedenklich. Er schied am nächsten Tage ohne Zusicherung.

Doch schien es, als hätte stetes Tropfen angefangen, den Stein zu höhlen. Mißmuthig ritt Heinrich noch am 29. December nach dem Tharand. Mißtrauisch überlegte er des thüringer Ohms Gebahren und glaubte, all dessen

Mühen sei nur darauf gerichtet, selbst einmal König von Deutschland zu werden. Die ganze Angelegenheit verstimmte ihn ungemein, zumal ihm war, als ob im eigenen Innern zuweilen, wenn auch zaghaft, eine Stimme riefe: ‚Ein Tröpfchen Wahrheit ist in Raspe's Worten‘.

Wohl dem, der bei den Sorgen dieser Welt ein trautes Heim hat, wo er, und sei's auch nur auf Stunden, der Erdenqual entrückt ist, wo er Liebe empfängt und giebt. Was jubelten die Kinder, als sie den Vater wiedersahen. Der kleine Dietrich wollt auf seinen Schooß genommen sein und Albrecht umfing zärtlich das Knie des Vaters. Und als Frau Dobrita ihm berichtete, wie gut und folgsam Albrecht sei in allen Stücken, da setzt' er ihn auf's andre Knie und herzte und küßte die Geliebten, als könnt er nicht genug kriegen, müßte ihnen die Mutter ersetzen und jeden Augenblick hierzu benutzen, der ihm frei war. Und derer fand er im neuen Jahre anfangs reichlich, da seine Arbeit friedlich war und gern geleistet.

Dem Orte Pirna gab er Stadtrecht, nahm Kenntniß von der Gründung des Franziskanerklosters zu Zittaw, und dotirte am 15. Februar im Dom zu Meißen eine Vikarie zum Seelenheile seiner Ältern, Constantia's und seines treuen Dieners Machserve. Auch stiftete er einen Altar zu Ehren des großen Christenkämpfers Paulus.

Drauf weilte Heinrich im Mai auf etliche Tage im Schloß zu Grimma, bereiste das Pleißnerland und kehrte mit Graf Dietrich von Brena am 4. Juni wieder zurück nach Meißen.

Hier empfing ihn sonderliche Nachricht. Des Papstes Innocenz Verhalten gegen Friedrich war feindselig geworden wider alles Erwarten, so offen feind, das Friedrich

dem Papst zu Leibe rückte und dieser floh. Er wandt sich nach Lyon. Ob dies Vorgehen des Kaisers gar so nothwendig war, ob nicht Versuche zur Aufrechthaltung der früheren persönlichen Freundschaft gemacht werden konnten, das konnte nur der Kaiser am Genauesten wissen. Aber Heinrich konnt den Gedanken nicht unterdrücken, daß, nun die Kämpfe in Italien wieder und immer wieder brannten, der Kaiser dem verlassenen deutschen Reich nun ganz entfremdet sei. Auch schickte Konrad abermals Kriegsmannen deutschen Blutes gen Italien, und das mußt doch einmal aufhören. Das stete Tropfen in Weißenfels höhlte weiter.

Die Kinderstube und des Landes Geschäfte ließen ihn zeitweilig der ewigen Wirren im Süden vergessen. Heinrich beschenkte das darbende Kloster Buch mit reichen Gütern und bestimmte, daß es der Jugend Lehre gebe und sie schule. Er stellte zu Kossebude Urkunden mannigfachen Inhalts aus, bereiste Grimma und Kolmen um eines im September abzuhaltenden Landdinges willen und empfing mancherlei Zuschriften. Sebnitz war als deutscher Ort angelegt worden und erhielt Geld zur Förderung. Auch half er zur Beilegung eines Streites, der, nach dem Tode des Domdechanten Petrus, unter dessen Nachfolger Siffried mit Kloster Buch entstanden war.

So mitten in friedlicher Arbeit, ward er derselben durch gewaltige Ereignisse entrissen.

Innocenz hatte anfangs Juli des Jahres 1245 eine Kirchenversammlung nach Lyon berufen. Hier klagte er den Kaiser des Meineids an, der Ketzerei und anderer Verbrechen. Dagegen hatte nun des Kaisers getreuer Vertreter, Thaddäus von Suessa, energisch protestirt und Stück

für Stück der Anklage entkräftet. Sogar die Botschafter von England und Frankreich schlossen sich ihm an. Doch Innocenz's christlicher Haß war unaustilgbar. Trotzdem er widerlegt war, erklärte er Friedrich aller seiner Kronen für entsetzt und schleuderte einen fürchterlichen Bannfluch wider ihn, also, daß manch einem grauste, wie der Vertreter des liebepredigenden Herrn und Heilandes Jesu Christi so scheußlich fluchen konnte.

Zugleich forderte der Papst die Deutschen auf, zur Wahl eines neuen Königs zu schreiten.

Das waren rohe wuchtige Keulenschläge auf das Bestehende, auf's ganze Deutsche Reich.

Einige Fürsten, zwar nicht dem Papste Freund, doch mehr dem Kaiser und seinem Sohne Konrad Feind, boten auf des Papstes Verlangen dem Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen die Königskrone an.

Markgraf Heinrich war gespannt, was sein Ohm dazu thun würde. Nahm er die Krone an, so stand in Heinrich fest, daß jener damals schon in Weißenfels die stille Absicht trug, für sich selbst zu wirken. Dann hätte Heinrich seinen Ohm verachtet.

Doch wie erfreut ward er, als er von diesem ein Schreiben erhielt, worin er mittheilte, daß er, trotz aller Verlockungen und Versprechungen großer Summen seiten des Papstes, die Krone ausschlage. Zwar willige er in die Wahl eines Gegenköniges, doch solle auch nicht ein Schein auf ihn fallen, als hätt er seine Interessen dabei im Auge gehabt. Das Wohl des Deutschen Reiches allein sei sein Motiv gewesen.

Als Heinrich dies gelesen, athmete er erleichtert auf. Jetzt konnte er ihn achten und verehren. Jetzt auch war

er im Principe auf des Landgrafen Seite. Wenn ihm um des Kaisers willen nicht angenehm war, daß dessen Sohn Konrad des Königsthrones entsetzt werden sollte, so verschloß er sich doch auch nicht ganz der Hoffnung, daß ein neuer König mehr leisten werde als jener. Selbstlos wie sein Ohm mußte der Neue sein, mußte auf die Fürsten halten als Stützen des Deutschen Reiches um dessen Wohlfahrt willen und im Reiche weilen.

Wen aber wählen? Die Frage tönte den Rest des Jahres hindurch in Heinrichs Brust, im ganzen Deutschen Reich. Man ließ es, wie es war. Beim deutschen Reichstag, zum Mai 1246 angesetzt für Frankfurt a. M., sollte sich's entscheiden.

Und als die Zeit erschienen und Heinrich zum Reichstag gereist war, begab es sich darin am 21. Mai, daß sein Ohm, der Landgraf von Thüringen, trotz dessen vorheriges bestimmtes Ablehnen beharrlich von Neuem zum König ausgerufen ward. Der Fürsten Gründe hierzu mögen verschieden gewesen sein. Ein Theil von ihnen ließ sich durch des Papstes Machtspruch leiten. Ein anderer lediglich durch die Unzufriedenheit mit Konrad. Wenn auch der Landgraf noch immer zögerte, nun konnte er, von so vielen Seiten bestürmt, nicht mehr nein sagen. Und als selbst Heinrich seinem Ohm rieth: „Nimm's an, auf daß nun Fried und Ruh im Reiche werde!“ da entschloß sich jener und nahm die vom Reichstag angebotne Krone an.

Wohl hörte man Stimmen der Verwunderung, daß Markgraf Heinrich gegen Konrad in dieser Sache zum Landgrafen von Thüringen hielt. Doch Johann von Brandenburg trat für ihn ein und sagte:

„Das ist nicht Wankelmuth noch Untreue. Seine Treue hat er genugsam bewiesen, trotzdem sie ihm die Exkommunikation zugezogen, vor der manch Anderer zu Kreuze gekrochen wäre. Da Friedrich Italien nie verlassen mag und sich um's Reich nicht kümmert, so verlangt Deutschland nach einem festen König. Des Reiches Wohl steht Heinrich höher als sein eigener Vortheil oder die Gunst eines Stärkeren. Er ist ein echter Deutscher."

Die Worte, gesprochen von einem Fürsten, welcher dem Markgrafen einst Feind war, wirkten auf die Zweifelnden also, daß sie einsahen, Heinrich handele recht. Dieser wußte genau, was er nach Recht und Gewissen that. Er wußte genau, daß seine That ihm weit eher schaden konnte, denn nicht unmöglich war es, daß Kaiser Friedrich, unwillig über des Markgrafen Abstimmung, ihm die Eventualbelehnung wieder nahm und sonst ihm entgegentreten konnte. Deßhalb kümmerte er sich nicht um das, was Einzelne von ihm dachten, konnte sich auch nicht darum kümmern, denn er hatte Eile, gen Meißen zurückzukehren.

Während des Reichstages war Heinrichs Schwager, der unruhige Herzog Friedrich von Oesterreich, gestorben. Darauf kam dem Markgrafen die Kunde zu, ein großer Theil der Stände habe zur Nachfolge sich für Constantia's Söhne Albrecht und Dietrich erklärt, wolle auch eine Gesandtschaft abgehen lassen, welche dies dem Markgrafen verkünden sollte. Darum die Eile zur Rückkehr. Was gegen 18 Tage erforderte, vollbrachte er in kaum 14 Tagen. Am 5. Juni war er schon wieder in Meißen.

Hier überlegte er sich die Erbschaftsangelegenheit genau; er prüfte sie nach allen Seiten. Wohl erschienen er und

seine Söhne erbberechtigt, doch ward ihm bekannt, daß auch König Wenzel Anspruch erhebe. Dem lag das Herzogthum gar günstig, da es mit Böhmen grenzte. Zwar hätte jenes Erbland Heinrichs Macht nicht wenig vergrößert, doch hochherzig beschloß er, zu Gunsten Wenzels darauf zu verzichten. Ganz anders stand's mit Thüringen. Hierzu hatte er ein unbestreitbares Recht; es grenzte überdies mit ihm und hätte mit der Markgrafschaft ein abgerundet, mächtiges Gebiet gegeben, das seinen Söhnen vielmehr nützte, als das entlegene und umworbene Oesterreich.

Zwar wollte er die Gesandtschaft empfangen, die jeden Tag kommen konnte, doch sollte sie seinen Verzicht hören. Statt der Gesandtschaft aber langte ein Brief des Böhmenkönigs Wenzel an, darin er ihm vermeldete, er habe die Gesandtschaft einstweilen zurückgehalten, dieweil er sich mit Heinrich zuvor in Güte besprechen wolle. Er bat ihn freundlich, zu diesem Zwecke auf den Kunigstein*) zu kommen, allwo er sich zur Zeit aufhalte.

Demselben Boten, der den Brief gebracht, gab Heinrich die Antwort mit, daß er kommen wolle.

Wenn diese neue Angelegenheit, die leicht zum Zankapfel werden konnte, in Frieden beseitigt war, lag ihm daran, nach schweren wirren Zeiten auch einmal sich zu leben und seinen Kindern. Zu ihnen ging er, schaute in ihre treuen unschuldsvollen Augen und herzte sie voll Vaterliebe. Nicht ohne Wehmuth gab er sich den Kleinen hin. Drei volle Jahre waren sie ohne Mutter; er selbst mußte sie gar zu oft missen, wenn seine Lande und des

*) Königstein in der sächsischen Schweiz.

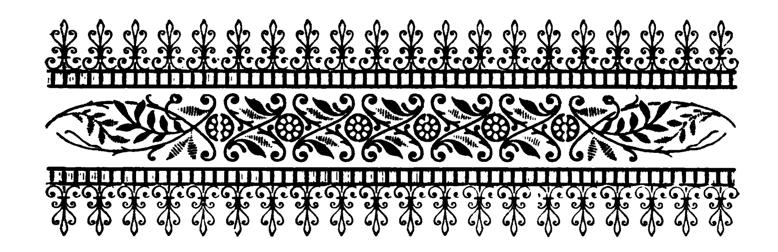
Reiches Wohlfahrt ihn da- und dorthin riefen. Zwar stand die treue Seele, Frau Dobrita, mütterlich bei, doch hatte diese selbst gesagt, sie könne, je mehr die fürstlichen Knaben heranwüchsen, die Mutterstelle nicht mehr genugsam vertreten. Vielleicht auch mocht sie ihres Sohnes Meinher Hochzeitsfest beschäftigen.

Und heute war es, daß die Burggräfin ihm freundlich anheimgegeben, ob er sich nicht wolle zum zweiten Male vermählen, schon um der Kindlein willen.

Dies Wort, aus solchem edlen Frauenherzen, bewegte den erst 26 Jahre alten Vater nicht wenig. Voll Lieb und Zärtlichkeit mußt eine zweite Mutter zu den Kindern sein, mußt sie halten wie die eigenen. Und dann — — Ja, er selbst sehnte sich nach Liebe, die ihm die Leere seines Daheimlebens ausfüllte; sehnte sich, ein Wesen um sich zu haben, das er von Herzen lieben könne. Durch wen aber könnte er beide Anforderungen erfüllt sehen? ‚Schwer wird es halten', dachte er, ‚und kaum erhoffe ich, daß mir ein solches Glück zu Theil werden wird.'

Doch wieder mußte er seine Familieninteressen in den Hintergrund stellen. Die Angelegenheit um Oesterreich wollt erledigt sein. Noch selben Monats ritt er auf den Kunigstein.





Siebenter Abschnitt.

1246 bis 1247.

Ein schöner warmer Junimorgen sah eine kleine Schar Reiter aus der Veste Meißen ziehen. Die Rosse wieherten vergnügt, als sie durch's Städtlein tänzelten, meinend, die ehrerbietigen Grüße der Bürger gälten ihnen. Draußen vor dem Thore aber ward aus dem Tänzeln ein frischer Trab. Dem Strome gings entgegen am linken Ufer auf glatten Wiesenwegen. Hier hörten sie zu wiehern auf, sie hätten ihre Herren sonst in der Unterhaltung gestört.

Die Herren aber waren der Markgraf, Meinher mit seinem Sohne gleichen Namens, der von Maltitz, Johann von Hugewitz und Hermann von Schonenberg. Hinter ihnen ritten der Meisterknappe Lutold und 6 Reisige, deren etliche Gepäck bei sich führten, deß Inhalt zum Theil bestimmt war zu trockner und nasser Stärkung des Leibes.

Freundlich blickte das Schloß Siebeneich hinab auf die Cavalkade. Doch gings im Fluge vorwärts der Veste

Skarffenberg vorbei durch Gauernitz, Cossebude und Cottowe.

„Bald werden wir in Drjezdjenje sein“, bemerkte Schonenberg. „Die Rosse traben prächtig“.

„Sagt lieber Dreßden“, entgegnete Heinrich. „Ich will, daß die wendischen Namen verschwinden und unserem Deutsch verwandter werden. In Dreßden laßt unsre Rosse sich verschnaufen; in meinem Hause dort uns stärken. Das Örtlein ist gar lieblich gelegen; ich will es ausbauen, auf daß es wachse und aus einem Fischerdörflein zur Stadt werde.“ —

Der leiblichen Stärkung war Genüge geleistet, dann trabten die Reiter über Stresin*) weiter nach Pirna zu. Auch hier ward gerastet. Von da aus wird das Elbthal eng; zu beiden Seiten trutzen stolze Felsen, zum Theil verdeckt durch grünen Laub- und Tannenwald.

In gehobener Stimmung ritt Heinrich mit den Seinen hart am Elbstrom weiter. Hier war's doch gar zu schön. Dazu der Sang der Amseln und der Lerchen, das muntere Plätschern kleiner Wellen an den Ufern, hervorgebracht durch Boote auf dem Strome.

„Hier laßt uns halten!“, rief Heinrich aus. „Der Herrgott will, daß wir uns seiner Schöpfung freuen“.

Die Herren stiegen ab und setzten sich auf Felsblöcke und Geröll.

„Verzeihet Herr!“, rief Hugewitz. „Gehöret zu der Schöpfung unsres Herrgotts nicht auch der Wein, deß wir uns gleichermaßen freuen sollen?“

Da lachte Markgraf Heinrich herzlich auf und rief:

*) Striesen.

„Das will nur immer trinken! Nun wohlan! Lutold, bring uns Allen Wein, auf daß der Hugewitz nicht verdurste“.

Der edle Trank ward herbeigebracht, in muntrer Laune getrunken und gelacht. Heut war dem Fürsten so wohl zu Muthe, sein Drang zur Heiterkeit so ungestört im Zuge, daß er sich mit seinen Getreuen gern dem Augenblicke hingab, der ihm für Herz und Magen schöne Gaben bot.

Wohl gelaunt kamen sie zum steilen mächtgen Kunigstein. Den schlangenhaft gewundnen steilen Reitweg ging's nur in mäßigem Schritte hinauf; die Rosse keuchten und schwitzten gar zu sehr.

Droben am Burgthor ward Heinrich nebst Gefolge alsbald eingelassen, er war erwartet. Der Burgvogt dienerte verlegen. Sein Herr, der König Wenzel, wär nicht zugegen — hieß es — er müße aber allsogleich zurückekehren.

Während die Knappen die Rosse in den Ställen unterbrachten, blieb Heinrich wie gefesselt stehen und schaute unverwandt auf eine gar liebliche Gruppe, bestehend aus zwei edlen Mägdlein und zwei kleinen Kinderchen. Die aber, an 100 Schritt entfernt, merkten nicht, daß sie beobachtet wurden. Zwei Büblein waren es von 2 bis 3 Jahren, mit denen sich das eine der Mägdlein besonders abgab. Sie hob die Kleinen in die Höhe, ließ sie so schwebend munter mit den Beinchen zappeln und küßte und herzte sie, als ob's die eignen wären. Wehmüthig gedachte Heinrich seiner mutterlosen Söhnlein und wie so gut es doch jene dort hatten. Doch er mußte nun hinein in's Haupthaus der Burg und brauchte auch nicht lange auf König Wenzel zu warten. Der kam gar eilig und

entschuldigte sich, daß er den Markgrafen und die Herren nicht hatte schon am Thore begrüßen können. Gemeinschaftlich ward erst ein kurzes Frühmahl eingenommen, nachdem das Gefolge dem König vorgestellt war. Drauf zog sich der König mit seinem fürstlichen Besuch in ein entlegeneres Gemach zurück. Die meißnischen Herren pflogen unterdeß mit den böhmischen Edlen, die dem Könige gefolgt waren, der Unterhaltung und prüften gern den Ruster und den Melniker vergleichungsweise mit dem Meißner, gerechtermaßen anerkennend, daß das Böhmernaß weit wärmer mache, als das heimische, also, daß man versucht sein könne, des ersteren in größerer Menge hinabzugießen. Von Politik ward nicht gesprochen, doch vom Turnei, dabei die Böhmer Herren respektvoll sich verneigten. Die Herren des Meißnerlandes waren auch betreffs des Turnierens hochgeachtet, im Stillen sogar gefürchtet.

Weit mehr als eine Stunde war verflossen, als beide Fürsten wieder zurückkehrten. König Wenzel sah sehr heiter aus; der Markgraf, wenn auch nicht heiter, so doch befriedigt. Die Urkunde zum Verzicht auf Oesterreich zu Gunsten Wenzels war vollzogen. Sie hatten sich vollkommen geeinigt, der eine aus Gründen der Begehrlichkeit, der andere aus hochherziger Überlegung, also, daß es der Beihülfe der mitgenommenen Edlen nicht weiter bedurft hatte, als nur zur Unterschrift als Zeugen zu einer Urkunde. Nicht lange verweilten die Fürsten im Gespräche mit den Edlen. Die Gäste wurden nun zum Mahl geladen, schon am Vormittage kostbar vorbereitet im Rittersaale.

Als Heinrich zuerst eintrat, begrüßte ihn mit steifem Ceremoniell Wenzels junge Schwester Agneta. Auch zwei

Edelfräulein derselben verbeugten sich vor Heinrich, ehrfurchtsvoll und still entzückt von Heinrichs jugendprangender Schönheit.

An der reichbesetzten Tafel saß Heinrich obenan; ihm zur Seite rechts der König, links Agnes. Der schöne wonnige Junitag, der vorgekostete Wein und der friedliche Ausgang der Dinge brachten von vornherein ein nach Möglichkeit ungezwungeneres Gespräch zu Stande. Bewegte man sich doch ohnehin in abgelegenen Nebenburgen freier als in einem Residenzschloß.

Mit Heinrichs guter Stimmung vermischte sich mählich das Bemühen, Agneta ritterliche Aufmerksamkeiten zu erweisen. Warum auch nicht! Agneta war blühend hübsch, fast schön zu nennen; aus ihrem Wesen trat zuweilen anmuthige Grazie hervor. Zuweilen nur, denn Agnes beobachtete zumeist den kalten Hofton und konnte sehr förmlich sein. Das schreckte ab. Trotzdem sprach Geist und Wärme aus ihren Worten. Erst als das Mahl vorüber, konnt Heinrich hoffen, sich mit der fürstlichen Maid im Freien draußen noch besser zu unterhalten, wo höfischer Zwang sich eher vor der Freiheit der Natur beugt. Er drückte den Wunsch aus, des Kunigsteins Hochfläche in deren ganzen Umfang zu umwandern und Wenzel war bereit. Agnes wollte sich zurückziehen und nur auf Bruders Wunsch schloß sie sich an. Die Edlen folgten in respektvoller Entfernung.

Der König machte den Führer und Erklärer, wieß auf die lothrechte Steile der ungeheuren Felsenmassen des Kunigsteins hin, die einer Riesenwalze gleich sich an 900 Schuh hoch über'm Elbstrom sich erheben, so recht geeignet, von einer starken Veste bekrönt zu werden. Er

hatte das Kriegshandwerk mehr im Sinn, als die wonnigen Reize, die hier die Aussicht auf das mächt'ge Felsgewirre ringsum bietet. Ein darauf gerichteter Gedanke mocht dem König kommen, denn er wandt sich plötzlich an sein Gefolge, diesem von einer neuen Befestigung Kunde gebend, die ihm eingefallen, also, daß Agnes die weitere Führung Heinrichs wohl oder übel übernehmen mußte.

Von da an war des Gespräches, der Erklärung Inhalt nur auf die majestätische Schönheit der Natur gerichtet. Mit wohllautender Stimme beschrieb Agneta die Lage und einzelnen Namen von fernen und nahen Felsbergen der Umgebung. Im Weiterschreiten sagte sie:

„Und hier vor uns, am andren Ufer des Stromes, erhebet sich der Ylgenstein,*) das ist Ägidienstein, noch höher als der Kunigstein. Schaut, Herr, wie so schön ist doch die Gestaltung des Felsbergs. Aus grünen weichen Matten des Thales steigt der dunkle Bergwald auf, aus dem das starre Gestein hervorragt. Mich dünkt, gerade dieser Gegensatz von Weich und Hart macht ihn so schön."

„Gleich dem Gegensatz von Mann und Weib", fiel Heinrich lächelnd ein; „und doch giebts Harmonie."

Agnes schaute verwundert zu ihm auf, doch gleich danach wandt sie ihren Blick von ihm ab und ward sehr ernst und schweigsam, also, daß Heinrich fragte:

„Hab ich mit dem Vergleiche Euch verletzt, dann verzeihet mir. Ich schätze Harmonie gar hoch und deßhalb fügte ich die Worte ein."

Von nun an ward auch Heinrich ernst, zumal ihm Agnes keine Antwort gab. Vom ersten Augenblick des

---

*) Daraus entstanden das heutige „Lilienstein".

Sehens an hatte die fürstliche Maid tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Und nun er mit ihr allein ging, brannte ihr Blick ihm bis in's Herz hinein. Der konnte auch gar freundlich sein und mehr als einmal strahlten ihre Blicke freudvoll ihm in's Angesicht. Er redete sich ein, das könne ihm gelten, doch mußte er im Lauf der Wanderung erfahren, das dieses Strahlen nur der Schönheit der Natur gewidmet war, nicht ihm.

Der Rundgang war beendet. Wenzel hatte sich wieder den beiden genähert. Er war so gut gelaunt, daß er darauf drang: Heinrich und seine Leute müßten noch einen Tag bei ihm auf dem Kunigstein verweilen.

Dem Markgrafen war diese Einladung willkommen; er fühlte wohl, daß er bereits in Agneta's Zauberbanne stand, so sehr diese auch ein zurückhaltend, fast zurückweisendes Benehmen zeigte.

Am Abend, hoffte er, konnt er versuchen, das Spröde ihres Wesens zu mildern, wenn nicht zu vertreiben. Doch Agnes hatte sich zurückgezogen und ließ die Herren allein speisen und pokuliren. Dies reizte Heinrich um so mehr, noch einmal in's Gespräch mit ihr zu kommen; die Hoffnung hatte ihn nicht verlassen. Er nahm sich zusammen, also, daß er an der Tafelrunde mit den Anderen heiter war.

Am nächsten Morgen zeitig schaute er aus seinem Fenster in's Freie. Im Thale lagen die Nebel, so daß die Morgensonne nur die Berggipfel bestrahlen konnte. Bald aber wogten die Nebel hin und her und stiegen auf. Der Kunigstein ward von ihnen umhüllt, so daß es war, als gäb es trübes schlechtes Wetter. Doch in dem Kampfe zwischen dem Dunstgebilde und der Sonne siegte diese. Sie sandte einen frischen Luftzug und der zerriß den

Nebel also, daß nunmehr die ganze Gegend in Pracht und Herrlichkeit erstrahlte. Das gab ein Bild, das Heinrichs Herz erhob. Doch sollt ein ander Bild seinen Blick allein fesseln ganz und gar. Wieder sah er, wie Agnes auf dem freien Platze ihm zu Füßen sich mit jenen zwei Kinderchen beschäftigte. Da litt es ihn nicht mehr im Gemache; er eilte hinunter.

Nach dem Morgengruße hub er an und sagte:

„Wie gern doch hab ich gestern sowie heute zugeschaut, als Ihr die Kindlein liebreich hegtet. Auch ich habe Kinder gern, hab auch zwei Büblein, fast in gleichem Alter wie die beiden. Liebt Ihr die Kindlein?

„Es sind des Thurmwarts Kinder", sagte Agnes, das Jüngste auf dem Arme tragend. „Sie sind so lieb und treulich, fast noch den Englein gleich, also, daß ich ihnen gar zu gern in die Augen blicke. Schaut, Herr!", rief sie und hielt das Knäblein ihm entgegen; „Schaut nur diese Augen! so unschuldsvoll und ohne Arg. 's ist doch, als thät man einen Blick in's Himmelreich."

Heinrich nahm ihr das Knäblein ab und drückte dessen Köpfchen kosend an die Brust. Dann sagte er:

„Wohl Euch, Ihr Knäblein! Ihr habt noch eine Mutter, die Euch hütet an Leib und Seele; die Euch leitet in Gefahr und segnend ihre Hände auf Euch hält. Doch meine Knäblein —?"

Er wandt sich um und war gar sehr betrübt.

Deß war Agnes doch gewahr geworden. Sie ging einen Schritt vorwärts, also, daß sie ihm in's Antlitz sehen konnt, und sagte, die Hände zusammenfaltend, in innigem Tone:

„Ach Gott, wie thut Ihr mir leid und Eure Kindlein! Mögen Gott und seine Heiligen ihnen nahe sein und sie führen bis an ihr Lebensende.“

Heinrich, von solcher Inbrunst tief gerührt, fasste lebhaft ihre Rechte und sagte:

„Der Segensspruch, aus solchem lieben Munde, muß in Erfüllung gehen. Habt Dank, vielliebe edle Jungfrau! ich werd des Augenblickes nie vergessen.“

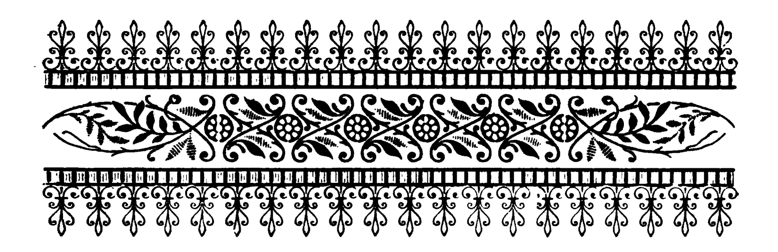
Agnes erröthete und wandt sich wieder den Kindern zu. Sie war wieder ernst geworden und sprach von der geistlichen Erziehung der Kleinen, die nie früh genug anheben könne. Aber gerade in diesem Ernste lag etwas so Hehres, daß Heinrich wie gefesselt stand und lange noch sich mit ihr unterhalten haben würde, wenn nicht eine der Edelfrauen kommen wär, ihr Meldungen zu machen. Agnes verbeugte sich freundlich vor dem Markgrafen und ging mit jener ins Burghaus. —

Als die Zeit des Abschiedes gekommen war und Heinrich sich von Agnes trennte, schien ihm in deren Antlitz ein Zug von Wehmuth zu liegen. Er wußte nicht, was er davon halten sollte. Dann folgte ein fast kalte Verbeugung, und er sah sie nicht mehr. —

Der Heimritt fiel ganz anders aus als die Hinreise, Heinrichs Edle mutheten, daß es sich um ein unliebsam Staatsgeschäft gehandelt habe. —

Agnes war ihrem älteren Bruder auf dessen Reise weiter gefolgt. Bald war er hier, bald dort in einer seiner Burgen, zuletzt in seiner Veste Kamaik, nicht weit von Leitmeritz.

Heinrich aber mußt sich zu Hause Mühe geben, nicht gar so ernst darein blicken. Dobrita merkte mit der Frauen



Siebenter Abschnitt.

1246 bis 1247.

Ein schöner warmer Junimorgen sah eine kleine Schar Reiter aus der Veste Meißen ziehen. Die Rosse wieherten vergnügt, als sie durch's Städtlein tänzelten, meinend, die ehrerbietigen Grüße der Bürger gälten ihnen. Draußen vor dem Thore aber ward aus dem Tänzeln ein frischer Trab. Dem Strome gings entgegen am linken Ufer auf glatten Wiesenwegen. Hier hörten sie zu wiehern auf, sie hätten ihre Herren sonst in der Unterhaltung gestört.

Die Herren aber waren der Markgraf, Meinher mit seinem Sohne gleichen Namens, der von Maltitz, Johann von Hugewitz und Hermann von Schonenberg. Hinter ihnen ritten der Meisterknappe Lutold und 6 Reisige, deren etliche Gepäck bei sich führten, deß Inhalt zum Theil bestimmt war zu trockner und nasser Stärkung des Leibes.

Freundlich blickte das Schloß Siebeneich hinab auf die Cavalkade. Doch gings im Fluge vorwärts der Veste

Skarffenberg vorbei durch Gauernitz, Cossebude und Cottowe.

„Bald werden wir in Drjezdjenje sein", bemerkte Schonenberg. „Die Rosse traben prächtig".

„Sagt lieber Dreßden", entgegnete Heinrich. „Ich will, daß die wendischen Namen verschwinden und unserem Deutsch verwandter werden. In Dreßden laßt unsre Rosse sich verschnaufen; in meinem Hause dort uns stärken. Das Örtlein ist gar lieblich gelegen; ich will es ausbauen, auf daß es wachse und aus einem Fischerdörflein zur Stadt werde." —

Der leiblichen Stärkung war Genüge geleistet, dann trabten die Reiter über Stresin*) weiter nach Pirna zu. Auch hier ward gerastet. Von da aus wird das Elbthal eng; zu beiden Seiten trutzen stolze Felsen, zum Theil verdeckt durch grünen Laub- und Tannenwald.

In gehobener Stimmung ritt Heinrich mit den Seinen hart am Elbstrom weiter. Hier war's doch gar zu schön. Dazu der Sang der Amseln und der Lerchen, das muntere Plätschern kleiner Wellen an den Ufern, hervorgebracht durch Boote auf dem Strome.

„Hier laßt uns halten!", rief Heinrich aus. „Der Herrgott will, daß wir uns seiner Schöpfung freuen".

Die Herren stiegen ab und setzten sich auf Felsblöcke und Geröll.

„Verzeihet Herr!", rief Hugewitz. „Gehöret zu der Schöpfung unsres Herrgotts nicht auch der Wein, deß wir uns gleichermaßen freuen sollen?"

Da lachte Markgraf Heinrich herzlich auf und rief:

*) Striesen.

„Das will nur immer trinken! Nun wohlan! Lutold, bring uns Allen Wein, auf daß der Hugewitz nicht verdurste“.

Der edle Trank ward herbeigebracht, in muntrer Laune getrunken und gelacht. Heut war dem Fürsten so wohl zu Muthe, sein Drang zur Heiterkeit so ungestört im Zuge, daß er sich mit seinen Getreuen gern dem Augenblicke hingab, der ihm für Herz und Magen schöne Gaben bot.

Wohl gelaunt kamen sie zum steilen mächtgen Kunigstein. Den schlangenhaft gewundnen steilen Reitweg ging's nur in mäßigem Schritte hinauf; die Rosse keuchten und schwitzten gar zu sehr.

Droben am Burgthor ward Heinrich nebst Gefolge alsbald eingelassen, er war erwartet. Der Burgvogt dienerte verlegen. Sein Herr, der König Wenzel, wär nicht zugegen — hieß es — er müße aber allsogleich zurückekehren.

Während die Knappen die Rosse in den Ställen unterbrachten, blieb Heinrich wie gefesselt stehen und schaute unverwandt auf eine gar liebliche Gruppe, bestehend aus zwei edlen Mägdlein und zwei kleinen Kinderchen. Die aber, an 100 Schritt entfernt, merkten nicht, daß sie beobachtet wurden. Zwei Büblein waren es von 2 bis 3 Jahren, mit denen sich das eine der Mägdlein besonders abgab. Sie hob die Kleinen in die Höhe, ließ sie so schwebend munter mit den Beinchen zappeln und küßte und herzte sie, als ob's die eignen wären. Wehmüthig gedachte Heinrich seiner mutterlosen Söhnlein und wie so gut es doch jene dort hatten. Doch er mußte nun hinein in's Haupthaus der Burg und brauchte auch nicht lange auf König Wenzel zu warten. Der kam gar eilig und

entschuldigte sich, daß er den Markgrafen und die Herren nicht hatte schon am Thore begrüßen können. Gemeinschaftlich ward erst ein kurzes Frühmahl eingenommen, nachdem das Gefolge dem König vorgestellt war. Drauf zog sich der König mit seinem fürstlichen Besuch in ein entlegeneres Gemach zurück. Die meißnischen Herren pflogen unterdeß mit den böhmischen Edlen, die dem Könige gefolgt waren, der Unterhaltung und prüften gern den Ruster und den Melniker vergleichungsweise mit dem Meißner, gerechtermaßen anerkennend, daß das Böhmernaß weit wärmer mache, als das heimische, also, daß man versucht sein könne, des ersteren in größerer Menge hinabzugießen. Von Politik ward nicht gesprochen, doch vom Turnei, dabei die Böhmer Herren respektvoll sich verneigten. Die Herren des Meißnerlandes waren auch betreffs des Turnierens hochgeachtet, im Stillen sogar gefürchtet.

Weit mehr als eine Stunde war verflossen, als beide Fürsten wieder zurückkehrten. König Wenzel sah sehr heiter aus; der Markgraf, wenn auch nicht heiter, so doch befriedigt. Die Urkunde zum Verzicht auf Oesterreich zu Gunsten Wenzels war vollzogen. Sie hatten sich vollkommen geeinigt, der eine aus Gründen der Begehrlichkeit, der andere aus hochherziger Überlegung, also, daß es der Beihülfe der mitgenommenen Edlen nicht weiter bedurft hatte, als nur zur Unterschrift als Zeugen zu einer Urkunde. Nicht lange verweilten die Fürsten im Gespräche mit den Edlen. Die Gäste wurden nun zum Mahl geladen, schon am Vormittage kostbar vorbereitet im Rittersaale.

Als Heinrich zuerst eintrat, begrüßte ihn mit steifem Ceremoniell Wenzels junge Schwester Agneta. Auch zwei

Edelfräulein derselben verbeugten sich vor Heinrich, ehrfurchtsvoll und still entzückt von Heinrichs jugendprangender Schönheit.

An der reichbesetzten Tafel saß Heinrich obenan; ihm zur Seite rechts der König, links Agnes. Der schöne wonnige Junitag, der vorgekostete Wein ünd der friedliche Ausgang der Dinge brachten von vornherein ein nach Möglichkeit ungezwungeneres Gespräch zu Stande. Bewegte man sich doch ohnehin in abgelegenen Nebenburgen freier als in einem Residenzschloß.

Mit Heinrichs guter Stimmung vermischte sich mählich das Bemühen, Agneta ritterliche Aufmerksamkeiten zu erweisen. Warum auch nicht! Agneta war blühend hübsch, fast schön zu nennen; aus ihrem Wesen trat zuweilen anmuthige Grazie hervor. Zuweilen nur, denn Agnes beobachtete zumeist den kalten Hofton und konnte sehr förmlich sein. Das schreckte ab. Trotzdem sprach Geist und Wärme aus ihren Worten. Erst als das Mahl vorüber, konnt Heinrich hoffen, sich mit der fürstlichen Maid im Freien draußen noch besser zu unterhalten, wo höfischer Zwang sich eher vor der Freiheit der Natur beugt. Er drückte den Wunsch aus, des Kunigsteins Hochfläche in deren ganzen Umfang zu umwandern und Wenzel war bereit. Agnes wollte sich zurückziehen und nur auf Bruders Wunsch schloß sie sich an. Die Edlen folgten in respektvoller Entfernung.

Der König machte den Führer und Erklärer, wieß auf die lothrechte Steile der ungeheuren Felsenmassen des Kunigsteins hin, die einer Riesenwalze gleich sich an 900 Schuh hoch über'm Elbstrom sich erheben, so recht geeignet, von einer starken Veste bekrönt zu werden. Er

hatte das Kriegshandwerk mehr im Sinn, als die wonnigen Reize, die hier die Aussicht auf das mächt'ge Felsgewirre ringsum bietet. Ein darauf gerichteter Gedanke mocht dem König kommen, denn er wandt sich plötzlich an sein Gefolge, diesem von einer neuen Befestigung Kunde gebend, die ihm eingefallen, also, daß Agnes die weitere Führung Heinrichs wohl oder übel übernehmen mußte.

Von da an war des Gespräches, der Erklärung Inhalt nur auf die majestätische Schönheit der Natur gerichtet. Mit wohllautender Stimme beschrieb Agneta die Lage und einzelnen Namen von fernen und nahen Felsbergen der Umgebung. Im Weiterschreiten sagte sie:

„Und hier vor uns, am andren Ufer des Stromes, erhebet sich der Ylgenstein,*) das ist Ägidienstein, noch höher als der Kunigstein. Schaut, Herr, wie so schön ist doch die Gestaltung des Felsbergs. Aus grünen weichen Matten des Thales steigt der dunkle Bergwald auf, aus dem das starre Gestein hervorragt. Mich dünkt, gerade dieser Gegensatz von Weich und Hart macht ihn so schön."

„Gleich dem Gegensatz von Mann und Weib", fiel Heinrich lächelnd ein; „und doch giebts Harmonie."

Agnes schaute verwundert zu ihm auf, doch gleich danach wandt sie ihren Blick von ihm ab und ward sehr ernst und schweigsam, also, daß Heinrich fragte:

„Hab ich mit dem Vergleiche Euch verletzt, dann verzeihet mir. Ich schätze Harmonie gar hoch und deßhalb fügte ich die Worte ein."

Von nun an ward auch Heinrich ernst, zumal ihm Agnes keine Antwort gab. Vom ersten Augenblick des

*) Daraus entstanden das heutige „Lilienstein".

Sehens an hatte die fürstliche Maid tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Und nun er mit ihr allein ging, brannte ihr Blick ihm bis in's Herz hinein. Der konnte auch gar freundlich sein und mehr als einmal strahlten ihre Blicke freudvoll ihm in's Angesicht. Er redete sich ein, das könne ihm gelten, doch mußte er im Lauf der Wanderung erfahren, das dieses Strahlen nur der Schönheit der Natur gewidmet war, nicht ihm.

Der Rundgang war beendet. Wenzel hatte sich wieder den beiden genähert. Er war so gut gelaunt, daß er darauf drang: Heinrich und seine Leute müßten noch einen Tag bei ihm auf dem Kunigstein verweilen.

Dem Markgrafen war diese Einladung willkommen; er fühlte wohl, daß er bereits in Agneta's Zauberbanne stand, so sehr diese auch ein zurückhaltend, fast zurückweisendes Benehmen zeigte.

Am Abend, hoffte er, konnt er versuchen, das Spröde ihres Wesens zu mildern, wenn nicht zu vertreiben. Doch Agnes hatte sich zurückgezogen und ließ die Herren allein speisen und pokuliren. Dies reizte Heinrich um so mehr, noch einmal in's Gespräch mit ihr zu kommen; die Hoffnung hatte ihn nicht verlassen. Er nahm sich zusammen, also, daß er an der Tafelrunde mit den Anderen heiter war.

Am nächsten Morgen zeitig schaute er aus seinem Fenster in's Freie. Im Thale lagen die Nebel, so daß die Morgensonne nur die Berggipfel bestrahlen konnte. Bald aber wogten die Nebel hin und her und stiegen auf. Der Kunigstein ward von ihnen umhüllt, so daß es war, als gäb es trübes schlechtes Wetter. Doch in dem Kampfe zwischen dem Dunstgebilde und der Sonne siegte diese. Sie sandte einen frischen Luftzug und der zerriß den

Nebel also, daß nunmehr die ganze Gegend in Pracht und Herrlichkeit erstrahlte. Das gab ein Bild, das Heinrichs Herz erhob. Doch sollt ein ander Bild seinen Blick allein fesseln ganz und gar. Wieder sah er, wie Agnes auf dem freien Platze ihm zu Füßen sich mit jenen zwei Kinderchen beschäftigte. Da litt es ihn nicht mehr im Gemache; er eilte hinunter.

Nach dem Morgengruße hub er an und sagte:

„Wie gern doch hab ich gestern sowie heute zugeschaut, als Ihr die Kindlein liebreich hegtet. Auch ich habe Kinder gern, hab auch zwei Büblein, fast in gleichem Alter wie die beiden. Liebt Ihr die Kindlein?

„Es sind des Thurmwarts Kinder“, sagte Agnes, das Jüngste auf dem Arme tragend. „Sie sind so lieb und treulich, fast noch den Englein gleich, also, daß ich ihnen gar zu gern in die Augen blicke. Schaut, Herr!“, rief sie und hielt das Knäblein ihm entgegen; „Schaut nur diese Augen! so unschuldsvoll und ohne Arg. ’s ist doch, als thät man einen Blick in’s Himmelreich.“

Heinrich nahm ihr das Knäblein ab und drückte dessen Köpfchen kosend an die Brust. Dann sagte er:

„Wohl Euch, Ihr Knäblein! Ihr habt noch eine Mutter, die Euch hütet an Leib und Seele; die Euch leitet in Gefahr und segnend ihre Hände auf Euch hält. Doch meine Knäblein —?“

Er wandt sich um und war gar sehr betrübt.

Deß war Agnes doch gewahr geworden. Sie ging einen Schritt vorwärts, also, daß sie ihm in’s Antlitz sehen konnt, und sagte, die Hände zusammenfaltend, in innigem Tone:

„Ach Gott, wie thut Ihr mir leid und Eure Kindlein! Mögen Gott und seine Heiligen ihnen nahe sein und sie führen bis an ihr Lebensende.“

Heinrich, von solcher Inbrunst tief gerührt, faßte lebhaft ihre Rechte und sagte:

„Der Segensspruch, aus solchem lieben Munde, muß in Erfüllung gehen. Habt Dank, vielliebe edle Jungfrau! ich werd des Augenblickes nie vergessen.“

Agnes erröthete und wandt sich wieder den Kindern zu. Sie war wieder ernst geworden und sprach von der geistlichen Erziehung der Kleinen, die nie früh genug anheben könne. Aber gerade in diesem Ernste lag etwas so Hehres, daß Heinrich wie gefesselt stand und lange noch sich mit ihr unterhalten haben würde, wenn nicht eine der Edelfrauen kommen wär, ihr Meldungen zu machen. Agnes verbeugte sich freundlich vor dem Markgrafen und ging mit jener ins Burghaus. —

Als die Zeit des Abschiedes gekommen war und Heinrich sich von Agnes trennte, schien ihm in deren Antlitz ein Zug von Wehmuth zu liegen. Er wußte nicht, was er davon halten sollte. Dann folgte ein fast kalte Verbeugung, und er sah sie nicht mehr. —

Der Heimritt fiel ganz anders aus als die Hinreise, Heinrichs Edle mutheten, daß es sich um ein unliebsam Staatsgeschäft gehandelt habe. --

Agnes war ihrem älteren Bruder auf dessen Reise weiter gefolgt. Bald war er hier, bald dort in einer seiner Burgen, zuletzt in seiner Veste Kamaik, nicht weit von Leitmeritz.

Heinrich aber mußt sich zu Hause Mühe geben, nicht gar so ernst darein blicken. Dobrita merkte mit der Frauen

Scharfblick, daß wohl mehr Herzenssache als Politik im Spiele sei. Doch wagte sie nicht, den theuren Fürsten nach der Ursache zu fragen. Ein Glück für ihn, daß die Regentenpflichten ihn hier- und dorthin riefen, auch nach der Lausitz. Dort wollt er nebst Meinher Prüfung halten, wie weit die Mannen in der Kriegskunst Übung gekommen seien.

König Wenzel, vier Meilen nur von ihm getrennt und wissend seinen Aufenthalt, bat ihn brieflich freundlich, wenn anders seine Reiserichtung ihn nicht abhalte, um eines kurzen Nachtrags willen noch einmal zu ihm zu kommen, diesmal nach Kamaik. Wenn nicht, so würde er, der König, ihn in der Lausitz besuchen.

Zu jeder andren Zeit würde der Markgraf das Letztere bestimmt haben. Dann wäre König Wenzel allein gekommen. So aber hoffte er, Agnes in Kamaik wiederzu sehen. Also schrieb er, daß er kommen würde.

In jener Veste ergab sich, das die gewünschte Besprechung nur Nebensächliches betraf, so nebensächlich, daß Meinher seine Verwunderung nicht unterdrücken konnte, daß Wenzel des Burggrafen Herrn deßhalb hierher bemüht. Von dem Magnet, der Heinrich anzog, hatte er keine Ahnung.

Die Sache selbst war denn auch bald abgemacht, und Heinrich hätte bald darauf zurückreiten können. Doch blieb er länger und trat erst andren Tages die Rückkehr zur Lausitz an.

Agneta's etwas starres Wesen hatte sich in einen weicheren Ton verwandelt; ja, es schien dem Markgrafen, als wäre sie entgegenkommender. Ihr Blick ruhte theilnahmvoller auf ihm, ihre Sprache war milder, und als

sie ihm erzählte, daß ihr Bruder noch einmal den Kunigstein beziehen wolle, um dann mit ihr nach Prag zurückzukehren, da war es Heinrich, als ginge sie nicht gern gen Prag. Da lebte Hoffnung auf in seiner Brust, die wohl aus seinem Antlitz widerspiegeln mochte. Doch wiederum sank sie dahin, als er beim Abschied jene Zurückhaltung an der fürstlichen Maid bemerkte, die ihn beim ersten Sehen stutzen machte. —

Von der Lausitz begab sich Heinrich nur auf einen Tag nach Meißen. Ihm lag daran, ganz unbeobachtet seinen Gedanken zu leben. Darum suchte er danach Suselitz auf.

Die echte rechte hingebende Liebe lebte in ihm und Hoffnung rang abwechselnd mit dem Zweifel. Bald schwelgte er selig in dem Gedanken, mit ihr vereint werden zu können; bald aber empfand er Leid, wenn er ihrer zurückweisenden Haltung gedachte. Das war die rechte Minne; die nahm sein ganzes Wesen ein und entrückte ihn so ganz dem nüchternen Tagesdasein, daß er den Griffel zur Hand nahm und diesen schreiben ließ, wie's ihm ums Herz war:*)

Nun schon die lichten langen Sommertage
Mir wieder ohne Freuden wollen scheiden,
Was hilft es, daß ich sehnend Kummer klage
Der Lieben, die mich läßt in bangem Leiden?
Doch muß ihr minniglicher Schein
Vor allen Weiben
In meinem Herzen heut und immer sein.
O weh! soll ich nicht freudig bei ihr bleiben?

Will die viel Hehre, daß ich froh bestehe,
So soll ihr rother Mund mir gütlich lachen,

*) Übersetzt von Tieck.



Daß es von teurem Herzensgrund ergehe;
So wird erlöst mein Herz aus Sehnsuchtswachen.
Geschieht das nicht — o weh der Noth!
So muß verschwinden
Mein hoher Muth, und die Freud ist todt,
Wenn nicht ergeht, daß ich soll Gnade finden.

Da ich der Minniglichen erst ersah,
Da brannt ihr Blick mir bis in Herzens Grunde,
Davon ich leide sehnend Ungemach.
Das hat gewährt daher viel lange Stunde;
Und werd auch nimmermehr gesund
Von meinen Wunden,
Mich heile denn ihr rosenrother Mund.
Sein Kuß hilft mir; kann anders nicht gesunden.

Die ganze folgende Zeit blieb Schwermuth im Gefolge seiner Geistesthätigkeit. Die Macht der Liebe trieb ihn immer mehr, eine Entscheidung herbeizuführen, sei's so oder so. Der ganze Liebreiz der holden Maid beherrschte ihn fort und fort, und nicht gering auch war der Eindruck, den Agnes auf ihn gemacht, als sie so liebreich mit den Kindlein spielte. „Schaut Herr! schaut nur diese Augen", hatte sie freudestrahlend gesagt. „So unschuldsvoll und ohne Arg. 's ist doch, als thät man einen Blick in's Himmelreich!" — Wie, wenn sie seinen Albrecht oder Dietrich mit gleicher Liebe ihm entgegenhielte?

‚Nein, nein!', rief es in ihm. „Hoffnung allein hilft mir wenig. Ich muß Gewißheit haben!" —

Nur eine Woche war verstrichen, da trabte Heinrich wiederum zum Kunigstein, diesmal weit noch vor Sonnenaufgang und nur mit Lutold und 3 Knechten.

Als er droben am Felsenhorst Einlaß begehrte, begab es sich, daß König Wenzel ihm selbst das Thor erschloß.

Er war nicht verwundert über Heinrichs plötzliches Erscheinen. Freundlich geleitete er ihn in die Burg, ließ ihn vom scharfen Ritte sich stärken und kam erst später darauf zu sprechen, was sein Begehr sei. Heinrich, rasch entschlossen, sagte dem König offen und gerad heraus, daß er kommen wäre, um Herz und Hand seiner Schwester zu werben.

Wenzels Antlitz ward freundlich, als er darauf sagte: „Du? Du willst dich mit Agneta vermählen? Nun, Bruder, mir ist's recht!“ — Doch fuhr er mit bedenklicher Miene fort: „Wenn wahre Minne dich zu dem Entschluß gebracht, so thust du mir leid, denn ich glaube, daß Agnes sich niemals verheirathen wird. Ihr Sinn steht zum Herrn aller Herren.“

Heinrich ward betroffen, doch ließ er sich nicht abweisen und bat den König, ihm Gelegenheit zu schaffen, um mit Agneta allein sprechen zu können.

Hierzu war Wenzel, dem wohl der Gedanke beikam: Eine Liebe ist der andern werth, sogleich bereit. Ein halb Stündchen noch und Heinrich stand in Agneta's Kemenate.

Agneta hatte längst geahnt, daß Heinrich sie minne, hatte es aus jedem Blick von ihm gesehen. Das merken junge Mädchen gleich, was es bedeutet, wenn strenge Männermienen weich und verklärt werden. Doch heute kam ihr Heinrich zu plötzlich. Sie war in hohem Grade aufgeregt.

Der Markgraf verbeugte sich vor ihr und sagte, etwas beklommen:

„Was mich hierher geführt, vielliebe Agneta, wird Euer Herz Euch sagen. Das meine kann nicht anders, als Euch die innigste Liebe darbringen. Der Blick aus

Euren schönen Augen hat mich bis tief in Herzensgrund verwundet. Seit ich Euch gesehen, seid Ihr nimmer aus meinem Sinnen gekommen. Mein Herz sagt mir, daß einzig und allein Agneta im Stande ist, den Lebensweg mir froh und glücklich zu machen. Ich habe Euch gesehen, wie Eure Augen aufleuchteten, als sie Gottes des Schöpfers Herrlichkeiten rühmten. Ich hab Euch gesehen, wie Eure Augen strahlten, als Ihr der Kindlein hegtet und frohgemuth ihnen ins Antlitz schautet. Da sagte ich mir: Wer solch ein gehrend Wohlgefallen findet an Gottes Natur und an den Kindlein, die muß das Leben eines Mannes schon auf Erden selig machen können — — Agneta!", fuhr er leiser fort und näherte sich ihr. „Macht mich zum glücklichsten aller Menschenkinder und werdet mein Gemahl!"

Agnes' Erregung hatte sich von Minute zu Minute gesteigert. Es fiel ihr schwer, ihm einen Korb zu geben. Und doch ging es nicht anders. Sie bedeckte ihre Augen und stand lange mit wogender Brust, dem zagenden Werber den Rücken zukehrend. Endlich faßte sie sich. Bleich und ernst sah sie dem Markgrafen in's Angesicht und sagte:

„Herr Markgraf! Euer Antrag ehrt mich hoch. Doch kann ich ihm nicht folgen. Ich bin bestimmt, Gotte zu dienen und in einen Orden zu treten."

Als Heinrich das gehört, ward er kreidebleich. Daran hatte er nicht gedacht. Es kam so plötzlich, daß er nicht vermochte, auch nur ein Wort über seine Lippen zu bringen; das mocht wohl davon kommen, daß diese sich voll Gram und Harm verzogen. Es ward ihm drehend im Kopf, doch wahrete er der Sitte insofern, daß er eine tiefe Ver-

beugung machte und das **Gemach** verließ. In seinem Kummer merkte er nicht, daß er zu einer falschen Thür hinausgegangen. Auch Agnes war's nicht aufgefallen.

Sie stand am Fenster und blickte starr und unbeweglich zum Himmel, während Heinrich draußen vergeblich nach einem Ausweg suchte. Er mußte durch Agneta's Kemenate wieder zurück, so peinlich es ihm auch war, um dann zu einer anderen Thür hinauszugehen. Schnell öffnete er, um ebenso schnell am rechten Ort das Gemach wieder zu verlassen. Doch plötzlich rief Agneta:

„Wettin! — Ach, Gott verzeihe mir! Ich kann nicht anders!"

Im nächsten Augenblick lag sie in Heinrichs Armen.

Der aber war wie berauscht; er konnte sein Glück nicht fassen. Da hatte er den lieben Leib in seinen Armen, da dacht er herzensfroh des unerwarteten Glückes. Doch immer noch war's ihm wie Traum und Schaum. War's ihr nur darum zu thun, ihm zu versichern, wie leid ihr die unabwendbare Abweisung thue? Oder hatte sie sich entschlossen, vom Klostergehen abzusehen? Da hob er am Kinn ihr Köpfchen, schaute ihr ins Angesicht und sagte:

„Ist es denn wahr? Willst du die Meine sein, oder —"

„Kein Oder!", rief die Maid unter Thränen. „Dein will ich sein von ganzem Herzen. Hab dich doch gleich beim ersten Sehen gar so lieb gehabt. Hab lang vorher viel Gut's von dir gehört und mir ein Bild von dir gemacht, das ganz und gar dir gleicht. Ja, Heinrich! nach langem Kampfe meine ich, da du glaubst, ich könne dich glücklich machen, ich könne Gotte ebenso getreulich dienen,

wenn ich einem herzgeliebten Manne seinen Lebensweg versüße. Ich meine, das ist auch Gottesdienst, vielleicht ein besserer noch, als ein ritueller hinter dicken hohen Mauern."

„O nun ist alles wieder gut!", rief Heinrich jubelnd. „Verzeih'! ich muß mich erst drein finden. Das jähe Fallen geht gar schnell. Wieder emporzuklimmen heischet Besinnen und Zeit —"

„Die ich dir abkürzen will, du Herzgeliebter!", rief Agnes und umschlang ihn innig, dabei den rothen Mund zum Kusse bietend.

Heinrich war überselig. Nunmehr ward ihm auch das wechselvolle Benehmen Agneta's klar. Bald war sie huldsam zu ihm gewesen, da sie ihm gar zu gern in die Augen sah; bald erinnerte sie sich ihres geistlichen Vorhabens und machte sich Vorwürfe, kurz vor dem Eintritt in ein Kloster weltliche Liebe in sich aufkeimen zu lassen. Nun war's entschieden, nun auch war er doppelt glücklich, da die Geliebte in dem folgenden langen Geflüster der Liebe ihm auch sagte:

„Und wie freue ich mich auf deine Kindlein! ich will sie hegen und pflegen, lieben und hüten, als hätte ich sie geboren."

„Herr Gott im Himmel!", rief Heinrich, tief ergriffen; „laß mich mein Glück mit Dank und Demuth tragen, denn ich bin deß Alles nicht werth, was du —"

„So!", rief plötzlich eine rauhe Stimme; „'s ist also günstig abgelaufen? Willst Schwester mein das Kloster schwimmen lassen? Mir auch recht. Die Kirche braucht nicht Alles zu verschlingen."

König Wenzel sprach's, dem es zu lang gedauert und nun den Schwager mit Handschlag freundlich grüßte. — —

Als Heinrich wieder nach Meißen ritt, waren Lutold und die Knechte starr. Sie waren von ihrem Herrn gar oft beschenkt worden; aber soviel wie jetzt hatten sie noch nie empfangen.

„Beim heil'gen Benno!", rief Lutold den Knappen zu. „Was fangen wir nu mit unsrem Reichthum an?" — — —

Heinrich aber setzte sich noch in der Nacht nach der Rückkehr hin und überließ sich seinen Gedanken in hohem Glück. Die Hoffnung, die das Herz nährt, sättigt nicht. Jetzt aber war aus der schwankenden Hoffnung Gewißheit geworden, eine so beseligende, daß es ihn trieb, dem Gedanken Worte zu verleihen, und er schrieb nieder:*)

Wohl mir heute! wohl mir mehr und mehre!
Mich bezwang ein wonnigliches Weib.
Wohl mir, daß mein Freude sich vermehre;
Wohl mir, daß ich so viellieben Leib
Hab zu Troste mir erseh'n.
Wär' ich tausend Jahr ein mächt'ger Kaiser,
Niemals könnte Bessres mir gescheh'n.

Meine sel'ge Hoffnung nur half wenig,
Hoffte ich auch treulich Tag für Tag.
Bald macht' ihre Huld mich überselig,
Bald empfand ich tiefes Leid und Plag.
Von der Hulden Hoffnung lebt ich so,
Von den Leiden hat sie mich geschieden.
Nun bin ich von ganzem Herzen froh!

Des Jahres Rest fand den Markgrafen bald in Prag allwo die Ehepakten vorbereitet wurden, bald hier und

*) Uebersetzt vom Verfasser.

dort im Böhmerlande. Da ließ sich Agneta von Heinrich viel aus dem Meißnerland erzählen, von seinen Schätzen unter und über der Erde, von denen letzteren Frau Dobrita obenan stand. Auch seine Burgen und Schlösser beschrieb er ihr; wie sich's in Grimma traulich weile, wie lebhaft es in der großen Veste Meißen zugehe, wie ruhig auf dem Tharand und auf Skarffenberg und viele Burgen mehr. Doch friedvoll und beschaulich sei es nirgends so wie im Schloß zu Suselitz.

Agneta freute sich auf Alles. „Die größte Freude aber“, sagte sie, „sollen mir die Kindlein sein.“ —

So war das alte Jahr verstrichen in stiller Seligkeit und Frieden. Ob es im neuen, 1247, auch so werden würde, ward von manch einem bezweifelt; es hieß: Die böse Sieben käm darinnen vor, das sei nicht gut.

Ob nun die Sieben daran schuld war, daß die Nachricht gen Meißen kam, der Gegenkönig, Landgraf Heinrich Raspe, sei schwer erkrankt, bleibe hier unerörtert. Jedenfalls beschäftigte die Kunde den Markgrafen mehr denn viele andere, da man an Raspe's Aufkommen zweifelte. Und dieser Zweifel erwies sich als begründet.

Am 20. Tage des Januares kam die zweite Nachricht, daß der Landgraf am 17ten desselben Monats verschieden sei. Zwischen Konrad und Raspe war's zum Krieg gekommen. Zwar siegte letztrer in der Schlacht bei Ulm, doch mußte er sein Leben lassen. Mit Raspe aber endigte sein Fürstenstamm. Zwar lebte noch sein Bruder Konrad, doch dieser war in den Orden der deutschen Ritter getreten und machte keinen Anspruch auf den Thron. Thüringen war ohne Regierung.

Da gab's kein Landding mehr, kein Recht ward mehr geehrt. Verwirrung herrschte und Gewalt. Neue Burgen wurden angelegt und allenthalben standen Edelleute auf, für sich allein zu herrschen. Rudolf von Vargula war fast der Einzige, der gegen Ruhestörer einschritt, vor allen gegen den herrschbegierigen Grafen von Gleichen.

Nunmehr trat Sophia auf, das Erbe ihrem Söhnlein Heinrich, das Kind genannt, zu sichern, und Siegfried, Graf von Anhalt, stand ihr darin bei, obgleich sie beide wußten, das Markgraf Heinrich von Meißen im Recht der Nachfolge der erste war. Doch bauten sie auf die Verehrung Elisabeths, welche die Bevölkerung von ihr auf deren Tochter Sophia übertrug.

Im Mai hatte Sophia von Hessen Besitz ergriffen, Marburg und Kassel eingenommen und sich huldigen lassen.

Mit gespannter Aufmerksamkeit war Markgraf Heinrich den Ereignissen gefolgt. Als aber Sophia mit 800 Mannen gen Thüringen zog und Eisenach mit der Wartburg ihr zufielen, da fand es Heinrich an der Zeit, sein gutes Recht nachdrücklichst zu wahren.

Der Markgraf zog mit einem Heer nach Thüringen, nahm mit starker Hand Schloß Eckartsberga und Stadt Weißensee und begrüßte mit Wärme Rudolf von Vargula, der, von Heinrichs vollem Rechte überzeugt, treu und fest zu ihm stand. Das hatte zur Folge, daß auch einige andere Edle zu Heinrich hielten. Noch wollte dieser nach Möglichkeit friedliche Beilegung des drohenden Streites. Nicht wenige in Thüringen verlangten besondere rechtliche Entscheidung. Großmüthig ließ Heinrich zu, daß zu Eisenach ein Tag gehalten ward, allwo man beschloß, die Sache solle vor dem Reiche ausgetragen werden, wenn

man sich nicht freundlich einigen könne. Der Herzogin Sophia rieth man, Alles dem Markgrafen Heinrich zu übergeben, bis ein Kaiser gewählt sein werde. Entschiede dieser für Heinrich, so solle Sophia Hessen behalten.

Sophia ging darauf ein und zog sich nach Brabant zurück. Heinrich blieb vorläufig Besitzer Thüringens, wenngleich er so rücksichtsvoll war, den Titel Landgraf noch nicht anzunehmen. Bald darauf erhielt Heinrich das, anfänglich pfandweise überlassene Pleißnerland als festes Lehen, infolge dessen manch ein wackrer Edler, wie der von Metzsch, von Schönburg, der Falkensteiner u. A. m., direkt unter des Markgrafen Oberhoheit kamen. Nunmehr bestand sein Land aus der Markgrafschaft Meissen, aus dem Osterland, d. i. von der Quelle der Elster bis Halle und Merseburg, aus der Niederlausitz und Thüringen, das von der Werra bis an die Saale reichte und vom Frankenwalde bis zum Harz. Dazu die in diesem Gebiete liegenden Grafschaften und Herrschaften.

So reichte denn nun sein Landgebiet von der Oder bis zur Werra, vom Erzgebirge bis zum Harz, und ward an Umfang nur durch die böhmisch-habsburgischen Lande übertroffen. Wenngleich man ihm Thüringen und die Pfalzgrafschaft Sachsen trotz der kaiserlichen Belehnung nur vorläufig überlassen, stand doch bei ihm fest, daß er mit aller Kraft und Energie jene Lande behaupten würde.

So mächtig im Besitz eines großen Landes und glücklich im Besitze seiner geliebten Herzenskönigin, hielt Heinrich nunmehr seine Hochzeit zu Prag. Dort ward der junge Herrscher ob seiner Pracht, die er und sein Gefolge entwickelten, nicht wenig angestaunt; noch mehr um seiner Macht willen, denn was er besaß, war größer als das

Königreich Böhmen. Verbissen und eingebildet wie die Böhmaken waren, ersahen sie zugleich mit Haß und Neid, daß die Deutschen an Bildung und Gesittung hoch erhaben über ihnen standen. Dabei zeigten sie sich kriechend servil und bettlerhaft, also, daß manch Einer der Meißnischen voll Ekels vor dem runksig rohem Volke ausspuckte.

Will von dem Hochzeitsfeste nichts berichten. Es war glänzend, doch das vermählte Paar blickte nicht auf Pracht und Herrlichkeit. Wo immer es anging, schauten sie sich in die Augen.

Auf der Heimreise aber machte sich manch einer der Edlen Luft und wetterte wider das erbärmliche verlauste Volk, bis endlich die Burggrafen von Rochelitz und von Meißen mahnten, nicht so laut zu sprechen, auf daß das junge Ehgemahl es nicht erwähne.

„Ihr habt ganz Recht", erwiderte Theoderich von Kirchberg. „Doch eine Wollust würd mir sein, dem böhmischen Lumpengesindel einmal deutsche Hiebe zu versetzen."

Manch Wort der Edlen hatte Heinrich aufgeschnappt. Er lächelte dazu. Den ganzen Weg über hatte er gelächelt, da er doch die zur Seite hatte, nach der sein Herz mit aller Macht begehrte.

Wie anders war die Heimfahrt als wie vor 13 Jahren! Damals saßen die gezwungen Vermählten gleichgiltig neben einander, und jetzt gabs Tag für Tag innren Herzensjubel, der nach Äußerung verlangt. Keine seiner großen Burgen, keines seiner stattlichen Schlösser fand Heinrich hierzu für geeignet. In seinem Suselitz kehrte er mit Agneta zuerst ein. Hier weilte er auch längere Zeit, hierher hatte er auch seine Kinder kommen lassen.

Erstaunt und scheu blickten Albrecht und Dietrich auf die neue Mutter. Agneta aber wußte ihre Herzen spielend zu gewinnen, also, daß die Kleinen schon nach wenig Tagen voll Liebe an ihr hingen. Nicht minder die Bewohner des Dörfleins und dessen Umgebung. Glücklich machen, Sonnenschein verbreiten aller Orten, das war Agneta's Herzensbedürfniß, und bald konnten die Armen und Gebrechlichen des Alters preißen, welchen Schatz der Markgraf in die Meißnerlande gebracht hatte.

Heinrich war glückselig; fühlte sich doch auch Agneta gerade hier im friedlich stillen Suselitz gar wohl und wär am liebsten nur immer hiergeblieben. Doch endlich mußt für jetzt geschieden sein. Heinrich wollte seinen Schatz, die neue Landesmutter, nun auch den übrigem Lande zeigen. Dazu gehörte auch das junge Nonnenkloster Geringswald, darin auf Heinrichs Treiben eine Schule errichtet worden war. Der Markgraf ließ sich den Schulraum zeigen, ließ sich erklären, wie und worin unterrichtet wurde und war zufrieden. Das zeigte er schon durch die reichen Geschenke, die er der Äbtissin fürs Kloster übergab. Sie dankte ehrerbietig, lehnte aber bescheiden jedes Lob ab. Die Seele der Schule sei Schwester Clara, die bald nach Eröffnung des Klosters blutjung vor etwa 13 Jahren eingetreten sei.

„Vielleicht, Herr Fürste, kennt Ihr sie dem Namen nach“, fügte die Äbtissin hinzu. „Sie ist die Niftel des Ritters Bernd von Suselitz.“

Als Heinrich mit Agneta Abschied genommen, sagte er:

„Wie wunderbar! Eine junge Maid, die einst Neigung zu mir gefaßt, ging in's Kloster, als sie erfahren, wer ich sei. Und eine andere Maid, die sich Agneta nennt —“

„Verzichtete aufs Klosterleben", fiel hier Agnes ein, „um Dir zu folgen. Und wahrhaftig! so schwer auch meine Kämpfe waren, hab ichs doch nimmer bereut. Mein Dank zu Gott und der heiligen Jungfrau, daß sie Dich mir gegeben, soll sein, daß ich die Armen und ehrwürdigen Stätten, dem Herrn geweihet, unterstützen und pflegen will aus Herzensliebe. Wie schön wär, dünkt mich, wenn du, geliebter Gemahl, aus dem ganz dazu geschaffenen Suselitz ein Clarissenkloster machen würdest."

„Möcht gar zu gern all deine Wünsche erfüllen, du Gute. Doch jetzo bedarf ich des Schlosses noch zu stiller Einkehr. In spätrer Zeit laß uns noch einmal darüber reden."

Wie Recht er hatte, daß er des Schlosses zu stiller Sammlung noch bedürfe, zeigte sich schon gegen Ende des Jahres.

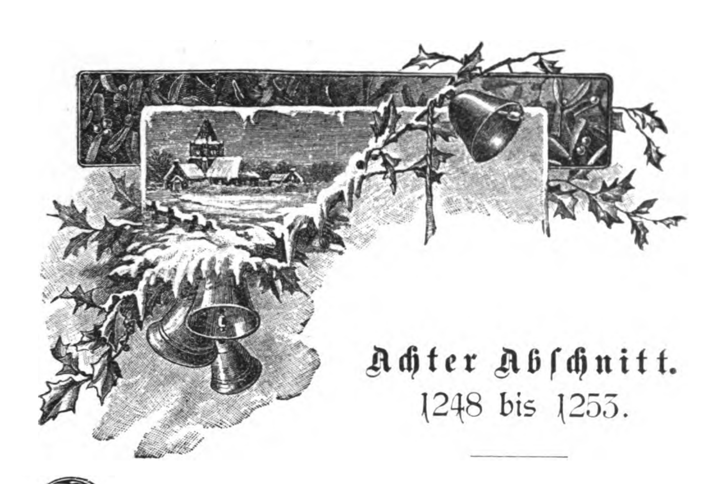
Papst Innocenz erließ eine Bulle gegen Heinrich, datirt vom 7. Mai 1247, veröffentlicht erst am 26. Oktober. Darin beauftragte er seine Legaten in Deutschland, den Markgrafen und andere Fürsten, welche dem Kaiser treu geblieben, mit kirchlichen Strafen zu bedrohen.

Nach langem Umherziehen im Lande Meißen, begab sich Heinrich drum wieder nach Suselitz. Hier sann er weiter darüber nach. Er beschloß, dem Papste, der ihm ja auch in der Festigung von Thüringens Besitz gefährlich werden konnte, zu trotzen. Vertrauen auf Gott, auf sein gutes Recht und die Tüchtigkeit seines Heeres, erhielt ihn hochgemuth, doch reiste er umher, im December nach Rochelitz, um selbst die Wehrkraft seines Landes zu prüfen.

An Landgraf Raspe's Stelle am 3. Oktober war Graf Wilhelm von Holland zum König erwählt worden. Der war dem Markgrafen gewogen und bestätigte ihm den Besitz der ererbten Lande. Doch um so mehr bemühten sich die Großen Thüringens, im Stillen zu wühlen, das schöne Land Sophia zuzuwenden.

So stand mitten in seinem Glücke mit Agneta und den Kindern zu erwarten, daß das kommende Jahr unruhig werden und geeignet sein würde, den ruhigen Genuß des häuslichen Glückes zu stören.





Achter Abschnitt.
1248 bis 1253.

Das Jahr 1248 begann mit reichem Schneefall und gelindem Frost. Wer ein warmes Heim hatte, fühlte sich darin wohl. Die Menschen rückten näher aneinander und ließen es ruhig fortschneien, da sie doch nicht darunter zu leiden hatten.

In der Veste Meißen stand Agneta mit dem achtjährigen Albrecht und mit Dietrich, der 6 Lebensjahre zählte, am Fenster; sie freuten sich der schönen Eisblumen daran, und als sie diese weggehaucht, der vielen großen Flocken draußen, die langsam herabschwebten. Dazu trat Heinrich, der Gruppe einen warmen Blick spendend. Wie war doch Agneta so gut zu seinen Kindern! es waltete Liebe im Hause und reines Ehe- und Älternglück. Und die edle Musika mußt auch ihr Theil hierzu beitragen. Heinrich hatte die Sänger der Schule zu Sct. Afra kommen geheißen und ließ sich und den Seinen manch schönes geistlich Lied vorsingen, also, daß Heinrich Lust bekam, eine schöne Melodei zur Ehre des Herrn selbst zu erdenken.

Auch Albrecht und Dietrich lernten durch Agneta's Unterricht bald singen, und als Heinrich mit dareinsang, gab's eine schöne Harmonie für Ohr und Herz, also, daß der Wunsch auf deren ewige Dauer entstand. Doch ewige Harmonie ist ja nur droben. Auf Erden sorgten unruhige Menschen dafür, daß sie gestört ward.

Sophia's Gemahl, der Herzog von Brabant, war am 1. Februar gestorben. Sofort kam Sophia mit ihrem Söhnlein wieder nach Thüringen und verlangte dies Land zurück. Doch Eisenach verschloß ihr seine Thore und verweigerte, ihr zu huldigen. Unmuthig zog sich Sophia zurück. Sie ernannte ihren Sohn zum Landgrafen von Hessen, obgleich dies nur den Namen Herrschaft führte.

Doch eine Anzahl Grafen und freier Herren thaten sich zusammen und begannen einen Aufstand. Heinrich ward unwillig über der kleinen Herren Gebaren; er hatte Nothwendigeres zu thun. Darum beauftragte er Rudolf von Vargula, die Aufständischen zu züchtigen und sandte ihm meißnisch Kriegsvolk unter Führung des Burggrafen Theoderich von Kirchberg.

So rückte denn Vargula aus und traf die Gegner bei Mühlhausen am 11. Februar. Hier kam's zur Schlacht, die Vargula nach Theoderichs Eintreffen siegreich gewann. Der größte Theil der Grafen und Herren fiel in seine Gefangenschaft. Nur der Graf von Gleichen war entkommen. Der setzte alsdann den Krieg fort, verband sich mit den Anhaltern und deren Sippe und ließ sie die Stadt Weißensee besetzen. Zugleich trat der Erzbischof von Mainz feindselig wider Heinrich auf. Er wollte die mainzischen Lehen, so in Thüringen lagen, dem Markgrafen nicht überlassen, ihn nicht als Landgrafen an=

erkennen, denn Heinrich nahm zu Beginn des Jahres den Titel Landgraf öffentlich an. Auch das mainzische Erfurt wollte den Meißner nicht anerkennen.

Nunmehr riß dem Markgrafen Heinrich die Geduld. Einem Löwen gleich stand er auf und zog gen Thüringen. Er belagerte Erfurt hart, schlug mit seinen Edlen die aufständischen Grafen auf's Haupt, eroberte Stadt Weißensee, und wo er hinkam, gab's Vernichtung oder Gefangenschaft. Die Gegner hatten Heinrichs Wucht und Kraft des Armes sattsam gespürt. Gleichwie die Kleineren schon erschrecken, wenn der Löwe nur die Mähnen schüttelt, ergaben sich dem Mark- und Landgrafen viele. Graf Günther von Kevernburg mit seinem Sohne Berthold, die Grafen Heinrich und Günther von Schwarzburg, der von Rabenswald, von Beichlingen, Stolberg, Hohnstein und viele andre noch erzitterten vor ihm; sie mußten hohes Lösegeld zahlen und eidlich versprechen, nie wieder gegen Heinrich zu kämpfen. Zur Sicherheit ließ Heinrich eine Besatzung unter Hugewitz's und Metzsch's Befehl zurück. Sophia aber erkannte in dem Vertrag zu Eisenach Heinrich als Vormund ihres Sohnes an und daß sich ersterer als Landgraf von Thüringen und der Pfalz bezeichne.

Inzwischen hatten sich friedliche Ereignisse vollzogen. Das Kloster Marienstern bei Kamenz war gegründet, manch andres Kloster wegen Errichtung von Schulen von Heinrich reich beschenkt worden. Agneta aber ging umher und spendete mit vollen Händen den Armen und Kranken. Gar häufig nahm sie hierzu Albrecht und Dietrich mit; sie sollten menschlich Elend kennen lernen und von Herzen mitleidig werden.

Die Kämpfe freilich hörten noch lange nicht auf. Im Januar des nächsten Jahres fingen sie von Neuem an. Mit eiserner Gewalt schlug Heinrich nieder, die sich fortgesetzt aufgelehnt. Die Stadt Neumark nahm er ein und brannte sie nieder. Schloß Eckstädt berannte er und nahm es ein. Und als Graf Gleichen mit den Heeren seiner Verbündeten sich ihm abermals entgegenstellte, zog Heinrich in Eilmärschen gen Gotha und schlug die Feinde hier in grimmiger Schlacht auf's Haupt. Überall sah er, wie sich die Vorsicht lohnte, mit der er Jahre lang vorher seine Kriegsmannschaft in Übung erhalten.

Nunmehr unterwarfen sich auch Jene. Am 1. Juli aber ließ er alle seine Gegner gen Weißenfels führen und hier einen Vertrag unterzeichnen, durch den sie sich unter seine Herrschaft beugten.

Mit dem befestigten Erfurt dauerten die Feindseligkeiten noch fort. Hier ließ Heinrich tüchtige Mannschaft zurück. Die aber schlug den ausfallenden Feind zu wiederholten Malen so nachdrücklich, daß Erfurt viele Todte und Gefangene verlor und mürbe wurde. Das Meißner Schwert war ihnen gar zu scharf.

Auch in den kleineren Verhältnissen des Lebens hatte es Streit und Noth gegeben. Die Faulheit und Unzuverlässigkeit der Dom-Herren im Stift zu Meißen war so arg geworden, daß Cardinal Hugo dem Bischof Conrad den Befehl zusandte, daß die canonici, so Präbenden hätten, besser, als geschehen, residiren sollten, auf daß durch sie der Gottesdienst besser abgewartet werde. An den Chorherren zu Sct. Afra war nichts auszusetzen, also, daß die Domherren wiederum gar neidisch wurden.

Von Dreßden aus gelangte Klage über Klage an Heinrich, daß die kleine Kreuzkapelle viel zu klein geworden gegenüber der anwachsenden Schar heilsbedürftiger Seelen. Die Klagen kamen während des Feldzuges nicht in die Hände Heinrichs. Als dieser aber zurückgekehrt, nahm er sich der Sache an und ließ die Kapelle zu einer größeren Kirche ausbauen.

Beim Rathsmann Angolf war eine schöne Hochzeit gefeiert worden, während sich die Meißner mit den Thüringern schlugen. Eine Schwester Aeschards hatte er geehelicht und lebte mit seiner jungen Ehefrau in Lieb und Freuden.

Da geschah es eines Tages, daß Angolf in Amtssachen aufs rechte Ufer sich begeben mußte zu einer Zeit, da ein groß Unwetter hauste. Sein jung Eheweib bat ihn herzlich, das Wetter erst vorbeigehen zu lassen. Doch pflichtgetreu machte sich Angolf auf den Weg, überschritt die überdachte Brücke und ging seinen Geschäften nach. Das Wetter war unterdeß immer heftiger geworden. Der Sturm brauste und erreichte nach einer Stunde eine solche Gewalt, daß er die Überdachung der Brücke sammt dem hölzernen Tragwerk wegfegte in die Elbe. Die steinernen Pfeiler trotzten ihm. Doch mit dem Holzwerk waren auch Menschen mit in den Strom geworfen worden, und Angolf kam nicht zurück nach Hause.

Da gabs bei Allen große Angst und nach 2 Tagen großen Jammer, als man Angolfs Leichnam bei Zehren ausgefischt und, weil erkannt, gen Meißen geschafft hatte. Es flossen die Thränen lange Zeit, bis in das Jahr 1250 hinein, als Angolfs Wittwe eines Knäbleins genaß. Da gelobten sich die getreuen Pathen Aeschard, Lips und

Kaspar Koyne, für die Zukunft des Knaben, dem man den Namen Heinrich gab, sorgen zu wollen wie für ein eigen Kind. Der Markgraf aber, als er von der Verlassenheit der Wittwe hörte, gab ihr mit Agneta reichlich, also, daß jene keine Noth litt.

Des Markgrafen Aufenthalt in Meißen währete nicht lange. Der Hochgenuß des Glückes in seinem Hause fand manche Unterbrechung. Am 28ten des Februar hielt er zu Mittelhausen ein Landding ab mit vielen Herren des Landes. Dabei ward durch eidliche Bestätigung ein Friede fest und dauerhaft gegründet. Dies aber war der Anfang zu seiner Herrschaft.

Am 2. März verweilte er in der Wartburg, die ihm Sophia zurückgeben mußte. Von hier waltete er der landgräflichen Geschäfte. Durch sein entschiedenes Auftreten hier und da gewann er manch Einen, der zuvor noch zu Sophia gehalten.

So schön die Wartburg ist und alle Lande ringsumher, zog es Heinrich doch mit Allgewalt zu Agneta, zu seinen Kindern. Am 29ten März war er wieder in Meißen, um kurze Zeit hier zu verweilen, sich der Liebe seiner Gemahlin zu erfreuen und deren Lobes der Gesittung, des Gehorsams beider Knaben. Doch schon am 13. April mußt er in Gotha hausen, am 27ten desselben Monats in der Wartburg. Noch immer gab es in Thüringen viel zu thun, neue Gesetze zu geben, alte mit starker Hand zu wahren. Auch Erfurt mußte er mehr denn je im Auge behalten. Die feste Stadt hatte einen Brief des Papstes Innocenz IV. erhalten, darin er sie wegen vorzüglich treuen Gehorsams lobte. Dadurch waren die Bürger, welche Heinrich durch landesväterliche Geduld

zum Besseren zu bekehren versuchte, nur noch trutziger geworden, also, daß Heinrich sich entschied, die Stadt noch schärfer zu umschließen, als zuvor, zumal der Erzbischof Christian von Mainz noch immer gegen Heinrich war, und dies deutlich dadurch zeigte, daß er ihn und Sophia in den Bann that. Sophia lächelte darüber und der Markgraf lachte.

Rastlos bereiste dieser seine Lande; folgte gern der Einladung des Bischofs Conrad, der ihm zeigte, wie er den Weinbau veredelt hatte durch Anpflanzung rheinischer Reben, wie er ihn vermehrt bei Meißen und Weinböhla und neue Weingelände angelegt. Deß freute sich der Markgraf und gab dem Bischof reiche Mittel, die diesen in dem löblichen Unternehmen unterstützen sollten.

In den folgenden Monaten gab's volle Arbeit; vor Allem machten ihm die Klöster viel zu schaffen. Ihm war es um die Befestigung des Christenthums zu thun, das von den zurückgebliebenen Sorben äußerlich wohl angenommen, doch noch nicht genug im Herzen lebendig geworden war. Auch ging zu jener Zeit die Schulbildung der Jugend nur von Klöstern aus. Aus beiden Gründen unterstützte Heinrich gern die Klöster, wenn auch nicht jeden Ordens. Am liebsten waren ihm die Cisterzienser, weil dieser Orden ‚durch den Eifer der Gottergebenheit, durch den Glanz christlicher Liebe und durch die Größe in den Tugenden allen übrigen weit voranstehe.'

Nun hatte ihm das Nonnenkloster von Torgau schon lange in den Ohren gelegen, daß Heinrich es von hier wegverlegen möchte. Es schützte wohl die Derbheit der Städter vor, unter welcher die Zartheit der Nonnen zu leiden habe, doch gab es anderer Stimmen auch genug,

welche meinten, die Nonnen, meist aus adeligen Geschlechtern stammend, wären zu verwöhnt und wollten es noch vornehmer haben.

Trotzdem ging Heinrich auf den Wunsch der Cisterziensernonnen ein und befahl, das Kloster solle nach Grimma verlegt werden, wenngleich hier kein Überfluß an Platz vorhanden war.

Daß Johannes, der Prior zu St. Afra, starb, war dem Markgrafen nicht lieb; er wollte jenem wohl, gleich dessen Vorgänger Albert. Indessen der neue Propst, Friedrich, erwieß sich bald als frommer, tugendhafter Mann, so daß Heinrichs Vorliebe für Sct. Afra nicht gemindert ward. Er schützte das bewährte Chorherrenstift, wo er nur immer konnte und ward ärgerlich auf jeden, der dieses und dessen Besitz anfocht. Das kam öfterer vor. Kloster Buch entfachte abermals einen Streit wider das Stift um Besitzungen willen. Des Bischofs Conrad war Heinrich nicht gewiß; leicht konnte sich jener zu Gunsten des Klosters entscheiden. Da wandt sich Heinrich an den Erzbischof Wilibrand von Magdeburg, der ihm von jeher wohlgesinnt war. Darauf entschied dieser zu Gunsten des Münsters von Sct. Afra, garantirte alle Besitzungen desselben und nahm ihn und den ganzen Convent in seinen vollen Schutz gegen jeden Beleidiger. Bischof Conrad sagte hierzu:

„Das thut er nicht aus Liebe zu Sct. Afra, sondern nur, um seine erzbischöfliche Oberherrlichkeit in Erinnerung zu bringen.“

Doch Heinrich wußte, daß Bischof Conrad jener Befugniß mehr als einmal widerstanden und gab unwillig zur Antwort:

„Der Erzbischof, Euer Vorgesetzter, wird schon wissen, was er zu thun und wann er einzugreifen hat, wo Widerhaarigkeit und Ungehorsam herrscht.“

Conrad nahm diese Mahnung, wenngleich mit verbissenem Grimm, hin, um es mit Heinrich vor der Hand nicht zu verderben. Es sollte die Kapelle der heiligen Maria Magdalena gebaut werden*), und dazu hoffte er, würd Heinrich Mittel spenden. —

Die Zeit bis zum December 1250 ging friedlich dahin. Bald weilte Heinrich bei den Seinen, bald in verschiedenen Burgen zu Regentengeschäften. Der December aber brachte Stürme in der Natur und im Weltgetriebe.

Am 13. December hatte der große Kaiser Friedrich II. in Apulien das Zeitliche gesegnet, zu einer Zeit, in welcher Konrad wider den Gegenkönig Wilhelm von Holland noch immer im Kampfe lag. Das ließ im deutschen Reiche große Umwälzung erwarten. Dessen Fürsten hatten, wo immer es anging, gesucht, sich unabhängiger vom Kaiser zu machen, was auch begünstigt ward durch Friedrichs fast beständiges Verweilen in Italien. Jetzt war er todt. Jetzt eigneten sich die Fürsten an, was sie nur als Reichslehen empfangen. Auch Markgraf Heinrich folgte dem Beispiele anderer Fürsten, wenngleich in weit geringerem Maße. Das schöne Pleißnerland, einst an ihn verpfändet, dann zum Lehen erhoben, betrachtete er nunmehr als Besitzthum, und nannte sich Herr der Pleißnerlande.

Kaiser Friedrich war der Einführung des Franziskanerordens in Deutschland entschieden entgegen gewesen. Nun-

*) Auf der südlichen Seite des hohen Chores mit dem heutigen Dome durch den Kreuzgang verbunden, der den Hof zwischen der Kirche und jener Kapelle umschließt.



mehr stand auch der Gründung eines solchen Klosters in Meißen, die durch Spenden der Burgmannen und Bürger ermöglicht ward, nichts mehr entgegen.

Konrad aber brach einstweilen seine Kämpfe ab und zog gen Italien, das Besitzthum seines Vaters zu behaupten.

Im folgenden Jahre gab's auch im Herzogsthume Oesterreich Wirren, welche Schatten warfen bis nach Meißen.

Nachdem Markgraf Heinrich nach Herzog Friedrichs Tode ao. 1246 auf seine Ansprüche zum Herzogsthrone zu Gunsten Königs Wenzels verzichtet hatte, war Markgraf Hermann von Baden aufgetreten als erbberechtigt, denn sein Gemahl Gertrud war die Nichte Herzogs Friedrichs. Die daraus entstandnen Wirren löften sich erst durch den Tod des Markgrafen Hermann zu Ende des Jahres 1250. Wenzels Sohn Ottokar-Przemysl erhielt vom König den Herzogsthron. Nun zugleich die Ungarn in Oesterreich eingebrochen waren, floh Gertrud und wandt sich ao. 1251 mit ihrem kleinen Sohne nach Meißen, unvorbereitet für Heinrich.

Wohl hatte dessen mitleidig Herz im Sinne, die Geflüchtete aufzunehmen, doch weil diese einst Wenzels, des Bruders Agneta's, Gegnerin gewesen, besprach er sich erst voll Rücksicht mit der Gemahlin. Kaum hatte Agneta den Bericht vernommen, entgegnete sie:

„Ich meine, lieber Heinz, hier sei doch keine Wahl, da der Herr gebietet: ‚Liebet eure Feinde'. Laß sie kommen! sie soll von mir nur Liebes und Gutes erfahren".

Drauf küßte Heinrich sein edles Weib und nahm die Markgräfin Gertrud sammt ihrem Söhnlein Friedrich

freundlich auf. Und als die Fürstin dankbar weinte, umschlang Agneta sie liebevoll und verlangte, daß sie bei ihr wohne.

Albrecht und Dietrich waren kräftige Knaben geworden und übten sich schon im Gebrauch der Waffen. Trotzdem spielten sie auch mit dem kleinen Friedrich, also, daß Agneta darob viel Freude empfand. Es war die Frucht ihres Erziehens.

So endigte das Jahr in Liebe und in Frieden.

Ganz anders sollte es werden, da man schrieb 1252. Kraft seines guten Rechtes hätte Heinrich von vornherein mit Gewalt sich in den vollen Besitz Thüringens setzen können. Noch hatte er es aus Hochschätzung für Elisabeth, Sophia's Mutter, nicht gethan. Er hoffte, daß Sophia aus eigner Einsicht nachgeben würde, war daher mit ihr übereingekommen, Thüringen einstweilen nur zu beschützen und für Heinrich, das Kind, 10 Jahre lang Vormund zu sein. Der Schutz war nöthig, denn Beide hatten gemeinsame Gegner. Der eine war der Raufbold Otto von Braunschweig, der sich mit zweideutigen thüring'schen Vasallen heimlich in Verbindung gesetzt und nun auf einen geeigneten Zeitpunkt zum Losschlagen lauerte. Der andere Gegner, Erzbischof Gerhard von Mainz, hatte die Erbschaft seines Vorgängers Christian voll übernommen, und erneuerte nun am 4. Februar wegen der in Thüringen befindlichen stiftischen Lehen, den Bannstrahl wider Heinrich und Sophia. Dieses Bannstrahlschleudern war dem Klerus der damaligen Zeit zur lieben Gewohnheit geworden und fand schon bei geringfügigen Dingen statt.

Auf beide Geschleuderte machte der Bann keinen Eindruck: sie waren ja zur Zeit einig. Dem Markgrafen nöthigte er sogar ein Lächeln ab, als er mit seinem getreuen Stiefbruder, dem Grafen Hermann von Henneberg, da dieser nach Meißen zu Besuch gekommen, darüber sprach denn dieser sagte:

„Ich möcht nur wissen, ob unser Herr und Heiland Jesus Christus, auch allemal Bannflüche ausgestoßen, wenn man ihm, der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegen sollte, einmal ein Nachtquartier verweigerte, oder dergleichen. Vielleicht hat er seinen Jüngern die Weisung gegeben: ‚Flucht nur recht, wenn man euch mal etwas versagt.‘ Sonst wüßt ich nicht, warum die heut'gen Diener des Herrn so jach und stracks verfluchen und verfemen, oft nur um einer Hufe Landes willen.“

Mochte nun dieses Wort dem Bischof Konrad durch irgend Jemand hinterbracht worden sein, oder war jener ärgerlich ob des Streites, der ao. 1239 begonnen und noch immer kein Ende genommen hatte, kurzum er saß voll Grimm in seinem Arbeitsgemach und konnte nicht Ruhe finden. Den ersten Zorn richtete er gegen die Domherren, welche wiederum ihre Pflichten verletzten, sich unerlaubter Weise auf Zeit von Meißen entfernten und dadurch ihre geistlichen Amtsgeschäfte versäumten. Konrad beschwerte sich darob beim Cardinallegaten Hugo St. Sabinae, der sich soeben in päpstlichem Auftrag zu Hildesheim aufhielt. Darauf drohte Hugo in einem Schreiben vom 9. März den Domherrn mit kirchlichen Strafen. Ob's was genützt hat, vermeldet die Geschichte nicht.

Den zweiten Zorn, viel größer als der erste, ließ er an Markgraf Heinrich aus. Vor 12 Jahren hatte dieser

in seinem Schloß zu Grimma geweilt und mißmuthig über des Bischofs Henricus angefangenen Streit um Wurzener Grenzen sowie lausitzer Zehnten willen sich entschlossen gehabt, den bischöflichen Weltgelüsten nicht nachzugeben. Daß er nun in dieser Sache bis heute ohne Wandel blieb, verdroß den Bischof über alle Maßen. Er griff zu dem allbeliebten Mittel und schleuderte um irdischen Besitzes willen auf Heinrich und sein Land das Interdikt, der Meinung, dies müsse allerorten furchtbare Wirkung erzielen. Doch es ergab sich, daß der Bischof Land und Leute nicht kannte. Unter Heinrichs Unterthanen, zumal in der getreuen Stadt Meißen, gab es genug, die sich ob solchen geistlichen Verdammens lustig machten und treu zu ihrem Landesherrn hielten. Weder Heinrich noch seine Leute beachteten das Interdikt; es reizte nur die Spottlust der Bürger. Das sollte Bischof Conrad alsbald erfahren.

Ein Priester der Stadt Meißen ging mit einem Kirchendiener durch die Gassen, einen Kranken zu besuchen. An einem Markttag war's und viel Volkes darin. Bauern kamen mit Früchten, Jäger mit Wild, Müller mit ihren mehlsacktragenden Eseln. Der Kirchendiener trug ein Sacrarium, darin die Hostie verwahrt war. Die Leute, so dessen gewahr wurden, fielen andachtsvoll auf die Knie. Sie alle waren so erzogen worden. Doch als sich auch ein Esel niederwarf und man dies als ein Wunder prieß, fing Wigelbein an zu lachen und sagte: „Der Esel hatte wohl zween Beine?“. Darob entstand mitten im andächtigen Knien ein laut Gelächter, das immer weitere Kreise zog, bis schließlich der ganze Markt davon erscholl. Der Priester schien darauf nicht zu achten, doch meldete er es dem Bischof und dieser verhängte über Wigelbein

Haft und fürchterliche Strafen. Indessen hatte er die Rechnung ohne den Wirth gemacht, und selbiger war in diesem Falle der Stadt Oberster, der Burggraf Meinher. Der schickte den Ritter Bernd mit etlichen Kriegsmannen zum Bischof und verlangte ohne Weiteres die sofortige Freigebung Wigelbeins mit dem Bedeuten, daß solch Eingreifen in die landesherrlichen Rechte nicht geduldet werden würde.

Trotz seines Ingrimms ob solcher Sprache mußt Conrad den Gefangenen herausgeben; Bernd, das wußte er, verstand keinen Spaß.

Wigelbein kam nicht einmal vor's Landding. Heinrich ließ den Schneider vom Hofgericht vernehmen und schickte ihn mit einem Verweiß wieder nach Hause. Das aber war nur neue Nahrung zu Conrads Grimm. Sah er ohnehin, daß sein Interdikt kaum eine Wirkung hatte, so ließ er nunmehr dem Markgrafen vorschlagen, daß ein Schiedsgericht über den zwölf Jahre langen Streit Urtheil fällen möge. Und hierzu schlug er den Metropoliten Wilibrand von Magdeburg vor, die Bischöfe Ludolf von Naumburg und Heinrich von Merseburg. Der Markgraf ließ den Streitsüchtigen ein einfach ‚Meinetwegen‘ zukommen und das Schiedsgericht trat zusammen.

Mit Wilibrand stand sich Heinrich seit langen Zeiten gut; der hatte ihm schon manchen guten Dienst geleistet. So kam es denn, daß jener um des lieben Friedens willen dem Markgrafen freundlich zuredete, dem begehrlichen Streiter Etliches zuzugestehen. Großherzig that es Heinrich. Das Stift Meißen erlangte bei dem zu Stande gekommenen Vergleich nicht wenig Vortheile. So endete am 22. Mai der langgepflegte Streit.

Wilibrand, der nur, soweit er mußte, mit Conrad verkehrte, nahm Heinrichs Einladung gern an und verweilte mit ihm noch eine Woche auf dem Tharand und in Suselitz.

Den Markgrafen ekelte vor den ewigen Häkeleien und Streitereien mit dem Klerus; raubten sie ihm doch die kostbare Zeit, die er Agneta und seinen Söhnen gern gewidmet hätte. Albrecht war jetzt 12, Dietrich 10 Jahre alt. Nächst den Waffenübungen sollten sie auch bewandert werden in Regierungsgeschäften, sollten Einblick erhalten in Urkunden und wie man sie je nach dem Falle vorsichtig verfaßt. Stolz auf seine wohlgebildeten kräftigen Söhne, ritt er gar gern mit ihnen aus, bewog auch Agneta, sich des Reitens zu befleißen. Wenn so die fürstliche Familie durch Städte und Thäler ritt, ward sie vom Volke mit lautem Jubel begrüßt. Heinrichs leutselig Wesen und heitrer Sinn, wie auch Agneta's wohlthätig Herz ließen den Beifall der Menge nicht bloß durch ehrerbietig Verneigen kund geben. Des Volkes Liebe jubelt laut. Des Vaters Liebe ist still und sinnt, wie sie den Kindern Freude mache, wie sie die Söhne reifen und beglücken lasse. Schon jetzt entstand in Heinrich der Plan, Albrecht und Dietrich frühzeitig Selbstständigkeit zu verleihen. Dies Vorhaben blieb aber so lange nur Idee, bis Heinrich des neuen Landbesitzes vollständig sicher war. Noch immer gährte es hier und da in Thüringen. Im Sommer, da der Markgraf in Mittelhausen Landding abgehalten, ward er abermal genöthigt, unruhige Vasallen, vom Braunschweiger aufgehetzt, zu züchtigen, ihre Schlösser einzunehmen und zu zerstören. Darauf ließ er sich, als der Gegenkönig Wilhelm von Holland im December bei

Eisenach sich aufhielt, durch diesen den Besitz von Thüringen befestigen, vorläufig mündlich. Sophia hörte dies und ward mißtrauisch. Vor der Hand zog sie sich zurück und beobachtete scharf den Verlauf der Dinge.

In Heinrichs Familienleben war folgenden Jahres eine Veränderung eingetreten. Der russische Herzog Romanus hatte um Gertruds Hand geworben. Agneta rieth ihr ab, wohl wissend, daß der Bewerber rauhen Sinnes war. Doch Gertrud wollte ihren Schützern nicht länger zur Last fallen, so sehr sie hier auch Liebe genoß. Sie reichte dem Fürsten die Hand und zog mit ihm und ihrem Söhnlein Friedrich von dannen. Agneta, nichts Gutes ahnend, gab ihr als Scheidewort mit auf den Weg:

„Gott wolle gnädig Euch behüten und bewahren. Doch sollte es sich fügen, daß Ihr Euch unglücklich fühlt, so werdet Ihr bei uns im Meißnerlande zu jeder Zeit Schutz und friedliche Stätte finden."

Darauf folgten wieder trauliche Wintertage. Das Singechor der Schule zu Sct. Afra mußte das fürstliche Haus erfreuen, mußt auch Lieder singen, die Heinrich selbst erdacht, also, daß das Leben eine wonnige Weihe erhielt. Hier die süße Minne mit seiner Herzenskönigin Agneta, dort die liebevolle Freude über die heranwachsenden, vielversprechenden Söhne, und nun die edle Musika mit deren besänftigenden und erhebenden Weisen! Es war ein Leben reinsten Glückes. Trotz aller Widrigkeiten der Welt beschäftigte sich Heinrich eifrig mit Musik und freute sich, wenn seine neuerdachten Weisen den Herzen Anderer wohlgefielen. Im stillen Suselitz kam manch ein erquickend Lied zu Stande, das dann in den schönen Hallen der Veste Meißen oder in der Burg Scharffenberg gesungen ward.

So begann denn das Jahr 1253 gar friedlich, auch nach außen hin, denn gegen Ostern kam der päpstliche Legat Hugo und hob den Bann auf, den der Erzbischof Gerhard von Mainz gegen Heinrich und Sophia geschleudert hatte. Dafür ward Gerhard selbst wegen angemaßter Zölle mit dem Interdikt belegt, also, daß er nunmehr und im nächsten Jahre gegen Heinrich gefügiger wurde. Dieser aber ward der ewigen willkürlichen Interdikte müde, die ihn in der freien flotten Entwicklung der Fürsorge für seine Lande hinderten. Er wandt sich deßhalb an den Papst Innocenz IV. und hatte auch die Genugthuung, daß dieser am 15. August eine Bulle erließ, darin er Heinrich auf 10 Jahre jeden Interdiktes enthob.

Nun hatte der Markgraf freiere Hand. Dies benutzte er zu eingehenderer Erziehung seiner Söhne.

Er gab ihnen ihre eigenen Siegel, hatte den kaum 13jährigen Albrecht schon am 11. April eine Urkunde ausstellen lassen und übte ihn in der Repräsentation.

Das alles war keine beständig gleichmäßige, behäbige Erziehung. Heinrichs Leben gestaltete sich sehr wechselvoll. Kaum hatte er des häuslichen Glückes genossen, mußte er wieder seine Lande bereisen hier und da. Kam eine stille Stunde, darin er manch Minnelied dichtete, oder der edlen Musika lebte, so rief ihn gleich danach die Nothwendigkeit hinaus in die Welt, um die Vasallen zu zügeln oder mit dem Schwert darein zu hauen. Wollt er sich mit Agneta der Schönheiten des Elbgaues erfreuen oder still der Wohlthätigkeit pflegen, so folgte darauf gewiß wieder eine Ärgerlichkeit mit irgend einem Bischof. Und nun er mit den Seinen im Schloß zu Grimma friedlich weilte, kam wieder ärgerliche Nachricht von Sophia. Doch

in dem blühenden Mannesalter von 35 Jahren besaß er eine Biegsamkeit und Schnellkraft, die alle Dissonanzen des Lebens siegreich überwandten. Heute zärtlich und heiter mit den Seinen, morgen ernst zu Gericht sitzend. Den einen Tag leutselig mit den Bürgern, den anderen grimmig gegen einen Feind. Und Alles, was er that, das that er ganz.

Sophia, noch mißtrauisch vom vergangnen Jahre, begann ihre Ansprüche auf Thüringen zu erneuern, des alten Beschlusses nicht achtend, daß erst ein Reichsspruch abgewartet werden solle. Sie forderte das Land zurück und kam mit ihrem Sohne selbst nach Thüringen. Hier zog sie vor Eisenach und forderte Einlaß. Der Rath der Stadt aber wagte nicht, sie aufzunehmen; von der Wartburg aus hätten die Meißnischen ihm zu schaffen machen können. Als Sophia von der Weigerung zur Aufnahme gehört, ging sie voll Unmuths vor ein Thor und hieb mit einer Axt hinein, daß es splitterte und schadhaft ward.

Ob solcher scharfen That bedenklich, trat der Rath zusammen und berieth. Da nun der größte Theil noch an ihr hing, weil sie die Tochter Elisabeths war, so that man ihr um der Verstorbenen willen die Thore auf und Sophia zog ein mit ihren Mannen.

Von hier aus forderte sie den Markgrafen von Meißen auf, gen Eisenach zu kommen und mit ihr ob Thüringens zu verhandeln.

„Ich will ihr den Gefallen thun", sagte Heinrich zu Meinher in dessen Gemach, „doch kann es ihr nichts nützen. Ihrem trutzigen Wesen werde ich eisenfesten Willen entgegensetzen".

„Wohl, Herr Fürste!“, entgegnete der Burggraf; „doch fürchte ich, die Herzogin wird Alles aufbieten, ihr Ziel zu erreichen. So lange sie trutzig bleibt, wird ihr nichts gelingen. Doch wenn sie sanftmüthig spricht, wenn sie Euch bei Eurem großherzigen Sinne packt, dann, fürcht' ich, könntet Ihr wankend werden.“

„Nimmermehr!“, rief Heinrich dazwischen, doch Meinher fuhr fort:

„Es kann der Mensch nie sicher von sich sagen: Wenn dies und das geschehen sollte, werde ich mich so und so verhalten. Glaubt mir, des Gemüthes Gewalt ist groß. Was hoher Verstand gebietet, wird oft von jenem weicheren Theile des Geistes umgestoßen. Drum bitt' ich Euch, nehmt mich mit als Berather. Verzeihet, doch ich maße mir an, Euer bester Freund und Rath zu sein.“

„Ja, liebster Meinher!“, rief Heinrich warm und drückte seine Hand. „Das weiß ich! hab ich nie vergessen können. Weiß ganz genau noch, da ich noch ein neunjähriger Knabe war, wie —“

Hier hielt er inne; Meinhers Leibmedicus Magister Ulricus war ungemeldet eingetreten, darob Heinrich unwillig sagte:

„Was kommst du unangemeldet und störest uns in unserm Rath?“ Darauf der Arzt:

„Verzeihung, Herr Fürste! Frau Dobrita hat mich holen lassen, und da sie von Euer fürstlichen Gnaden Anwesenheit nichts gewußt, bin ich eingetreten, der Meinung, des Herrn Burggrafen Zustand könne noch schlimmer geworden sein.“

„Zustand?“, rief Heinrich erschrocken, „und schlimmer Zustand? Was ist's damit?“

's ist unbedeutend", wandt Meinher ein, „und nicht der Mühe werth, davon zu sprechen."

„Erlaubt, daß ich Euch widerspreche", sagte Ulricus, „Euer Herz schlägt gar unregelmäßig, und das ist bedenklich, Ihr müßt in Ruhe jetzt verbleiben, wenn anders nicht das Übel schlimmer werden soll. Folgt mir und Eurem Gemahl Dobrita."

„Um Gotteswillen!", rief Heinrich, „steht es so? Nein nein, Ihr dürft nicht mit. Hab keine Ahnung gehabt von solchem Leiden — — — — Ja, setzt Euch, Lieber!", fuhr er fort, als Meinher nicht mehr zu stehen vermochte. „Und daß ich Euch nicht errege, will ich gehen. Hier ist der Arzt am Platze."

Doch Meinher wehrte und sagte zum Medicus:

„Geht auf kurze Weile hinaus, ich habe meinem Herrn noch Mehreres zu sagen." Und als der fort war, fuhr er fort:

„Verzeihet, Herr, daß ich mich schwach gezeigt. Nur Eines noch: Wenn anders es Euch Ernst ist, da Ihr geruhet, mich ‚Lieber' zu nennen, so nehmet einen Rath mit gen Isenach, der kalten Blutes ist. Nehmt den Marschall von Schlotheim mit, vielleicht auch dessen Bruder. Das sind eisenfeste Männer und doch brav."

Heinrich versprach es traurig. Er that es nur, um ihn, den alten Freund, zu beruhigen. Dann ging er mit den Worten: „Geb' Gott, der Herr, daß ich Euch genesen und wohlauf wiedertreffe, wenn ich zurückgekehrt bin." — — —

Mit großem Gefolge, darunter sein Marschall Helwig von Schlotheim und dessen Bruder Hermann, war Heinrich erst zur Wartburg geritten und hatte Sophia von seiner Anwesenheit Kunde gegeben. Die lud ihn ein, am nächsten

Tage um der Verhandlung willen in die Predigerkirche zu Isenach zu kommen. Hier erfüllte sich, was Meinher befürchtet. Sophia sprach weich und gerührt. Sie verwieß auf ihr vaterloses Söhnlein, gedachte ihrer Mutter Elisabeth und was Alles sie gelitten und doch wohlgethan. Sie bat ihn so warm, von Thüringen abzustehen, daß Heinrichs edles Herz gerührt ward. Wohl dachte er an Meinher's Warnung; doch das Gedächtniß auch an die von ihm so hoch verehrte Mutter Sophia's lebte in ihm auf. Die Verhandlung ward ihm blutsauer, da er in sich regen fühlte, was eisenfestem Sinne widerstritt. Er bat sich kurze Bedenkzeit aus und zog sich mit beiden Schlotheims zurück. Die hatten den Eindruck von Sophia's Rede und Thränen wohl bemerkt und waren entschlossen, ihn zu verwischen. Es gab Rede und Gegenrede, bis daß Helwig von Schlotheim eindringlich zu ihm sagte:

„Herr Fürste! Wenn Ihr einen Fuß im Himmel habt und den andren auf der Wartburg, so lasset lieber den im Himmel auf die Wartburg setzen, als umgekehrt“.

Den Grafen gelang es, ihren Herrn von irgend einer Nachgiebigkeit abzubringen, welche die Welt ihm nur als Schwäche, nicht als Edelmuth angerechnet haben würde. Vor Allem dachte Heinrich an seine geliebten Söhne. Wäre er ohne Leibeserben gewesen, er würde vielleicht das ganze Erbgut dahingegeben haben. So aber mahnte ihn die Pflicht, der Söhne zu gedenken, für sie zu wirken, ihr Glück zu begründen. Das entschied.

Kaum ein Stündlein darauf ward der Herzogin kund gethan, daß Heinrich nicht einen Pfifferling von seinem Rechte auf Thüringen hergeben würde.

Als Sophia das hörte, ward ihr Wesen ein ganz anderes. Sie runzelte die Stirn und sprach mit harter Stimme. Doch noch wollte sie das Letzte versuchen, ehe Krieg entscheiden sollte. Sie fragte Heinrich finster, ob er sich einem Gottesurtheile unterwerfen wolle, darin bestehend, daß er in der Sct. Catharinenkirche bei einer Rippe der heiligen Elisabeth beschwöre, ob er das nächste Recht auf Thüringen habe.

Dies Anmuthen und der barsche Ton, mit dem jenes gestellt ward, brachte Heinrichs einen Fuß im Himmel ganz und gar auf die Erde zurück. Er wußte nicht, ob er zürnen oder lächeln sollte. Er lächelte, mit der geistigen Überlegenheit, die höchstens bedauern, nicht zürnen kann.

Darauf erklärte er sich bereit, nahm aus der Hand eines Priesters die Rippe an sich und beschwor seelenruhig, daß er das nächste Recht auf Thüringen habe.

Sophia ward wüthend. Mit einem scharfen Zornesblick auf Heinrich verschwand sie. Der hatte Mühe, sein Gefolge vom Ausbruch schaler Witzeleien und Gelächter abzuhalten. Der einzige Zornesblick aber sagte ihm deutlich, wessen er sich gegen Sophia in Zukunft zu versehen habe. Heinrich sann auf ein wohlvorbereitet Rüsten. —

Von Eisenach begab er sich darauf nach Schkölen, dort ein Landding abzuhalten. Das hielt ihn lange auf, bis Ende September, und nöthigte ihn, bald hier, bald dort Hof zu halten, um zuletzt im Schloß zu Grimma länger zu verweilen. Hier trafen 3 Boten aus Böhmen ein, deren Kunde ihn bewog, Agneta und seine Söhne in die Muldenstadt zu rufen. Es war eine Trauerkunde. König Wenzel, sein Schwager und Agneta's Bruder, war am 22. September gestorben, dessen Sohn, Ottokar II.,

ihm in der Regierung nachgefolgt. Heinrichs Trauer war aufrichtig. Er hatte den König gern und mochte ihn nicht missen. Auch Agneta trauerte, doch anders als Heinrich.

Noch schien die Oktobersonne hell und freundlich, als Heinrich mit Agneta, gefolgt von nur 2 Knappen, das Muldenthal hinabwandelte, um ungestört mit ihr zu reden. Agneta klagte, daß das Nonnenkloster in Grimma viel zu klein sei. Heinrich beruhigte sie mit der Aussicht auf Verlegung des Klosters. Dabei kamen sie auf Suselitz zu sprechen und auf den alten Wunsch Agneta's, des Schloß zu einem Kloster des Sct. Clarenordens umzuwandeln. Heinrich ging gern auf Alles ein, was Agneta wünschte und versprach, des Papstes Genehmigung hierzu einzuholen. Ein Stündlein nur waren sie am schönen Muldenufer plaudernd dahingegangen, da klagte Agneta über Müdigkeit. Hoch oben prangte im Sonnenschein die Veste Döben, da, wo der Muldenfluß in jähem Bogen nach links abbiegt. Dort wollten Beide nicht Einkehr halten. Heinrich zog vor, am rechten Ufer noch ein Stück weiter zu wandern bis zu einem spitzen hohen Felsen*), der aus dem Wald hervorragt. Dort oben ließen sie sich nieder. Hier gedachten sie nochmals des Verstorbenen; kamen auch auf die Zeit zu sprechen, da Heinrich mit Wenzel zusammengekommen auf dem Kunigstein, wo er in Agneta sein höchstes Erdenglück gefunden. Wohl brachten jene Tage die schönste Zeit ihres Lebens in herzwarme Erinnerung, doch schlug die Trauer durch. Und doch ward Heinrich anderen Sinnes, da ihm Agneta sagte:

---

*) Heute die „Feueresse“ genannt.

„Warum die Menschen doch gar so traurig sind, wenn sie ein Liebes haben scheiden sehen. Wohin? Doch nur in das Reich der Seligkeit, wo keine Thräne mehr sein wird, keine Noth. Und da weinen wir, daß der Dahingeschiedene dahinein kommt? Schau auf den Wirrwarr, auf den Zwiespalt und die Sünden hier auf Erden! Wer Gott verehrte und dieses Jammerthal verläßt, ist der nicht zu beneiden? Müßten wir nicht froh und fröhlich sein, daß er am Ziele ist? Daß wir es nicht sind, macht allein, weil wir zu sehr an dieser Erde kleben und nicht vermögen, uns im Geiste dahin zu versetzen, wo das herrliche Reich unserer endlichen Bestimmung und Erlösung ist.“

Auf diese Rede schwieg Heinrich anfangs und sann. Dann sagte er:

„Wohl wahr ist's, was du da sagst. Auch ich klebe noch allzusehr an dieser Erde; bin eben ein sündiger Mensch und bring's nicht vorwärts. Du aber bist gut; hast viel gestrebt nach Oben zu Gott und seinen Heiligen wohlgefälligem Wandel für's Kloster. Das hat mir gar oft zu schaffen gemacht und thut's noch heut, daß ich dich Gotte abspenstig gemacht zu irdischer Ehe.“

„Nein nein, Heinz!“, fiel Agnes lebhaft ein, „das war nicht Abspenstigmachen. Gott selbst, der Allgütige, hatte mir einen anderen Weg bestimmt und uns zusammengeführt, und hat mir ein Glück bereitet, davon ich mir früher nie hätte träumen lassen.“

„Du herzliebes Weib!“, rief Heinrich und umschlang sie. „Ich weiß noch jedes Wort, das du zu mir auf'm Kunigstein geredet. Weiß, wie du sagtest: ‚Du könntest Gotte ebenso getreulich dienen, wenn du einem herzgeliebten

Manne seinen Lebensweg versüßtest. Das sei auch Gottesdienst', meintest du; ‚vielleicht ein besserer, als hinter dicken hohen Mauern'. Sieh, Agneta! du hast Recht. Du hattest meine Minne von Jahr zu Jahr je mehre, da du mir lehrtest, auch Gott zu minnen. Und auch heute hast du dies gethan. Das lohne dir Gott und alle seine Heiligen."

Agneta legte ihr Haupt auf seine Schulter und weinte Thränen der Glückseligkeit und doch auch Trauerthränen. Wir sind nun einmal Menschen.

Doch die liebe Gottesschöpfung half auch mit trösten. Die Sonne wollte scheiden. Sie sandt ihre letzten Strahlen hinab in's trauliche Thal und golden erglänzte der breite Fluß zu ihren Füßen im Widerscheine. Der Burgkapelle Glocke läutete den Abend ein. Agneta faltete die Hände und betete still. Als die letzten Töne verklungen waren, wanderte das glückliche Paar gestählt zurück in's Schloß nach Grimma. — —

Der Fürstin Rede auf dem Felsen an der Mulde kam nicht aus Heinrichs Sinn. Glücklich zu preisen sind, die im Herrn sterben. Ob sich dieses Wort festgewurzelt in seinem Herzen, das sollte noch im alten Jahre an ihm erprobt werden.

Der Weinmonat Oktober ward zu einem Monat des Weinens. Burggraf Meinher II. erlag seinem Leiden und verschied sanft und ohne Bewußtsein. An seiner Bahre knieten Dobrita mit ihren 4 Söhnen und weinten. Auch Heinrich kam hinzu.

„Ja, glücklich bist du zu preisen", sprach es in seinem Inneren. Aber als er gedachte, was Alles ihm der große Edle gewesen, da kniete Heinrich an der Bahre nieder und

weinte mit den Weinenden. Er konnte doch nicht den Verlust überwinden; sah er ja auch in Agneta's Antlitz den Zug tiefer Trauer nicht verschwinden. Er zog mit ihr nach Suselitz und blieb ernst und still, bis ihm sein getreues Weib die sanfte Mahnung gab:

„Laß nicht den Schmerz dich allzusehr gefangen nehmen. Wohl mag das Herz noch lange Trauer halten. Doch daß es sich nicht ganz in sie versenke, erdenke dir ein Lied zum Preis des Herrn und daß er sich erbarme.“

Das Wort fand gute Stätte. Heinrich griff zum Psalterium und sang und schrieb, und sann und schrieb weiter, im Geiste seinem Freunde Meinher lebend und seinem Gott und Herrn zugleich. Da ward sein großes Kirchenlied „Kyrie eleïson“ gleichwie im Fluge fertig, sowie sein anderes „Gloria in excelsis Deo“. Und als er Beide von den Afrascholaren nach manchem Proben in Suselitz singen ließ, da strahlten Agneta's Augen glückselig trotz des Thränenstromes.

Der Prior von Sct. Afra aber bat mit dem Cantor so dringlich seinen Fürsten, er möge den Papst um die Erlaubniß öffentlichen Singens in den Kirchen ersuchen, daß Heinrich sich entschloß, dem nachzukommen.





Neunter Abschnitt.

1254 bis 1262.

Der Jänner des Jahres 1254 war längst verstrichen, als der Prior von Sct. Afra sich bei Heinrich melden ließ, ihm eine Kunde zu überbringen. Der Fürst empfing ihn freundlich und fragte nach seinem Begehr. Darauf der Prior anhub:

„Der heilige Vater Innocenz hat unterm 23ten Jänner ein besonder Schreiben an die gesammte Geistlichkeit zu Meissen geschickt, darin er ihr erlaubt, die, wie er schreibt, von dem als Liederdichter bekannten Markgrafen Heinrich dem Erlauchten musikalisch regelrecht und, wie er sich selbst überzeugt habe: wohlklingende Compositio der Kirchengesänge ‚kyrie eleïson‘ und ‚Gloria in excelsis Deo‘ als cantum Deo gratum et hominibus acceptum bei den öffentlichen Gottesdiensten zu gebrauchen. Es ist mir innerstes Bedürfniß, Euch, Herr Fürste, meine innige Freude darüber auszudrücken, wie ich auch von unserem Bischof den Auftrag erhalten, dessen Glückwünsche ob dieser Huld des heiligen Vaters Euch zu überbringen.“

Das war für Heinrich gute Mähr. Er ließ Agneta bitten, herbeizukommen und sich mit ihm und dem Prior

zu freuen. Das ganze fürstliche Haus war frohgestimmt, und auf daß auch die Burggräfliche Familie eine Freude habe, lud er sie insgesammt zu einem Mahle im engsten Kreise ein, dazu der Prior mitgehörte. Wohl waren die Burggräflichen noch in Trauer=Gewand und =Stimmung. Doch als Heinrich dem ältesten der hinterlassenen Söhne mitten im Mahle eine Urkunde überreichte,. darin derselbe als Meinher III. zum Burggrafen von Meißen ernannt ward, da strahlten die Augen Dobrita's freudig und ließen sie des Trauerkleides vergessen. Wohl glaubte die Burggräfin, bestimmt annehmen zu können, daß ihr Sohn Meinher ihrem Gatten im Amte nachfolgen würde. Die Art und Weise aber, mit welcher Heinrich die That vollzog, zeugte von so edler liebevoller Gesinnung und Dankbarkeit für Dobrita, daß diese ihren Freudenthränen nicht zu wehren vermochte.

Meinher III. versprach ganz und gar in die Fußtapfen seines Vaters zu treten. Mit willigen Händen streute er Wohlthaten aus, wo Hülfe wohlthat. Dem Kloster Zelle schenkte er reiche Einkünfte in Schopun und Zehnten. —

In der folgenden Zeit hatte Heinrich sein Augenmerk ohne Unterlaß auf Kräftigung seiner Macht gerichtet; der letzte Blick auf Sophia's Augen war ihm wie eine Kriegserklärung erschienen. Sein unbestreitbares Recht auf Thüringen, das ihm vom König Wilhelm bisher nur mündlich anerkannt war, mußte von diesem auch schriftlich verbrieft werden. Des Erzbischofs von Mainz glaubte er sicher sein zu können. Der Treue der Vögte aus dem Pleißnerlande mußte er sich vorsichtig vergewissern, sein Kriegsvolk in beständiger Übung erhalten. Daß Sophia

alle Hebel ansetzen, auch Verbindungen mit anderen Fürsten anknüpfen würde, war gewiß. So fand er für klug, auch seinerseits Verbindungen zu suchen. Den Grafen von Anhalt hoffte er für sich gewinnen zu können. Von Werth auch konnte ihm Markgraf Johann I. von Brandenburg werden, sei's auch nur, daß dieser bei einem ausbrechenden Kriege wohlwollende Neutralität bewahre. Doch wie ihn hierzu wohlgeneigt machen?

Auf einem Ritt in's Hennebergische, allwo Graf Otto IV., der Dichter und der Bruder von Heinrichs Stiefvater, gestorben war, kam jener Gedanke nicht aus seinem Sinn, bis er endlich glaubte, ein passend Mittel gefunden zu haben: Er konnte seinen Sohn Dietrich mit des Brandenburgers Tochter Agnes verloben.

Der Plan ward reif, doch nicht so schnell, denn drin in seinem Busen wurden Stimmen laut, die sich dagegen erhoben.

Das Gedächtniß ist ein Werkzeug des Gewissens. Ohne all unser Zuthun bringts oft alte Erinnerungen zum Vorschein, die uns mahnen, rathen und abrathen. Mitunter drängt es sich von selbst mit solcher Kraft hervor, daß uns däucht, als hätten wir's mit einer zweiten Person zu thun.

Bei weiterem Nachdenken über die Verlobung mengten sich von selbst Ereignisse in Heinrichs Gedanken, die ihm unliebsam waren, weil sie seinem Plane entgegen standen. Mit einem Schlage trat ihm vor die Seele, wie Constantia bei Berathung von des dreijährigen Albrechts Verlobung betont hatte, wie gut es sei, wenn dieser einst aus freier Herzenswahl und Liebe sich ein Gemahl erkiesen könne. Urplötzlich auch meldete sich die Erinnerung, da Lips nach

seinem Kopfe Blidhilt verehelichen wollte und er, als achtzehnjähriger Markgraf und neuer Ehemann dem Schmied gesagt: Thorheit, Lips! mach keinen dummen Streich! Wenn eine lobesame Ehe daraus werden soll, muß auch die Maid dem Auserwählten gut sein."

Aber all diese Mahnungen paßten ihm nicht in seinen Plan, sie wurden ihm unbequem. Darum redete er sich ein, es geschähe doch Alles nur zum Wohle Dietrichs, dem er gesicherten Landbesitz hinterlassen wollte. Auch war des Brandenburgers Tochter schön und sonach stand zu erwarten — — ‚Ja!', rief hier eine Stimme wieder, ‚Constantia war auch schön, und doch —'. „Ach was! das war ja damals ganz anders und ist nicht zu vergleichen mit dem Jetzt." — ‚Und wie stand es um dich mit Libgart?' — „Knabenträume! unreife Jugendthorheit!" — — ‚Und hast du nicht aus freiem Herzenstriebe Agneta erwählt?'

Fort, fort! Er trieb dem Pferde die Sporen in den Leib und jagte über Stock und Stein und über alle Skrupel, also, daß sein Gefolge eilen mußte, ihm nahe zu bleiben. —

Nach dem Begräbniße Otto's von Henneberg hatte Heinrich ein lang Gespräch mit seinem ihm lieben Stiefbruder Hermann. Es war ein politisch Gespräch, dabei Graf Hermann den Gedanken blicken ließ: „Wie wär's wenn Du den Brandenburger Dir verbinden könntest? Ich halt's für wichtig und werthvoll." — Der Rath paßte in seinen Plan und ließ die Stimmen des Gewissens verstummen. —

Mit Dietrich ritt er darauf in prächtigen Gewändern mit vornehmen Gefolge zu Johann von Brandenburg.

Der zeigte sich gar wohl geneigt; auch seine Tochter Agnes schien dem kräftigen Knaben Dietrich huldsam zu sein. Dieser aber kümmerte sich nicht im Geringsten um die junge Maid, also, daß Heinrich besorgt ward und schon einen Machtspruch sprechen wollt, als sich was Sonderliches ereignete. Helene, Agnes Schwester, kaum 13 Jahre alt, war munterer als jene und ließ sich Dietrichs häufige Unterhaltungen wohlgefallen. Ihres fürstlichen Ranges vergessend, haschte sie sich mit Dietrich im Garten, und als dieser des holden Mägdleins endlich habhaft ward, hielt er sie mit der flachen Hand am weißen Nacken fest, hob mit der anderen Helene's Kinn empor und gab ihr flugs einen frischen Kuß auf den rothen Mund. Das Alles hatte Markgraf Johann vom Fenster aus mit angesehen, eh' er's hindern konnte.

Bald darauf trat Dietrich vor seinen Vater und sagte: „Herr Vater! Die Agnes mag ich nicht. Aber Helenen bin ich gut. Die will ich haben."

Der Brandenburger, als er dies gehört, lachte laut und sagte zu Heinrich: „Bruder! 's ist doch ganz gleich, durch welche wir unsre Häuser verbinden. Mag Dietrich die Helene nehmen."

Am andren Tag schon fand feierliche und urkundliche Verlobung statt mit großem Pomp, also, daß man auch von der Prachtentwicklung Heinrichs und dessen stattlichen Gefolges sprach, und diese Kunde weiter drang bis zu Sophia. —

Als Heinrich mit den Seinen wieder heimritt, ließ er lange Zeit den Kopf tief hangen. Dann athmete er frei auf und sagte vor sich hin, doch laut:

„'s ist besser so!" Und als Graf Kirchberg und Meinher III zu gleicher Zeit fragten: „Herr Fürste, was meinet Ihr?"

Da gab er freundlich zur Antwort:

„Liebe! ich hatte soeben mit mir selbst gesprochen." — —

Zurückgekehrt in's Meißnische, war Heinrichs erste Sorge, einen Ort ausfindig zu machen, der sich durch seine natürliche Lage und durch gute Verbindung mit festen anderen Orten zu einem Feldlager eignete. Hierzu bestimmte er Ottstädt.*)

Rastlos durchstrich er darauf seine Lande, zu inspiciren, ob allenthalben die Kriegsübungen gepflegt würden, bis etwas geschah, das ihn zur Beschleunigung weiterer Schritte nöthigte,

Kaiser Konrad war am 21. Mai im Lager bei Lavallo gestorben, nachdem er vor seinem Ende seinen Halbbruder Manfred bestimmt hatte, für ihn einzutreten.

Das änderte mit einem Schlage die ganze Lage Deutschlands. Von jetzt an sollte eine lange kaiserlose Zeit beginnen, die es Sophia und ihrem Anhange im Volk und unter Fürsten leicht machen konnte, ihren hartnäckigen Plan durchzuführen. Wohl galt König Wilhelm's Macht nicht viel im Reiche; aber jetzt, nach dem Tode seines Gegners, mußte sein Ansehen steigen.

Zunächst traf Heinrich in Ottstädt mit dem Erzbischof von Mainz zusammen. Gedemüthigt durch des Papstes früheres Interdikt und Feind Sophia's, belehnte er Heinrich nunmehr definitiv mit den Mainzischen Besitzungen in Thüringen und Hessen, die schon Landgraf Heinrich Raspe

*) im Weimarischen.

besessen. Auch erhielt er das Mainzer Marschallamt, so daß er von dieser Seite her vollständig gesichert war.

Noch selben Monats folgte Heinrich einem Rufe des Königs Wilhelm nach Merseburg. Hier erhielt er vom König urkundlich die verbrieften Rechte auf Thüringen.

Wieder nach Ottstädt zurückgekehrt, kam der Graf von Anhalt dahin, um ihn, nach früheren Abmachungen, seines Beistandes zu versichern.

Im September aber beschied der Markgraf die Vögte Heinrich de Wida, Heinrich de Plauen, und Heinrich de Gera ins Schloß zu Grimma, allwo ein Vergleich geschlossen ward, darin sie sich zu fester Verbindung mit ihm einigten.

Noch galt es, den engeren Pflichten der Landesregierung obzuliegen. Mit großer Unermüdlichkeit vergaß er deren kleinste nicht. In Leipzig besichtigte er mit Eifer die Schule zu Sct. Thomas, welche angefangen, auch Bürgerkinder aufzunehmen und so sich nutzbarer zu machen für weitere Kreise. Bald regierte er in Dresden, daß noch keine Schule hatte bald in Rochelitz, in Eisenberg, Liebenthal und anderen Orten mehr.

So endigte das Jahr mit Ordnung in der Mark, mit sorgfältiger Vorbereitung auf das Kommende. — — —

Im neuen Jahre 1255, nachdem Heinrich am 1. Jänner vom Tharand aus die Stadt Freiberg mit Obergerichten belehnt hatte, genoß er ungestört des vollen Glückes mit Agneta und seinen Kindern. Daß sein Gemahl kinderlos geblieben, kümmerte ihn nicht mehr, da er sah, wie Agneta die beiden Söhne gleich eigenen liebvoll behandelte und in der Zucht der Heiligen erhielt. Auch der Kunst gab sich Heinrich wieder hin. Bald ließ er den Singechor von St. Afra zu sich kommen, bald laß er den Seinen Neues vor, was

die Dichtkunst Ulrichs von Lichtenstein geboten. Agneta konnte nicht genug von ihm hören, da Ulrich die Frauen gar hoch schätzte. Deß freute sich Heinrich und sagte:

„Das Weib, wie er's im Sinne hat, ist edel und fein, da er doch schreibt:

Das Weib, das rein ihr Herze hat
Und schämt sich jeder Missethat,
Daß muß wohl sein ein Himmelreich,
Und nichts kommt ihrem Reize gleich.
Wer je in dieses Herzens Grund
Mag kommen, höre wohl die Kund':
Daß solch ein reines Herze kann
Sich öffnen nie dem bösen Mann.

Und abermal:

Wenn sich Lieb' zu Liebe findet,
Hohen Muth sie dann verleiht.
In der Beiden Herzen windet
Mai die Kränze allezeit.
Trauern will die Liebe nicht,
Wenn sich Lieb' mit Lieb' verflicht.

Wenn zwei Lieb' einander meinen,
Ohne Falsch das Herz begehrt,
Und sich Beide so vereinen,
Daß die Liebe stetig währt,
Die hat Gott einander geben
Für ein wonnereiches Leben.

Du siehst: Ihr Frauen könnt zufrieden sein mit Ulrich;" und, fuhr er weiter fort: „Doch daß der Schalk nicht ein einzig Mal die Männer lobt, verdient großen Tadel."

Agneta ward von des Gemahls Munterkeit angesteckt und sagte schelmisch lächelnd:

„Das macht, weil wir Frauen preiswürdiger und erhabener sind als ihr Männer. Daß Ulrich dies begriffen und ergriffen, das hebt ihn hoch über sein Geschlecht."

„Meinst Du?“ fragte Heinrich unter Lachen. „Was sagst Du — das möchte ich wohl hören — was sagst Du dann zu Ulrichs Liedlein, das also beginnt:

Die Frauen sind gar wunderlich!
Sie wollen, daß man stetiglich
Zu Willen sei. Wer so nicht minnt,
Dem werden sie nicht wohlgesinnt.“

„Das kann er nicht geschrieben haben!“ rief Agneta. „Das hat mein Herr Gemahl dazu gesetzt.“

„Und doch hat's Ulrich so erdacht,“ entgegnete Heinrich, immer mehr erheitert. „Schau her! Ulrichs Gedichte hat mir der selige Burggraf Meinher hinterlassen, und hier, da die Rede von den wunderlichen Frauen ist, ersiehst Du Ulrichs eigene Unterschrift.“

„Wahrhaftig!“ rief Agneta erstaunt. Dann fuhr sie munter fort: „Wenn ich nur so wie Du und Ulrich dichten könnt, dann solltet Ihr Männer sehen, daß ich dem Ulrich hierauf gehörig zu antworten verstünde“.

Jetzt lachten auch Albrecht und Dietrich mit, obgleich noch im Bereiche großer Knaben stehend, und es gab nach langer sorgenvoller Zeit wieder eine frohe Stunde.

Auch kam alsbald ein Schreiben aus Rom an, datirt vom 17. Februar, darin der Papst die Genehmigung zur Gründung des St. Claren-Klosters zu Suselitz aussprach.

Nunmehr gab's neben anderen Geschäften viel Arbeit mit der Änderung des Schloßbaues. Heinrich ließ aus Zittau, in diesem Jahr zur Stadt geworden, geschickte Steinmetze kommen, aus der Nähe Maurer und Zimmerleute und hätt' am liebsten selbst mit bauen helfen.

Sophia rührte sich noch nicht. So übertrug er denn die Statthalterei von Thüringen einstweilen Hermann von

Henneberg. Und weil er seinen Albrecht gar so lieb hatte, gab er den Sohn mit, auf daß er frühzeitig ein Land regieren lerne. So zogen Beide auf die Wartburg.

Daß hier besondere Wachsamkeit vonnöthen war, zeigte schon das folgende Jahr. Sophia hatte sich mit Herzog Albrecht von Braunschweig verbündet. Noch unternahmen Beide nichts gegen Heinrich. Ihr Feldzug galt dem Erzbischof Gerhard von Mainz. Schon am 16. Januar kam es nach manchen Einzelgefechten zur Hauptschlacht bei Vollnstädt. Hier ward Gerhard auf's Haupt geschlagen und mit vielen seiner Vasallen gefangen genommen. Des Erzbischofs Verwandten, den Grafen von Eberstein, ließ der Herzog grausam hängen, um einer Beleidigung willen. Die ganze Geistlichkeit zu Erfurt hielt Prozession auf den Petersberg für Gerhards Befreiung. Es half nichts. Der Braunschweiger hielt den Erzbischof in strengem Gewahrsam.

Trotz des bedenklichen Zustandes fand Heinrich für angemessen, die Vermählung seines Sohnes Albrecht mit Margarethe vollstrecken zu lassen. Sie zog mit in die Wartburg.

Wenn auch zur Zeit ein Vorgehen Sophia's gegen Heinrich noch nicht zur That ward, so richtete doch der Markgraf unter Vargula's Beihülfe ein festes Feldlager bei Ottstädt ein. Beunruhigender noch als das war der Tod des Königs Wilhelm.

Zwar ward nicht lang nach seinem Tode eine Neuwahl vorgenommen, doch nur, um das Reich noch mehr zu zerspalten. Die Welfen wählten den englischen Prinzen Richard von Cornwallis, die hohenstaufisch Gesinnten den König Alfons von Castilien. Doch letzterer kam nie nach Deutschland, Richard nur wenige Male. Das benutzten

die Fürsten Deutschlands, zu versuchen, ihre Länder zu vergrößern.

So mußte denn Markgraf Heinrich in dreifacher Beziehung auf der Hut sein: Gegen Sophia, gegen jene Parteien und gegen die Gelüste einzelner Nachbarfürsten. Mit Scharfblick beobachtete er die heillosen Zustände, entschlossen, wenn es ihm an den Kragen ginge, mit aller Wucht loszuschlagen. Dem Parteienhader ob der Königswahl mußte er sich angesichts der beiden anderen Feinde fern halten. Seine Fürsorge für's Land ließ er dabei nicht im Geringsten außer Acht. Zu jener Zeit, wo Gesetze äußerst selten waren, viel nach Willkühr gehandelt ward und im Interregnum selbst die Fürsten willkürlich verfuhren, that es doppelt noth, in den bürgerlichen Verhältnissen Ordnung zu schaffen. Und darin zeichnete sich Heinrich als getreuer Landesvater vor allen anderen Fürsten aus.

Im selben Jahre 1256 arbeitete Heinrich bestimmte Regelungen aus, welche der Willkür und Verwirrung ein Ende machten; so auch für die Stadt Altenburg. Es wurden die Gerichtsgebühren geordnet und fest bestimmt. Dem Schulzen gab er 12 Geschworene zur Seite. Wer Tödtung begangen, aber nicht beweißkräftig bei der That ertappt war, bedurfte keiner Bürgschaft, dafern er innerhalb des Weichbildes eine Besitzung von 10 Pfund hatte. Ohne Antrag eines Klägers sollte der Schulze keine Untersuchung wegen eines Verbrechens verhängen, da hierbei häufig unbeschreiblich Unrecht gegen Unschuldige begangen ward. Was Jemand vor dem Schulzen und der Mehrzahl des Rathes zugesagt, konnte er später gegen deren Versicherung nicht mehr leugnen. Das Schulden-

wesen ward nebst der Beweiskraft geordnet; der gerichtliche Zweikampf aufgehoben. Die Güter eines flüchtigen Mörders wurden bis zur Sühne des Verbrechens zum Fiskus eingezogen; doch die Ehefrau erhielt ihre Güter zurück. Ferner kam in die Art des Klagens feste Ordnung. Niemand durfte für Geld oder Geldeswerth eine Anwaltschaft übernehmen oder übertragen. Dagegen war auch verboten, abzulehnen, wenn Jemand gebeten ward, für eine Sache unentgeltlich zu sprechen. Auch die Art der Beweisführung ward verbessert, das „Gottesurtheil“, gleich dem gerichtlichen Zweikampf, abgeschafft, da doch schon Papst Honorius III. die Probe des glühenden Eisens streng verboten hatte als Gottversuchung.

Heutzutage erscheint uns alles das als nichts Absonderliches. Wer aber in den Geist der damaligen Zeit mit ihren oft entsetzlichen Zuständen sich zu versetzen weiß, wird Heinrich den Erlauchten preisen ob seines durchgreifenden rechtlichen Sinnes und hohen Verstandes. Wir werden noch manchen Proben hiervon begegnen.

Mit Heinrichs Vorsichtsmaßregeln wohl bekannt, war auch Sophia nicht unthätig geblieben. Schon früher hatte sie den um politischer Interessen willen beliebten Kinderschacher betrieben, indem sie ihr Töchterlein Elisabeth mit Herzog Albrecht von Braunschweig verlobte, deßgleichen ihren zehnjährigen Sohn Heinrich, das Kind, mit Adelheid, des Herzogs Schwester. Aber noch immer getraute sie sich nicht, gegen Markgraf Heinrich vorzugehen; ihre Heeresmacht mußte noch stärker werden. Dazu kam noch, daß, nachdem im Jahre 1257 Richard von Cornwallis zum König gewählt worden war, dieser den Erzbischof Gerhard,

Sophia's Gegner, aus der Gefangenschaft befreite. Das mahnte die Herzogin zu doppelter Vorsicht.

Der Stillstand und das nunmehr friedliche Verhältniß zu Erfurt vergönnten dem Markgrafen, ein Familienfest ungestört zu feiern. Margarethe hatte am 21. März jenes Jahres ihrem Gemahl Albrecht ein Söhnlein geschenkt, das den Namen Heinrich erhielt. Der Markgraf und die Seinen wohnten in der Wartburg dem feierlichen Taufakt bei. Hier fand der junge Großvater mehr denn je Gelegenheit, Margarethe's Sanftmuth und Anmuth zu bewundern. Mag wohl zu seinem warmen Wohlwollen für sie auch die Erinnerung an ihren hohen Vater, Kaiser Friedrich, mit beigetragen haben. Erfreut, im Hause seines Sohnes Glück und Frieden gefunden zu haben, reiste er mit Agneta und Dietrich zurück in's Meißnerland, hier seines Amtes als Landesherr waltend. Bald weilte er in Meißen und beim Bau in Suselitz, bald in Weißenfels, Naunhof bei Grimma und Altenburg. Agneta hielt sich gern in der Veste Meißen auf. Hier fand sie ihren liebsten Umgang mit Dobrita, die trotz des Unterschiedes der Jahre und des Ranges die alte Anmuth und freundliche Hingabe an's Fürstenhaus bewahrt hatte. Dobrita ward der Markgräfin unentbehrlich, also, daß Heinrich heiter zu der Burggräfin sagte, er hätte alle Ursach, eifersüchtig zu werden, da sie ihm Agneta's Herz ganz und gar entzöge.

Der häusliche Himmel blieb heiter wie der blaßblaue draußen; auch zu Beginn des neuen Jahres 1258. Frau Musika führte den Singechor der Schule zu Sct. Afra oft in die markgräfliche Burg und Frau Dobrita und ihre Schnur Sophia hörten gern zu, zumalen einer der Schüler gar wonnig sang, also, daß der Cantor selbst ihn dem

Fürsten lobte. Als Heinrich fragte, weß der Knabe sei, berichtete der Cantor, sein Vater sei der Rathmann gewesen, der einst in die Elbe gefallen und ertrunken sei, als ein groß Ungewitter im Thale gehaust.

„Ganz recht!" sagte Heinrich darauf. „Seine Wittwe ist eine Schwester Aeschard's. Geht's ihr gut?"

„Ja, Herr!" entgegnete der Cantor. „Sehr gut! denn sie ist vor einem Jahre in's Reich der ewigen Seligkeit geschieden."

„Also ein Waisenkind", sagte Agneta voll Mitleid und rief den Knaben Heinrich zu sich. Während sie ihm freundlich die blonden Locken strich, berichtete der Afrakantor dem Fürsten:

„Er ist ein heller, offner Kopf und — was ebenso viel werth ist — gar fleißig. Kann sagen, 's ist unser bester Schüler, aus dem dereinst was werden kann."

Der Markgraf ließ die jungen Sänger wohl verpflegen. Dem Cantor aber gab er ein artig Sümmlein mit, davon er dem Heinrich Angolf von Zeit zu Zeit gebe, was ihn vergnüge. Was dies sei, werde der Cantor am besten wissen.

„Nicht nach des Gaumens Gelüsten steht sein Sinn", erzählte der Cantor; „er will nur immer Verslein lesen und lernen und aufschreiben, daß er sie für sich behalte. Dabei er aber auch gar emsig auf gelahrte Sachen hört".

Nach kurzem Überlegen sagte Heinrich:

„Ich kann des Tages nicht vergessen, da Aeschard mir mit seiner Ehefrau die Chronika überreichte, welche der Aeschardin Vater, Wernt Rissel, verfaßt. Die Schrift, mit vielem Fleiß geschrieben, hat meinen Geist gar oft vergnüget. Deß will ich auch an Aeschards Schwestersohn

gedenken. Mein neuer Protonotar Withego mag eine Urkunde schreiben, darin dem kleinen Heinrich ein Sümmlein ausgesetzt wird, die er von mir oder meinen Erben erhalten soll, sobald er mündig wird."

Die Unterhaltung und der Gesang konnten nicht weiter geführt werden. Ein Domherr ließ sich melden. Der brachte die Nachricht, daß Bischof Conrad im Sterben liege und den Herrn Fürsten noch zu sprechen wünsche. Sogleich entfernte sich die jugendliche Sängerschar und Heinrich ging zur bischöflichen Burg. Er traf den Todtkranken noch bei vollem Bewußtsein und hielt sich kaum ein halb Stündlein bei ihm auf. Dann ward Conrad ganz matt. Der Decan wollte wissen, der Bischof hätt angesichts des nahen Todes versöhnlich vom Markgrafen Abschied genommen.

Am nächsten Tage, d. i. am 6. Januar hatte der geistliche Oberhirt seine Seele ausgehaucht. Bald darauf ward seine Hülle im Dome beigesetzt.

Heinrich konnte der Feierlichkeit nicht beiwohnen. Ihm war die erstaunliche Kunde zugegangen, König Ottokar II. von Böhmen sei plötzlich mit einem Heere eingedrungen und habe auf einen Handstreich die Vögte von Weida, Plauen und Gera unterworfen ohne vorausgegangene Kriegserklärung. Eingedenk seiner Vereinigung mit den Vögten, reiste Heinrich mit Withego, Meinher III. und dem von Herstein eilig in jene Lande. Nur 6 Reisige begleiteten ihn.

Heinrichs plötzliches Erscheinen mitten im Feldlager hatte den König verblüfft, des Markgrafen entschiedenes Auftreten ihn bestimmt, die Lande wieder zu räumen. Er hatte nichts von der Vereinigung gewußt. Bei Ottokars

bloßer Willfährigkeit ließ es Heinrich nicht bewenden. Sein Verwandter mußte ein von Withego verfaßtes Schreiben unterzeichnen, darin der Böhme versprach, das Gebiet der Vögte künftig unangefochten sein zu lassen.

Während beide Fürsten noch miteinander verkehrten, war unterdes ein neuer Bischof gewählt worden. Im Domcapitel hatte bei der Wahl große Zersplitterung geherrscht, da nicht wenige der Domherren beflissen waren, einen ihres Geschlechts durchzubringen. So kam es, daß Albert, aus dem Stamme der Herren von Mozin *), als Bischof Albert II nur mit 5 Stimmen gewählt ward.

Die Wahl war dem Markgrafen nicht gleichgiltig. Mit Befriedigung erkannte er in Albert einen friedfertigen frommen Mann. Auch das Jahr blieb friedlich. Das Meißner Franziskanerkloster war fertig gestellt. Das Gut Nimbschen bei Grimma ward von Heinrich angekauft und der Bau eines Klosters dort angefangen. Von Albrecht auf der Wartburg gelangte Ende des Jahres die freudige Kunde gen Meißen, daß ihm ein zweiter Sohn geboren sei, dem er den Namen Friedrich gegeben. Die Nachwelt nannte ihn den „Freudigen".

Erfreut über die Vermehrnng des Stammes, verlieh Heinrich seinem erst achtzehn Jahre alten Sohne Albrecht vorläufig den Titel „Landgraf in Thüringen und Pfalzgraf von Sachsen." —

Gleich einem verborgenen Brande, der nur eines Luftstromes harrt, um in helle Flammen auszubrechen, hatte Sophia's Sinn gelauert, einen passenden Vorwand zum Kriege zu finden. Den Vorwand fand sie in jener Titulatur. Als das Jahr zu Ende ging, forderte sie mit

*) Mutschen.

großer Bestimmtheit Thüringen zurück Ebenso bestimmt und kurz wies Heinrich ihr Verlangen zurück.

Jetzt loderten die Flammen hoch empor. Anno 1259 begann ein jahrelanges Ringen und Kämpfen um den Besitz von Thüringen. Sophia und der Herzog von Braunschweig rückten mit ihren Heeren ein und brachten etliche der Edlen auf ihre Seite. Deren Vesten hatte Heinrich in kurzer Zeit gebrochen, die Feindlichen bald hier, bald dort derartig geschlagen, daß sie nicht wagten, allsogleich wieder vorzudringen. Ehe sie zur Besinnung kamen, verwaltete Heinrich unermüdlich sein Meißnerland. Er betraute seine Söhne Albrecht und Dietrich immer mehr mit Regierungsgeschäften, kümmerte sich um den Bau des Klosters Suselitz und inspicirte seine zurückgelassenen Streitkräfte in Schonenberg*), Eckartsberga, Freiburg. Auch ein Landding hielt er zu Kolmen ab. Hier aber ward ihm klar, wie schleppend und hinderlich die ganze Verfassung war, sobald er im Kriege mit einem Nachbarstaate stand.

Nunmehr hob er die Landesversammlungen auf — das Kolmener Landding war das letzte —; Rechtssachen wurden vor den Hof gezogen, wo Freie und Dienstmannen das Hofgericht bildeten. Der Genehmigung des Landes in Landessachen entschlug er sich und bediente sich dafür des Beirathes seiner geheimen Räthe, genannt die „Heimlichen". Wo die Schöffenbaren mählich aufhörten, erlangten die Ministerialen um so größere Rechte.

So nur vermochte Heinrich schneller zu regiren, im Kampf zu leben und doch des Landes Einzelwohlfahrten nicht zu vernachlässigen.

*) Schönberg.

Noch empfing er halbfreie Bauern aus Grumbach bei Wielandistorf*), die größere Freiheit haben wollten. Er gab sie ihnen, beschenkte das fertige Kloster Marienstern und ritt darauf zurück zum Kampfplatz.

Auch im neuen Jahre 1260 dauerte der Krieg fort. Mit zäher Ausdauer begannen Sophia und der Braunschweiger wieder und immer wieder in's Thüring'sche einzufallen und zu verwüsten. Heinrich züchtigte sie scharf und trieb sie zurück. Hätte er nicht Bargula gehabt, deß Name schon dem Fremden Kriegsvolk Schrecken einjagte, so würde Heinrich kaum Zeit gefunden haben, sich um andere Dinge noch zu kümmern. So aber ward ihm möglich, seinen Neffen Ottokar von Böhmen in dessen Krieg gegen den Ungarkönig Bela IV. kräftig zu unterstützen, wobei er erfuhr, daß Ulrich von Lichtenstein an Ottokars Seite stand; ferner in Dreßden ein Hospital zu gründen und mannigfache Urkunden zu bestätigen. An Stelle des verstorbenen Dompropst Heinrich war Siffried gewählt worden. Der von Borutz hatte „im Umgang" des Domes eine Kapelle gestiftet, dem heiligen Andreas geweihet. Von Allem mußte dem Markgrafen genaue Kunde gegeben werden.

Selten nur war es Heinrich vergönnt, seinem Gemahl Agneta zu leben. oder Dobrita zu besuchen. Aber er wußte, daß Beide ein Herz und eine Seele waren und sich gegenseitig Schutz. Das hielt ihm die Hände frei.

Mitten im Kriegsgetümmel ward seinem Sohne Albrecht ein drittes Söhnlein geboren, dem dieser den Namen Dietrich gab. Gern hätte Heinrich Agneta bei

*) Wilsdruff.

der Feier der Taufe gehabt, doch war hieran nicht zu denken. Der Kampf um Thüringen machte es unmöglich.

Sophia hatte sich neue Verstärkungen zu verschaffen gewußt und drang im nächsten Jahre mit ihren Verbündeten abermal vor. Doch Heinrichs Wucht und Geschicklichkeit vereitelten die Mühen der Herzogin. Mit starken Schlägen lichtete er die Reihen der Feinde, also, daß ganz Thüringen in seinen Besitz kam. Nur Eisenach und einige feste Schlösser mußten noch genommen werden. Die Stadt war nicht so leicht zu erringen. Dazu kamen heftige Schneegestöber. Doch was kümmerten diese den Markgrafen. Gerade, als am 24. Januar des Jahres 1261 das Schneetreiben am heftigsten tobte, erstieg Heinrich trotz allem Wind und Wetter mit seinen Mannen Eisenach beim hohen Bergfried und Barfüßlergarten. Die feindliche Besatzung der nahen Burg Mittelstein stand vorn in Erwartung zusammengedrängt, zu schauen, wie es mit Eisenach noch werden würde. Dessen war Heinrich wohl inne geworden. Mitten im Sturme auf Eisenach schickte er den Burggrafen Theoderich von Kirchberg und den von Metzsch mit Mannschaft, unbeobachtet von jener Besatzung, nach der Rückseite von Mittelstein, da wo der Hohnstein steht und es am steilsten war. Während die Erstürmung der Stadt immer hitziger ward und die Besatzung der Burg immer begieriger zu schauen, erstiegen Kirchberg und Metzsch die Burg Mittelstein und nahmen die Feinde gefangen. Unterdessen war Heinrich der Stadt Herr geworden. Die hartnäckigsten der Bürger, die von jeher gegen den Markgrafen gewühlt und gehetzt, ließ dieser enthaupten. Die Eisenacher mußten ihm, dem Unbezwinglichen, huldigen.

Burg Mittelstein ward theils verbrannt, theils niedergerissen, in der Folgezeit die Veste Frauenberg, wie auch Eisenachsberg erobert und zerstört. In Eisenach aber, dessen Bürgern Heinrich nie recht traute, ließ er mitten darin eine Veste erbauen, genannt die Klemme. Dann wandt er sich zu anderen Burgen, berannte und eroberte sie und ließ die Thüringer das meißner Schwert fühlen, also, daß beim Eintritt der wärmeren Jahreszeit niemand muckste. Sophia's Macht schien gebrochen zu sein. Dazu kam noch, daß der neue Erzbischof Wernher von Mainz die Herzogin sammt deren Sohn um etlicher Besitzungen und des Umstandes willen, daß Sophia ihren Sohn Landgraf nannte, exkommunicirte. Auch das schadete ihr. Dennoch fand Heinrich für gerathen, annoch dort zu verweilen, um etwa ausbrechenden Einzelflammen mit starker Hand den Garaus zu machen.

Unterdessen ging es im Meißnerlande wohl friedlich zu, doch darauf sonderlich.

Bischof Albrecht II. hatte längst erfahren, welche Pflege Markgraf Heinrich der Erlauchte dem Singerchor der Sct. Afra-Schule angedeihen ließ, ja, daß dieser zur Verfeinerung des Sanges selbst mit eingegriffen. Wie ärmlich stand's dagegen mit dem Knabenchor des Domkapitels. Wohl hatte auch der jetzige Bischof dem Chorherrenstift von Sct. Afra seine ganze Huld zugewandt, da hier nur löbliche Sitten herrschten; doch sollte darum um so mehr die Domschule emporgebracht, der Sang der Chorknaben kein schlechterer sein, als der von Afra. Darum berief er den kundigen Sangmeister Hugo; der sollte den Gesang in Sct. Afra leiten, den in der Domschule verbessern. Succentor Hugo kam; er leitete und besserte, und hatte

es bald dahingebracht, daß beide Chöre zusammen in vollem Tone Heinrichs Kyrie eleïson und Gloria in excelsis Deo fürtrefflich vorzutragen verstanden.

Der Bischof freute sich darob und ordnete an, daß diese Kirchensänge im Dom vor allen Bewohnern der Veste und Sct. Afra's vorgetragen werden sollten, darauf auch in der Stadt in der Kirche zu unsrer lieben Frauen.

Haben da die Bürger der Stadt und deren Frauen gestaunt ob solchen Sanges, also, daß sie nicht wußten, was sie mehr bewundern sollten, die Komposition oder die Ausführung seiten des vollkräftigen Doppelchores. Da war vor andächtiger Rührung manch Auge feucht. Gnutzel, der Töpfer, weinte unverhohlen, und sogar Wigelbein, der neben ihm saß, hatte Mühe, die Thränen zu unterdrücken. Der edle Sang bewegte sein Herz also, daß er im Gegensatz zu früher ganz freundlich Gnutzel zuflüsterte: „Töpper, das war schön!".

Der Vortrag der Kirchengesänge im Dom hatte einen würdigen Verlauf genommen. Anders in der Stadtkirche. Noch ehe das Gloria etc. zu Ende gesungen war, entstand unter den am Ausgange sitzenden Zuhörern eine nicht unbemerkt gebliebene Bewegung, die sich mählich der Übrigen bemächtigte. Wohl gab man sich Mühe, sich ruhig und anständig zu verhalten, doch als der letzte Ton verklungen, brach die Bewegung nunmehr um so lebhafter aus. Ein Priester fragte nach der Ursache und erhielt zur Antwort, die Geißler seien bei Leipzigk in's Meißnerland gedrungen; schon näherten sich etliche Rotten der Stadt Meißen.

Der Priester eilte, dies dem Bischof zu vermelden. Hier kam er nicht allsogleich an, jener hatte vornehmen Besuch aus dem Norden des Reiches. Doch als der

riester wissen ließ, es sei dringlich, ließ Albrecht ihn ein, gab ihm auch alsbald das Wort, nachdem er erfahren, daß der Bericht für Aller Ohren sei.

Als der Bischof von der Geißler Vordringen erfahren, runzelte er unmuthig die Stirn und trug dem Priester auf, den Burggrafen Meinher III. um sein Erscheinen zu ersuchen.

Der Fremde wußte nicht, woran er war; von Geißlern hatte er noch nie etwas erfahren, doch schien ihm aus der Hast der Meldung hervorzugehen, es handele sich hier um wilde kriegslustige Scharen.

„Nein, nein!“, gab der Bischof auf des Fremden Befragen zur Antwort. „Sie schaden Niemand an Hab und Gut, doch vergiften sie die Seelen. Im vorigen Jahre 1260 traten zuerst in Italien die Geißlerbrüder auf. In ihrem Lande herrschten viele Laster und Verbrechen dermaßen, daß zunächst in Perugia die Gemüther der Einwohner eine gewaltige Reue überfiel, die schließlich in allen Völkern Italiens zum Ausbruch kam. Die Furcht Christi erfaßte die Leute beiderlei Geschlechts so sehr, daß Edle und Unedle, Greise und Jünglinge, Frauen und Mädchen, selbst Kinder bis herab zu fünf Jahren, halbnackt paarweise durch die Lande walleten, dabei ihre bloßen Nacken mit Geißeln aus Lederriemen blutig schlugen und den Herrn anriefen um Barmherzigkeit und Gnade. So zogen sie Tag und Nacht, in Hitze und Kälte dahin zu Tausenden, angeführt von Priestern mit Kreuzen und Fahnen. Die sich Feind waren, versöhnten sich. Räuber und Wucherer gaben ihr unrecht erworben Gut wieder her. Obgleich in Deutschland nicht geduldet, fanden sie doch auch hier genug Anhänger. Ihre Grundsätze aber

und Gebräuche arteten immer mehr aus. Sie schrieben den Geißelungen weit größere Wirkungskraft zu, als den heiligen Sacramenten, sahen die grausamen Bußübungen als verdienstliche Werke der Sündentilgung an nnd behaupteten, man könne hiermit sogar Verdammte aus der Hölle erlösen und werde absolvirt von allen Sünden, schon wenn man einen Monat in ihrer Sekte bliebe. Da sie nun noch dazu in Kirchen Unfug trieben, so sind sie als Irrlehrer und Ruhestörer verrufen und verfolgt. Darum muß ich —“

Hier ward der Bischof durch die Anmeldung Meinher's unterbrochen. Der junge Burggraf trat ein und theilte nach des Bischofs Eröffnungen diesem mit:

„Bischof Dietrich von Naumburg, meines Herrn und Fürsten Bruder, hat eiligst dem erlauchten Markgrafen Kunde zugehen lassen, daß die Geißler bei ihm eingezogen und sich nach Leipzig gewandt. Darauf ließ unser Herr die Schar durch den von Gnanstein vertreiben. Die Geißler haben sich jedoch wieder gesammelt, wenn auch nur in kleineren Gruppen, und ziehen jetzo auf Meißen los. Mir ward darum der Auftrag, die Sektirer gen Böhmen zu verjagen.“

Desselben Tages noch sprach Bischof Albrecht die Exkommunikation über die Geißler aus und ließ das Edikt weit in die Lande hinaus verbreiten. Meinher aber hatte die Ritter Bernd und Deinhard von Russewin mit Reisigen ausgeschickt und zog mit seinen Mannen selbst aus, sodaß viele Hunderte der Geißler von 3 Seiten umstellt und gezwungen wurden, ihre Wanderung über Meißen nach der Böhmergrenze zu nehmen.

Als sich die Geißler bei Meißen zur Rast gelagert, strömten dessen Einwohner in Scharen hinaus; es hieß, die Sectirer ruheten auf der nassen Aue.

Hier bot sich den Neugierigen ein sonderlich Bild dar. Sämmtliche Geißler, Männer und Jünglinge, Frauen und Jungfrauen, Alt und Jung, waren am Oberkörper nackt bis auf die Lenden. Einige ruheten, andere standen und heulten Bußlieder, wieder andere schlugen sich den nackten Leib mit dreischwänzigen Geißeln, also, daß man die rothen Striemen sehen konnte. Auch waren unter ihnen etliche, welche den Meißnern predigten und sie aufforderten, mit zu ziehen. Die Zuschauer waren theils verblüfft, theils voll des Spottes, theils ergrimmt. Solch wahnsinnig Gebaren fand in den Meißnerlanden keinen Boden. Schon wollten etliche der Bürger sich an sie machen, um ihnen mindestens die Geißeln wegzunehmen, als Meinher die Irregeführten nach einstündiger Rast weiter wandern ließ, nicht duldend, daß der Pöbel sie mit Rohheiten belästigte. Zurufe, wenn auch nicht schmeichelhafter Art, wurden zugelassen und belacht, vornehmlich Wigelbeins Bemerkungen.

Mit der wandernden Schar verzog sich auch die Bevölkerung der Stadt, und wochen-, mondelang sprach man von nichts anderem als von den Geißlern, zumal in den Wein- und Bierhäusern. Hier führte Wigelbein mehr denn einmal das Wort voll Spott und Ingrimm. Zwar wandt man ihm neckend ein, sein Grimm sei wohl nur deßhalb so groß, weil er ob der Entblößung des Oberkörpers der Geißler viel Arbeit und Verdienst in seiner Schneiderei einbüßen würde; doch das machte ihn nur noch viel zorniger.

In solcher Stimmung ging er einst an Gnutzels Haus vorüber, sein Ausklopfstöckchen in der Hand. Er wollte hier nicht verweilen. Doch weil die Gnutzelin — denn der Töpfer war seit etlichen Jahren verehelicht — am Thore stand und weinte, und Wigelbein ein voll geschüttelt Maß Neugier besaß, hielt er an und fragte nach dem Grunde ihrer Zähren.

„Ach Gott!“, hub da die Gnutzelin an. „Mein Ehemann ist gar nit wieder zu erkennen. Er läßt den Kopf hangen seit gar langer Zeit, klagt und heult ob seiner vielen Sünden und fängt nun an, sich den bloßen Rücken zu schlagen, gerade wie die Geißler. Hab schon gedacht, ich will zum Priester gehen, auf daß der's ihm verredt.“

Das aber war Wasser auf Wigelbeins Mühle.

„Hm!“, brummte er. „Weißt du was, Gnutzelin? Ob seiner vielen Sünden kannst ruhig sein; aber dumm ist er. Das mit dem Priester kannst dir ersparen. Ich weiß ein Mittel, das ihn flugs von der Geißlerkrankheit heilt.“

„Ach, wenn das helfen thät!“, rief die Gnutzelin. „Jetzt eben fängt er wieder an, sich zu schlagen.“

„Es hilft!“ sagte der Schneider bestimmt. „Wenn du mich zu ihm führen wolltest, könntest du dein blaues Wunder sehen.“

„Ja, komm!“ flüsterte das Eheweib und führte ihn in's Hinterhaus in einen Holzstall.

Allhier stand Gnutzel halb entkleidet und schlug sich mit der Geißel den Rücken. Wigelbein aber rief: „Gnutzel! so kannst noch lange warten, eh' du deiner Sünden ledig wirst. Ich will dir helfen.“ Und nunmehr zog er dem

angeblich argen Sünder mit seinem dünnen Stöckchen so schneidende Hiebe auf, Stück für Stück, daß Gnutzel laut zu schreien anfing.

So halb nackt auf den Hof zu flüchten, schämte er sich. Darum bat er um Gnade.

Ganz freundlich, als wollt er ihm zum Geburtstag gratuliren, sagte Wigelbein:

„Mein liebes Gnutzelein, du treibst da ein ganz gottwohlgefällig Werk, und ich erst recht. Hab darum deiner Ehefrau gesagt, sie soll stracks mich holen, wenn du wieder deine Sünden weggeißeln willst. Dann komme ich und helfe dir."

Hiervon wollte nun Gnutzel nichts wissen, doch versprach er, daß er sich ändern wolle.

„Gut!", rief Wigelbein, doch diesmal mit grausam ernster Stimme. „Willst du hinfort das verfluchte Geißeln sein lassen.

„Ja, ach ja!", wimmerte der Töpfer.

„Willst ferner denken, daß du kein grober Sünder bist, sondern, beim heil'gen Wendelin! nur ein Schafskopf?"

„Ja, ach ja!", hieß es wieder.

„Nun gut, so will ich meine Beihilfe einstweilen sein lassen. Wo du aber wieder muckst, da bringe ich noch einen mit, den Büttel, und dann geht's lustig von zwei Seiten los auf deinen Buckel!" —

Gnutzel war gründlich geheilt.

Es ist aber nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen. Wenn auch die Gnutzelin und Wigelbein entschlossen schweigen wollten, es kam doch heraus. Und nun gab es noch 2 Stellen in der Stadt, dahin Wigelbein von Ehefrauen zu kommen gebeten ward. Auch hier hieb

Wigelbein wacker drauflos, also, daß die ganze Stadt davon erfuhr. So begab sich, daß er der Schrecken aller Nachahmer ward und die Leute zum ersten Male in der Welt Furcht vor einem Schneider empfanden.

Nur die drei Fälle waren vorgekommen, dann schlief die ganze Sache ein, nachdem man erfahren, daß fremde Streiche weher thun als die selbstauferlegten.

Als Markgraf Heinrich später hiervon durch Meinher erfahren, mußte er lachen und sagte:

„So hätt's in allen Landen der Brauch sein sollen, dann wär' der Unsinn nicht so weit gediehen."

Dennoch ließ er in seinen Gebieten forschen, ob die Seuche irgendwo sitzen geblieben. Sie hatte doch angesteckt, aber nur etliche Kopfhänger erzeugt. Die Wigelbeinsche Kurart half erstaunlich, also, daß das Geißeln und Heulen im Meißnerlande nirgends mehr vorkam. Zudem ward das Geheul bald vergessen, als die Meißner den Sang der Dom- und Afraschüler vernahmen. So schön wie jetzt hatten sie ihn noch nie gehört. Das machte aber, daß Bischof Albrecht für die Schulen den Sangmeister Hugo angestellt. Der ließ sich angelegen sein, des Sanges Kunst weidlich zu üben, wußte er doch durch den Bischof, daß es demnächst neue große Kirchenhymnen zu singen geben würde, die große Sorgfalt erforderten. Zwar fand er in den Knaben beider Schulen tüchtige Sänger vor, von denen Heinrich Angolf einer der ersten war; doch wuchsen auch die Anforderungen, also, daß Hugo im Schweiße seines Angesichts taktirte und mehr als einmal seufzete: „O Juliana!".

Die junge Sängerschar ward darob anfänglich verdutzt, darauf belustigt; sie konnten sich nicht zusammenreimen, was ein Weib mit dem geistlichen Sangesmeister zu thun habe und mutheten dies und das, bis Heinrich Angolf lächelnd fragte, was Bewandtniß es mit der Juliana habe. Drauf sagte Hugo:

„Ihr Schelme und bösen Knechte! Das ist es nit, was Ihr Euch denkt!". Doch Heinrich unterbrach ihn:

„Herr Succentor, wir haben ja noch gar nix gesagt, was wir uns denken!?"

„Ich kenne Euch, Ihr Schalksknechte!", fuhr Herr Hugo fort. „Ihr meint was Übles!"

„Non, non! — Minime," rief's aus der Mitte der Übermüthigen. „Nunquam", — „Nihil ad veritatem loqui!" — „Silentium!", gebot der Succentor. „Will's für diesmal glauben. — So höret denn! — War einst eine Reklusen-Nonne zu Lüttich in der Stadt, benamst Juliana. Die sah, daß der Vollmond ein Loch hatte, it est: locum vacuum, eine Lücke. Das sagte sie anderen Nonnen, und diese bemerkten das Foramen auch —"

„Locus vacuus", berichtigte ein Scholar.

„Silentium!", fuhr Hugo fort. „Darauf kommt hier nichts an. Genug, der Juliana erschien dies wunderbar, hat's aber erst nach zwanzig Jahrem einem canonicus lüttichensis gesagt. Dieser aber deutete das phaenómĕnon dahin, daß in der Reihe der Kirchenfeste noch eines und sehr wesentliches fehle. Dieses berichtete er nach Rom. Allhier erhielt Thomas von Aquino den Befehl, sich mit der Sache zu beschäftigen. Steht nunmehr zu erwarten, daß ein neu Kirchenfest eingeführet wird, darzu viel neuer Hymnensang, den Euch einzustudiren mir nur Schweiß und

Mühe bereitet, wozu im Grunde die Juliana die causa impulsiva ist und Ihr die culpa tragt, denn beim Styx! Euch im Sange unter einen Hut zu bringen, ist kein leicht Ding und eher möglich, das Foramen des Vollmondes zuzustopfen."

Darauf folgte muthwillig Gelächter der Scholaren. Ließ sich einer doch schier hinreißen, auszurufen: Eia, luna habet Fora —". Doch Hugo nahm ihn bei den Ohren und duldete nicht den weiteren Ausspruch.



Zehnter Abschnitt.
1263 bis 1268.

Sangmeister Hugo hatte Recht. Im folgenden Jahre 1263 war vom Papst Urban IV. eine Bulle ausgegangen, darin angeordnet ward, es solle zu Ehren des HErrn (vrône) ein neues Fest eingeführt werden, das Fronleichnamsfest, dessen Objekt die in den Leib des HErrn verwandelte Hostie war. Daher des Sangmeisters Mühen, nun auch den Sang der edlen Hymnen, die noch heut gebräuchlich sind, zu des Herrn Ehre schön und würdig zu bilden. Das hohe Fest ward zwar erst ao. 1264 allgemein gefeiert; doch galt's von nun an, darauf vorzubereiten.

Withego, Heinrichs Protonotar, hatte seinen Landesherrn hiervon benachrichtigt. Der nahm die Kunde andächtig auf und beschenkte Withego reichlich, wie er es immer that, wenn ein großes oder erfreulich Ereigniß geschehen war. Und da er seinen Protonotar gar gern hatte und dieser getreu zu seinem Fürsten stand, empfing Withego auch diesmal reichlicher, als andere. Auf die staatlichen Verhältniße übte die Einsetzung jenes Festes keinen Einfluß aus. Die erste Zeit des Jahres war ruhig,

Heinrich im vollen Besitze Thüringens, so daß er glaubte, wieder weltliche Feste geben zu können. Zu Nordhausen veranstalte er einen Turnei, dazu die meisten Fürsten des Reiches eingeladen und erschienen waren. Auch Agneta und die Söhne nahmen daran theil, als Zuschauer und Turniräre. Noch heute wird von dem Prunk und der Großartigkeit jenes Turnei's gesprochen, das länger als eine Woche währete. Agneta empfing viel artige Huldigungen, doch das geräuschvolle Treiben konnt ihr nicht behagen. Auch lag ihr daran, Albrechts Gemahlin Margarethe auf der Wartburg zu besuchen. Diese bedurfte noch der Pflege, nachdem sie ihrem Gemahl ein Töchterlein, nach der fürstlichen Stiefmutter Agnes genannt, gegeben hatte.

Agneta fand in Margaretha ein liebenswürdig Wesen, glücklich in ihren Kindern. Und dennoch zeigte diese zeitweilig einen Zug von Harm. Vergeblich drang Agneta in sie, den Grund hierzu mitzutheilen. In diesem Punkte blieb Margaretha verschlossen. Nur Eines konnte sie nicht verhehlen: ihre Abneigung gegen das bei Hofe weilende Edelfräulein Kunigunde von Eisenberg, blutjung noch und bildschön. Agneta fand es begreiflich; es kam ihr sonderlich vor, daß Kunigunde's Augen bald fromm schmachtend waren, bald voll Feuers, je nachdem sie in der Kapelle oder bei Hoffesten leuchteten. Auch fiel ihr auf, daß Albrecht sie mitunter mit dem Kosenamen Kunne nannte. So viel sie aber auch im Stillen forschte, konnt sie doch nichts entdecken, denn, wenn Albrecht rauhes Wesen hatte, zeigte er dieses ebenso der Kunne wie der Gemahlin.

Der Herbst kam heran, mit ihm die Kunde aus Meißen, Dobrita sei bedenklich erkrankt. Da verließ sie

Thüringen und reiste gen Misena, der theuerwerthen Freundin beizustehen. Heinrich war ob der Nachricht erschrocken, doch konnte er erst später nachfolgen. Der Nachhall von des Nordhausener Festes Jubiliren war längst verklungen, da sollt dafür in der Meißner Veste manch Klageton erschallen.

Dobrita's Kräfte wurden immer schwächer. Alle Tage sprach Heinrich in Meinher's Burg vor und fragte nach dem Verlauf der Krankheit. Agneta wich nicht von ihrer Seite. Wie manchen innigen Dankesblick empfing sie von der Kranken, die nur noch schwer, oft gar nicht sprechen konnte. Heinrich war besorgt um sie wie um eine Mutter. Den ganzen Tag lag ihm die theuere Kranke im Gedächtniß; deren Auflösung war vorauszusehen. Und doch traf ihn zu Ende des Oktober die Nachricht, Dobrita läge im Sterben, wie ein Donnerschlag. Er eilte in die Burg und fand Agneta, Meinher mit Sophia und den Brüdern kniend vor dem Lager der Burggräfin. Es ging zu Ende. Noch einmal nur öffnete diese die lieben Augen und blickte treu auf Heinrich und die Ihrigen. Dann ein leises Röcheln und ihre edle Seele war erlöst.

Da ergriff Heinrich ein heftiger Schmerz. Er kniete nieder und begrub das Antlitz in seine Hände, ohne sich zu regen. Was Alles war die Dahingeschiedene ihm gewesen! wie treu hatte sie, gleich einer Mutter, an ihm gehandelt, von der Knabenzeit bis jetzt! Und dennoch fand er keine Thräne, bis endlich Agneta ihn aufhob und umschlang und ihn Trost heischen hieß vom heiligen Stephanus. An ihrem Herzen löste sich der Bann.

Mocht Fritzold, der Kellermeister, andren Tag's gedacht haben, die Herrin sein könne ihn droben im Himmelreich nicht entbehren; er folgte ihr im Alter von 66 Jahren, nachdem er im Laufe von 51 Jahren dreien Meinhers getreulich gedient. Er starb als alter Junggesell, doch nicht vereinsamt; die Aeschardin hatte ihn, den Gefreundten ihres Vaters, manch liebes Mal besucht und auch in den letzten Tagen nicht verlassen.

„Ich thu es wie Machserve", hatte er noch kurz vor seinem Tode zur Aeschardin mit heiterer Miene gesagt. „Der folgte seiner Herrin Constantia auch gleich nach, um sie droben zu bedienen". — Und nach einer Weile fuhr er fort: „Liebwerthe Fraue, habt Ihr noch was an Euren Vater Rissel, selig, auszurichten? Ich seh' ihn gerne wieder".

Drauf kam ihm Athemnoth, und mit den Worten „Gott sei — mir Sünder — gnädig!", schied er aus dieser Welt. Weinend drückte ihm die Aeschardin die treuen Augen zu. — —

Agneta war es Bedürfniß, in stiller Einsamkeit die Trauer zu mildern. In Suselitz konnt dies wegen des noch anhaltenden Klosterbaues nicht geschehen. So bat sie den Gemahl, sie nach der still gelegenen Veste Skarffenberg zu bringen. Heinrich erfüllte der geliebten Gattin gern den Wunsch; hatte sie doch in ihrem Leben kaum etwas für sich gewünscht und nur für Andere: daß sie glücklich möchten sein, zumal ihr Heinz. Der wollte sein Weib begleiten und wenigstens auf eine Woche ihre Einsamkeit theilen. Doch ein Ereigniß kam, erfreulich und zugleich betrübend. Das trieb ihn wieder rastlos in die Ferne.

Ein Ritter ließ sich melden, ein Vasall Vargula's. Dieser Name genügte schon, dem Boten sofort Audienz zu ertheilen. Und was der meldete, war erstaunlich.*)

‚Ende Oktober‘, erzählte er in Kürze, ‚sei der Herzog von Braunschweig urplötzlich und ohne alle Fehdenansage in's Land gedrungen, um auf Leipzigk los zu marschiren. Der edle Vargula aber, hiervon benachrichtigt, sei dem Herzog schnell schlagfertig zuvorgekommen, habe mit 100 Rittern und Leipziger Wehrleuten den Braunschweiger aufgesucht und um Besenstädt bei Wettin getroffen. In Leipzigk habe er zuvor des Fürsten Söhne angetroffen gehabt, doch keiner hätt genau gewußt, wo ihr hoher Vater sei.‘ — Wir wissen es: dazumal kniete er an Dobrita's Lager. —

‚Die Söhne hätten wollen einen Boten gen Meißen oder Grimma schicken, doch Vargula hätte gesagt: „Laßt's gut sein, Herren Fürsten! Der Weg bis Meißen ist an die 13 Meilen lang und in dem Herbstkothe beschwerlich. Erst nach zween Tagen könnt der Bote zurück sein, und hier ist jede Stunde kostbar. Ich werde schon allein mit dem Braunschweiger fertig werden!“ — Drauf sei bei Besenstädt eine gar grimme Schlacht geschlagen worden, darin der Vargula den Herzog verwundet und gefangen genommen. Auch 3 Grafen von Anhalt seien gehascht worden, die Grafen Johann von Eberstein, und von Schwerin, Heinrich von Zcwirn mit 12 andren Edlen, fast die ganze herzogliche Ritterschaft, und sonst noch an die 400 Gefangene.‘

---

*) Specielleres über das Folgende habe ich bereits in „Rudolf von Vargula“ mitgetheilt (22tes Kapitel).



Bis hierher war Heinrich dem Berichte des Ritters mit wachsend freudigem Staunen ob dieser plötzlichen That gefolgt. Doch der hinkende Bote kam nach, da der Ritter weiter erzählte:

„Es war ein großer, glorreicher Sieg, den der edle Vargula erfocht, doch zugleich seine letzte Waffenthat."

„Tot?", rief Heinrich erschrocken. „Um Gotteswillen sagt das nicht!"

„Nein, Herr Fürste! aber er liegt schwer verwundet in Leipzigk und will sich nach der Wartburg bringen lassen."

Kaum war der Ritter verpflegt worden, da nahm Heinrich von der erstaunten Agneta Abschied und ritt mit Gefolge in Eile nach Leipzigk und von hier — da Vargula die Stadt bereits verlassen — zur Wartburg. Unterwegs hatte er Zeit, die Folgen des Ereignisses auszudenken. Der letzte Gegner war aufs Haupt geschlagen und gefangen. Von nun an erst, nach langen langen Kriegesjahren, war und blieb Heinrich im unangefochtenen Besitze von Thüringen. Er selbst würde den ränkevollen Braunschweiger und seine Kriegsschaar zermalmt haben, aber erst, nachdem der Feind einen Theil seiner Lande geplündert und verwüstet hätte. Das schnelle und erfolgreiche Eingreifen Vargula's beugte dem vor und mußte fürstlich belohnt werden. Vom Ritter Hugo, der die Rudelsburg verwaltete, hatte er kurz vor dessen Tode erfahren, daß Vargula im Stillen den Wunsch hege, die Burg zu besitzen. Daran dachte er und beschloß, die gewaltige Veste nebst deren reichen Güttern dem Edlen zuzueignen. Es war ein wahrhaft fürstliches Geschenk.

In der Wartburg angelangt, verkündete Heinrich dem Getreuen diese Schenkung für ihn und seine Kinder. Doch er verkündete sie einem Schwerkranken. Mit dankbarer Rührung nahm sie der Edle entgegen, um bald darauf sein thatenreiches Leben zu enden.*) — — —

Dem Schmerz um den Verlust zweier großer edler Menschen konnte sich Heinrich nicht hingeben. Jetzt mußte reine Wirthschaft gemacht werden. Hoffnungslos verzichtete Sophia förmlich auf Thüringen. Erst als das folgende Jahr sich seinem Ende neigte, nachdem der Herzog von Braunschweig 1 Jahr und 6 Wochen in Gefangenschaft geblieben, kam mit diesem, dem völlig mürbe und kleinmüthig Gewordenen, ein Vergleich zu Stande. Der Herzog mußte 8000 Mark Silbers Lösegeld zahlen**), sowie die 8 Städte abtreten: Eschwege, Beilstein (Bilst.), Allendorf (Altend.), Fürstenstein, Witzenhausen, Ziegenberg, Wanfrieden und Sontra.

Großmüthig überließ Heinrich der Erlauchte die 8 Städte der Sophia.

Noch einmal schwoll dem Fürsten freudetrunken die Brust. Er sah sich als den mächtigsten des deutschen Reiches, sah stolz auf seine geliebten stattlichen Söhne, auf seinen Reichthum und auf den Schatz, den er in Agneta hatte. Um seine Liebe zu den Söhnen zu bethätigen — zum unzähligen Male — wollt er bescheiden nur das Meißnerland für sich behalten. Aber Alles um das er an 10 Jahre lang gestritten und gefochten, sollten seine Söhne haben.

*) Ausführlich behandelt in meinem ‚Rudolf von Vargula' (22 Kap.)

**) 120000 Thaler. Nach d. damals 10mal höheren Kaufkraft: ca. $3^1/_2$ Million. heut. Mark.



Was kümmerte ihn der große Feuerstreifen, den die Meißner am östlichen Himmel als Unglücksboten sahen, da nach jedem Kometen ein Unheil gefolgt. Was kümmerte ihn der am 13. Dezember darauf folgende Wolkenbruch, der die Elbe aus den Ufern trieb. Mit hoher Genugthuung vollzog er die Urkunde des endlichen Friedensschlusses und schwelgte in seinem Glücke.

Im Jahre 1265 erhielt Albrecht, erst 25 Jahre alt, zu eigenem Besitze Thüringen, die Pfalzgrafschaft Sachsen und einige Lehen im Pleißnerlande. Dietrich bekam das Osterland, die Markgrafschaft Landsberg und die Herrschaft Groitzsch. Heinrich legte die Titel ‚Landgraf von Thüringen‘ und Pfalzgraf von Sachsen ab, wenngleich sie in seinen Siegeln noch fortbestanden.

Von nun an weilten die Söhne selten beim Vater. Albrecht hielt sich viel in der Wartburg und in Eisenach auf; Dietrich, der sich am 26. Januar vermählt, häufig in Groitzsch und Weißenfels; hier und da auch in Leipzigk, Grimma, Eula bei Freiburg a. d. U., Stadt Belgern, Sangerhausen und Schkeuditz. Daß Beide kaum mehr nach den Ältern fragten, schob Heinrich auf die mit der Übernahme der Regentschaft verbundenen Geschäfte. Daß Albrecht ein unzufrieden mürrisch Wesen zeigte, erklärte er sich aus häuslichem Unfrieden, der nach Agneta's Ansicht in der Wartburg herrschte. Zudem war Albrecht an einem Zug nach dem ungläubigen Preußen betheiligt, allwo er sich die Ritterwürde erwerben wollte und durch große Tapferkeit auch erwarb.

Deß freute sich Heinrich gar sehr, und um der Freude Ausdruck zu geben, veranstaltete er zu Meißen große Feste und einen glänzenden Turnei. Wollen das nicht weiter

beschreiben und nur berichten, daß der Turnei nach Zeit und Regeln weit ausgedehnter und besuchter war, als der anno 1242, also vor 23 Jahren. Die Zahl der Fremden und heimischen Zuschauer war so groß, die Hitze so drückend, daß bei dem argen Gedränge in den Gassen und auf Plätzen Menschen ihr Leben verloren. Beinah auch wäre Isaak zertreten worden, wenn Wigelbein, der Angesehene, ihn nicht gerettet hätte. Er führte ihn in dessen Hof, verschwand jedoch alsbald, da er vor Juden große Scheu besaß, indem er annahm, daß jene in ihren düstren Räumen Christen schlachteten. Das kam nun aber nicht vor. Im Gegentheil, die Juden wurden dazumal im Deutschen Reiche oft gemordet um ihren vielen Geldes willen, wurden unterdrückt und gepeinigt auf alle erdenkliche Art. Wenn dies im Meißnerlande wenig vorkam, so lag das nur an der Duldsamkeit und Gerechtigkeit Heinrichs, zufällige Eigenschaften, die bei einem anderen Herrscher vielleicht verloren gingen. Keine Gesetze gab es, keinen gesetzlichen Schutz. Nur Willkür regierte. Die und nicht wenige Wortbrüchigkeit hatte auch Isaak empfunden zu wiederholten Malen, zumal bei Turneis von Seiten meist fremder Ritter.

Jetzt saß Isaak zerschlagen und getreten in seiner Klause und hatte Schmerzen des Leibes. Weit mehr noch aber bewegten ihn die Schmerzen der Seele. Wohl erkannte er an, daß die Juden im Meißnerlande weit milder behandelt wurden, als irgend wo anders. Aber immerhin lag doch noch ein starker Druck auf den Hebräern, der sie erfinderisch machte und Mittel erdenken ließ, welche das ihnen Geraubte wieder einbringen sollten.

Da endlich raffte Isaak sich auf und wandte sich der

Wochen etliche **nach** dem Turnei mit einigem Vertrauen an den Markgrafen. Der bewilligte die Audienz und ließ den Juden vorbringen, was dieser in sich trug. Heinrich sagte ihm hierbei wohl ernste Wahrheiten, aber, gerecht wie er war, konnt er sich nicht verhehlen, daß die Juden, die er, als dem Christenthum widerstehend, nicht recht leiden mochte, doch auch Geschöpfe Gottes seien und pünktliche Steuerzahler. Daher er denn dem Petenten versprach, sich seiner und der Glaubensgenossen anzunehmen. Das genügte dem Isaak, denn er wußte, daß der Markgraf sein Wort treulich hielt.

So kam es denn, daß Heinrich noch im selben Jahre eine ‚Judenordnung' entwarf und einführte, deren gerechte und doch vorsichtige Grundsätze allerorts gerühmt wurden, zu einer Zeit, da man nur wenig an Gesetze dachte. Von nun an gab's keine verfassungsmäßige Ungleichheit oder Unterdrückung mehr. Die Juden erhielten sogar besonderen Gerichtsstand und Richter. Dabei war der Beweis von einem Juden gegen einen Christen durch zwei Christen und einen Juden zu führen; der von einem Christen gegen einen Juden durch zwei Juden und einen Christen. Auch war Heinrich unwillig über leichtfertige Ritter und bestimmte in seiner ‚Ordnung', daß die Juden — gleich den Dresdner u. a. Bürgern — ebenso das Recht hatten, ritterlichen Schuldnern, so lange sie in der Stadt waren, Pferde oder andere angemessene Gegenstände abzunehmen. Wenn früher hier und da noch vereinzelte Gewaltthätigkeiten vorgekommen waren, von nun an hörten auch diese auf im Meißnerlande. So endete das Jahr in Frieden und Ruhe. Das nächste sollte dafür um so bewegter werden.

Der Bischof Albrecht II. war nach kurzem Kranken-

lager am 1. August verschieden. Wenngleich sich weltliche Machthaber nicht in die Wahlen der Oberhirten einzumengen hatten, wandt Heinrich doch seinen Einfluß auf, daß sein Protonotar Withego zum Bischof von Meißen gewählt werde. Es gelang. Withego erhielt das Bißthum und waltete seines Amtes zu Aller Zufriedenheit. Er kam in einer Zeit auf den bischöflichen Stuhl, als draußen in der Welt es wieder unruhig ward. Manfred, Konrad des vierten Halbbruder, hatte bei Benevent eine Schlacht und sein Leben verloren. Konradin, Konrads Sohn, trat für ihn auf und suchte sein Erbreich den Franzosen zu entreißen. Eine monarchische Gewalt bestand im deutschen Reiche immer noch nicht; das Interregnum währte fort, mit ihm das Gelüst mancher Fürsten zu selbstständigerer Herrschaft.

Heinrich hatte sein Ziel erreicht und waltete friedlich in seinem Meißnerlande, regsam und geschäftig. Vom Tharandt aus schenkte er unter Withego's Zeugniß dem Kloster Nimtschen das Gut Wolfsheim; wie man auch sagt, er habe mit seiner Söhne Einwilligung die Wasserburg und die Sct. Jacobs-Kapelle dem Bischof Withego geschenkt, der noch von früheren Zeiten her in seiner Gunst stand. Die Klosterschulen revidierte er und verbesserte, wo er ein Zurückgehen fand. Auch Suselitz's nahm er sich eifrig an; konnt doch Agneta die Zeit nicht erwarten, da das Kloster voll bezogen werden sollte. Wie gern hätte sie die Stätte hier und da besucht, wie gern auch wäre sie im Lande wie früher öfterer ausgezogen, zu helfen und Noth zu lindern. Doch hatte sich bei ihr körperliche Schwäche eingefunden, die sie nöthigte, zu Haus zu bleiben. Ihr

Leiden ward nicht besser, eher noch schlimmer; denn über Albrecht kamen keine guten Nachrichten.

Eine Ahnung Agnetas erfüllte sich. Es ward bekannt, daß Landgraf Albrecht die Kunigunde von Eisenberg buhle, ohne Scheu vor seiner hohen Gemahlin. Die Gerüchte kamen von so verschiedenen Seiten her, daß Heinrich für angezeigt fand, sich einzumischen. Er schrieb ihm und mahnte, wenngleich liebevoll, doch ernst, er solle von der Kunigunde lassen und sie vom Hofe entfernen.

Albrechts Antwort darauf war nicht säuberlich, also, daß Heinrich und Agneta Kummer hatten. Der aber sollte sich noch mehren. Am früher blauen Himmel des so gern heiteren und mittheilsamen gütigen Fürsten zog eine Wolke nach der andren auf. Noch aber lebte die Hoffnung in ihm. Albrecht wird sein Unrecht einsehen, wird dem Vater Folge leisten, der ihm von jeher so überschwenglich viel Liebes und Gutes erwiesen.

Als das Jahr 1268 schon vorgeschritten, nahm er drum noch gern an einem Turnei zu Merseburg theil. Zwar 50 Jahre alt, war doch in ihm noch volle Kraft und Mark. Agneta mußt daheim bleiben. Sie vertauschte nebst ihrem Hof das geräuschvolle Meißen mit der lauschig ruhig gelegenen Veste Skarffenberg, allda Genesung hoffend. Nur einmal nahm sie hier Besuch an. Heinrich Angolf, ein stattlicher Jüngling von 20 Jahren geworden und der Sct. Afraschule entwachsen, spürte keine Lust, das geistliche Gewand anzuziehen. Ihn trieb es in die Ferne weit hinaus, dort zu singen und zu dichten, wandernd von Ort zu Ort. Seine Verwandten hatten viel dagegen geredet; doch war sein Trieb unbezwinglich, also, daß sie nichts ausrichten konnten. Die vom Markgrafen ihm

dereinst ausgestellte Summe bewahrte ihn ja ohnedies vor Entbehrung, zum wenigstens auf etliche Jahre.

Doch ehe er schied, war ihm des Herzens Bedürfniß, seinem hohen Wohlthäter zu danken. Um diesem zugleich zu beweisen, daß er, der junge Poët, veranlagt sei, ein Meistersinger zu werden, verfaßte er ein kunstgerecht Gedicht, das er dem Landesherrn zum Abschied widmen wollte. Da der Markgraf sich in Merseburg aufhielt, konnt er's nur Agneta überreichen und Abschied sagen.

Die Fürstin war erstaunt und nicht erbaut vom Plane des jungen Heinrich. Sie warnte ihn vor den Fallstricken der Welt, schilderte ihm die jetzigen heillosen Zustände und Zerfahrenheit und hielt ihm vor, daß in der gegenwärtigen Zeit der Gewaltthaten kein Sinn für Meistersänge herrsche. Doch Heinrich war so begeistert für den erwählten Beruf und sprach so beredt von seiner Zukunft, daß Agneta ihn nur mit einem Seufzer und dem Worte entlassen konnte:

„So ziehe denn, Heinrich! und singe zu Gottes und seiner Heiligen Preiß allenthalben, auf das du helfest, sein Reich hier auf Erden zu verbreiten. Und vergiß auch nicht der tugendlichen Frauen in deinem Liede, denn diese sinds, die Gott und seinen Heiligen durch Sitte und Milde nicht wenig dienen, die sich mühen, die Rauhheit der Welt zu mindern.“ —

Dem jungen Heinrich ward der Abschied doch nicht leicht. Als er am nächsten Tage der schönen Heimath den Rücken kehrte, schaute er sich noch einmal um nach dem geliebten Meißen mit einem tiefen Seufzer. Dann wanderte er dem Strom entlang nach Zehren, sprach kniend unten an der Sct. Michaelskapelle, daran vor

20*

35 Jahren Libgarts Kränzlein geprangt, ein lang und heiß Gebet und verschwand dann hinauf auf die Berge, dem Süden zueilend. Von da an hatt' das Meißnerland nichts mehr von ihm gesehen, doch später viel von ihm gehört.

Als Markgraf Heinrich zu Agneta nach Scharfenberg zurückgekehrt war, fand diese ihn in trübernster Stimmung, so sehr er sich auch bemühte, sie der noch immer kranken Gemahlin nicht merken zu lassen. Weil aber Agneta ihn auf's Gewissen fragte, konnte er nicht ausweichen. Zwei Gründe gaben Veranlassung zu seinem Trübsinn. Markgraf Johann von Brandenburg war beim Turnei durch einen Lanzenstoß also getroffen worden, daß er todt auf dem Platze blieb und diese Kunde Dietrichs Gemahlin Helene in tiefste Trauer versetzte. Zum Andern hatte Heinrich in Merseburg von zwei auf der Wartburg weilenden Edlen gehört, Landgraf Albrecht setze den verbotenen Umgang mit Kunigunde von Eisenberg dermaßen fort, daß Margaretha, die edle Kaisertochter, schier verzweifle.

Ob dieser Meldung war Agneta tief gebeugt, Heinrich voll tiefen Unmuthes. Er verfaßte einen zweiten Brief an Albrecht, diesmal voll ernster Strenge und der Drohung, daß, wenn er nicht auf der Stelle von der Kunne lasse, er selbst kommen und ihn dazu zwingen würde. Ein Ritter mit Bedeckung mußt den Brief befördern.

Um den Gemahl in ruhigere Stimmung zu bringen, erzählte sie ihm von Heinrich Angolfs Scheiden und dessen schönem Gedicht. Der Markgraf las es, ward über das Poëm und die darin ausgesprochene Erkenntlichkeit erfreut und rief: „Doch ein Dankbarer!“.

Agneta's Wesen und das Gedicht hatten gute Wirkung. Heinrich ward gelassener. Den Rest des Trübsinns sollten der Regierung Geschäfte vertreiben helfen. Auch befahl er, den Hof zu Dreßden, das zu einem Städtlein aufgewachsen war, beträchtlich zu erweitern. Doch konnte er sich nicht selbst darum bekümmern. Des Turnei's Anstrengungen und die trüben und bösen Nachrichten ließen ihn erkranken, also, daß er das Vestlein nicht verlassen konnte.

Der Kummertage kamen immer mehr, sie nagten an Heinrichs und Agneta's Herzen wie eine tückische Ratte, die sich nicht verscheuchen läßt.

Der mit dem Briefe ausgesandte Ritter kam ohne Antwortschreiben zurück; er brachte keine gute Zeitung mit. Der Landgraf war mit seinem Bruder Dietrich in heftigen Streit gerathen. Albrecht, unzufrieden über sein doch so reichlich Theil, forderte von Dietrich der Städte etliche und Burgen; darob letzterer erzürnt ward und in vollem Zorn die Wartburg verließ.

Finster blickend hatte Heinrich zugehört, dann fragte er nach einer Weile den Ritter:

„Der Landgraf hat Euch keine Antwort mitgegeben. Vielleicht schickt er sie nach, da er im Augenblicke nicht bei Stimmung war. Wie aber wurdet Ihr aufgenommen?“

„Herr Fürste, schlecht!“, gab jener zurück.

„Wieso!“

„Gnaden Herr Landgraf hat nach dem Lesen des Briefes wüthend mit dem Fuße den Boden gestampft und, mit der Hand nach der Thür weisend, mich angedonnert: ‚Scheere dich zum Teufel! oder —‘, und er faßte den Schwertgriff.“

Höchst aufgeregt ging Heinrich im Gemache hin und her und rief ein zornig ‚Unerhört!‘ nach dem andern aus. Dann faßte er sich und sagte ruhiger:

„Diese Schmach, so Euch von meinem Sohne widerfahren, soll er Euch gründlich sühnen. Für jetzt gehet gen Meißen in die Veste und harret, bis ich Euch wieder rufe. Glaubt mir, Lieber, daß Ihr für mich geduldet, soll Euch nicht unbelohnet bleiben.“

Der Ritter ging und Heinrich blieb mit geballten Fäusten im Gemache stehen, sich zu sammeln. Erst dann begab er sich zu Agneta. Ihr sanftes Auge gab ihm zeitweilige Ruhe. Er wollte ihr die Übelthat verschweigen, auf daß sie nicht noch kränker werde. Gegen Andere sich auszusprechen, konnt er, da es den eignen Sohn betraf, sich nicht entschließen. So mußte er den Grimm verschlucken und in sich behalten. Das aber machte ihn noch kränker.

Kaum hatte der September begonnen, da zogen sich die Wolken am Lebenshimmel noch finsterer zusammen. Von mehreren Seiten gelangte die Kunde in die Veste, Albrecht läg’ mit seinem Bruder Dietrich in Fehde. Schon sei es zu mehreren heftigen Gefechten gekommen.

Da sprang Heinrich entrüstet vom Krankenlager auf und befahl, sein Rüstzeug zu bringen. Am nächsten Tage gab er Weisung, daß Meinher herbeigeholt werden solle und der Burggraf von Kirchberg. Er wollte nun mit einem Heere nach Thüringen ziehen und Albrecht zum Gehorsam zwingen, nicht gedenkend, daß er noch krank war. Doch ehe dies zur Ausführung gelangte, erhielt er einen guten Brief von seinem Bruder Dietrich, der Bischof war zu Naumburg. Der theilte ihm mit, er habe wohl

gehört, daß Heinrich krank sei und nicht abkommen könne. Darum er sich zu den streitenden Neven allsogleich begeben werde, dort Frieden zu stiften.

Das gab ihm mehr Ruhe. Doch Agneta hatte wohl davon gehört. Als Heinrich sich zu ihr begab, sah er sie weinen. Bald auch erfuhr er den Grund der Thränen. Er suchte sie zu trösten. Das schien auch zu gelingen. Und als darauf vom Bischof Dietrich die Kunde kam, es sei ihm die Vermittlung gelungen, die Brüder hätten sich verglichen, da athmete die Kranke erleichtert auf und schaute matt zwar doch freudig dem Gemahle in die treuen Augen.

Das war der letzte freudige Aufblick Agneta's. Sie ward immer kränker, also, daß Heinrich voll Kummer selten nur von ihrer Seite wich. Und als er am zehnten Tage des Oktober ihre Hand innig drückte und einen matten Gegendruck empfangen, da schloß die Edle, die Reine, für immer ihre Augen. Heinrich kniete anfangs wie betäubt an ihrem Lager. Dann brach ein unbändiger Schmerz aus, also, daß er laut aufschrie, und Niemand vermochte ihn zu trösten, auch sein Gebet nicht zu den Heiligen.



Elfter Abschnitt.

1269.

Tief trauernd in verzehrendem Schmerze hatte Heinrich der feierlichen Beisetzung der sterblichen Hülle Agneta's im Kloster Zelle beigewohnt. Der geliebten Gemahlin Verlust hatte ihn so erschüttert, daß er längere Zeit für Niemand zu sprechen war. Die zu trösten kamen, wurden nicht vorgelassen. Selbst der fromme und gelehrte Afra-Propst Friedrich, der doch mit Heinrich auf fast freundschaftlichem Fuße stand, mußte unverrichteter Sache wieder fortgehen.

Endlich raffte sich Heinrich auf. Er gedachte des innigen Wunsches der Theueren, das schöne Suselitz zu einem Kloster umgewandelt zu sehen. Das war zwar geschehen, auch war es hinreichend wohnlich eingerichtet worden; aber es bedurfte zu seiner Erhaltung noch manchen Besitzes. Da schenkte Heinrich dem Kloster 17 Dörfer, gestand ihm die Gerichtsbarkeit über dieselben zu, sowie das Recht, auf Kähnen oder Fähren über die Elbe zu fahren, was nach Suselitz ging und von da kam. Am 7. November vollzog er die Stiftungsurkunde.

Die wieder aufgenommene Thätigkeit that ihm wohl, da sie ihn von seinem Schmerze ablenkte. Der Arbeit für das Kloster ward gegen Jahresende immer mehr. Auch sollte das Leid Anderer dazu beitragen, seinen Kummer zu mildern. Getheilter Schmerz ist halber Schmerz.

Der December meldete sich als ein rauher Gast. Es stürmte und heulte um die Veste Meißen; Schneemassen fielen nieder, so dicht, daß kaum die Stadt im Thal zu sehen war. Heinrich achtete dessen nicht. Er hatte das Haupt in die Hand gestützt und blickte gedankenleer wiederum unverwandt auf einen Punkt des Estrichs, ein Zeichen großer Abspannung. Er wollte sich aufraffen, fand aber im Augenblicke keine Kraft dazu. Ein Page trat ein und meldete, eine hohe Frau verlange, ihn zu sprechen. Er nannte deren Namen.

Nur halb hatte er die Worte verstanden, den Namen nicht.

„Eine hohe Frau?“ fragte er zerstreut. „Ist's eine, welche Hülfe braucht, so mag sie eintreten.“

Kurz darauf stürzte ein bleiches, abgezehrtes Weib in's Gemach und fiel schluchzend dem Fürsten zu Füßen.

„Steh' auf!“, sagte Heinrich gütig. „Ich sehe aus deinem bleichen Angesicht und dem allzuschlichten Gewand, daß du Hülfe von mir heischest.“

Die Unglückliche stand auf. Sie schlug die Augen nieder. Und dennoch erkannte sie Heinrich.

„Bei Gott!“, rief er besorgt, „wenn meine Augen mich nicht trügen — Ihr seid die Herzogin Romanus?“

Das Weib verbeugte sich ohne Antwort.

„Wie aber kommt Ihr — in solchem Zustand — was ist mit Euch geschehen?“

Nur mühsam konnte die Herzogin Gertrud Antwort geben. Ihr roher Gemahl Romanus hatte sie um eines andren Weibes willen verstoßen, König Ottokar, an den sie sich in ihrer Noth gewendet, nicht aufgenommen.

„Da gedachte ich der Worte Eures seligen Gemahls Agneta“, fuhr sie fort; „als ich von hier schied zur Vermählung, da sie zu mir sagte: ‚Sollte es sich fügen, daß Ihr Euch unglücklich fühlt, so werdet Ihr bei uns im Meißnerlande zu jeder Zeit Schutz und friedliche Stätte finden.‘ Und nun ich elend, bettelarm und verstoßen diese Stätte aufsuche, bitt ich Euch beim Geiste der Liebe Agneta's: Nehmt mich auf und gewähret mir Raum in einem Eurer Klöster.“

Voll tiefen Mitleides blickte Heinrich auf die Arme. Die Nennung des Namens Agneta preßte ihm eine Thräne aus den Augen.

„Was Agneta Euch verheisen, ist mir ein heilig Testament. Beruhigt Euch, Ihr sollt es gut haben im Kloster zu Suselitz und Frieden finden. Jetzt aber kommt, Fürstin, Euch zu stärken. Der seligen Agneta Edelfrauen sollen Euch in Allem zu Diensten stehen.“

Er führte sie in die Kemenate jener Frauen und ordnete an, der Herzogin ein würdig Gemach zum Aufenthalt zu geben und ihr zu dienen. —

Während dieses Vorganges stand im neuen Kloster Suselitz eine Nonne an einem der vielen Fenster und blickte verklärt nach Oben, den Tag preißend, an welchem ihr auf ihr Bitten vergönnt war, Geringswald mit Suselitz zu vertauschen. Wohl gedachte sie längstvergangener Zeiten, die sie hier beim Oheim Bernd verlebt, hatte auch noch treu im Gedächtniß, wie sie, gar schön gekleidet, dem

jungen fünfzehnjährigen Fürsten einen Pokal mit Wein gebracht. Doch 35 Jahre waren seit der Zeit verstrichen und hatten im Herzen der Schwester Clara nur das eine heiße Begehr erzeugt, dem Herrn aller Herren zu dienen.

Eine Woche danach hielt sie einen Brief Heinrichs in der Hand, darin er sie und die Äbtissin bat, die Herzogin Gertrud treulich zu behüten und für deren Frieden zu beten.

Als darauf Gertrude angekommen und den Namen Leitrud, d. i. Schmerztrud, empfangen hatte, da ward Clara wieder zur Libgart, zur lieben Hüterin. —

So schied das alte Jahr allenthalben unter Trauer und Verlust, im engeren Kreise wie im großen Weltgetriebe; denn tief im Süden, in Neapel, war 9 Tage nach Agneta's Tode der jugendliche Fürst Konradin, der letzte Hohenstaufe, schmählich enthauptet worden.

Als das neue Jahr 1269 begonnen, gab's drum im Reiche große Sorge. Das zerüttende Interregnum dauerte fort. Zudem entstand, zumal im Meißnischen, Mißwachs und große Theuerung. Da übernahm Heinrich die Erbschaft der Mildthätigkeit Agneta's, reiste umher und theilte reichlich aus unter die Armen und Hungrigen. Der Canonicus Conrad von Boruz aber betete inbrünstig um Hülfe und ließ im Kreuzgange des Domes eine, dem heiligen Andreas geweihete Kapelle bauen in edlem, gotischen Stile*). —

Heinrich fühlte sich sehr vereinsamt. Sogern er auch von jeher in der Veste Meißen residirte, war doch so manches hier vorgekommen, was sie ihm allmählich verleidete. Die Streitereien mit manch einem Bischof und

*) Im Dome der älteste, noch heute vorhandene Bau.

der Verlust lieber und getreuer Menschen machte ihm den Anblick der Räume, darin sie gelebt, nur traurig. Darum ritt er öfterer gen Dreßden, nachzusehen, ob der Erweiterungsbau seines festen Hauses eifrig gefördert werde. Hielt auch Verhandlungen ab auf der Elbinsel bei Pirna, residirte mehrmals auf dem Tharand und wandt sich im Juli gen Freiberg um eines Unfuges willen.

Allhier befand sich ein Marienbild, das man für wunderthätig erklärt hatte, also, daß viel Volks herzukam, um gegen Bezahlung davon zu profitiren. Dabei entstand gar oft ein solch Gedränge und Gestoße, dieweil ein Jeder gern in den vordersten Reihen sein wollt, daß daraus manch Unheil erwuchs. Heinrich war ein getreuer Christ, doch solchem Aberglauben abhold. Er ließ die Menge durch seine Mannen zerstreuen und befahl streng, das Marienbild wegzunehmen.

Daß der Fürst sich in dergleichen Sachen eingemengt, verdroß den Bischof Withego. Als Heinrich nach Meißen zurückgekehrt, gab's drum zwischen beiden einen Streit, dabei Withego immer heftiger und bissiger wurde. Solch anmaßlicher Sprache gegenüber ward Heinrich anfangs verblüfft. Das hätt er dem Bischof, dem er immer nur Gutes erwiesen in fürstlicher Freigebigkeit und Gunst, dem er doch erst zum Bischofssitz verholfen, im Leben nimmer zugetraut. Withego's undankbar häßlich Wesen erzeugte in Heinrich eisige Kälte, und mit den Worten: „Wenn Ihr Euch nochmals anmaßt, meine fürstlichen Rechte ob öffentlicher Störungen anzutasten, könnte es kommen, daß ich die frühere Gunst vergesse und schonungslos mit aller Strenge gegen Euch verfahre“, verließ er ihn stolz. Withego aber sann voll Grimm auf eine Ge-

legenheit, geeignet, ihn durch Exkommunikation zu schaden. Wohl legte sich allmählich der Zorn in Beiden, doch ganz gab Withego den Plan nicht auf.

Heinrich aber begab sich gen Tharand. Er wollte in Meißen nicht so bald mit dem Bischof zusammentreffen.

Dort in der wald- und bergumschlossenen Veste war's einsam und still. Dort wollte er sich sammeln, was er früher so gern gethan im Schloß zu Suselitz.

Doch auch hier sollte der Geprüfte nicht zur Ruhe kommen. Nicht ahnen konnte er, daß diese ihm das ganze Jahr hindurch versagt werden sollte.

Auf dem Tharand ward ihm die Kunde zugebracht, die Kunne hätte seinem Sohne Albrecht einen unehelichen Knaben geboren, deß Name Apitz hieße. Erzürnt nahm er den Griffel und schrieb dem entarteten Sohne entrüstet einen scharfen Mahnbrief voller Vorwürfe, ihm drohend, daß er nunmehr selber kommen würde, den lästerlichen Umgang mit seinem Kebsweib zu zerstören. Einer seiner Räthe mußte den Brief in die Wartburg schaffen.

Der Rath kam immer noch nicht zurück, als der September zu Ende ging. Besorgt schickte Heinrich seinen Kämmerer von Gnanstein nach, ihm heißend, ein Respekt gebietendes Gefolge mitzunehmen.

Dies schien gewirkt zu haben. Der von Gnanstein kehrte wohl zurück, doch brachte er einen schlechten Brief von Albrecht mit, darin der sich beschwerte, daß er bei der Theilung der Lande schwer zurückgesetzt worden sei. Darum er denn den erstgesandten Rath als Geißel bei sich in Gefangenschaft halten werde, bis ihm ein größer Theil an Land zugeeignet werde; vor allen die einzelnen Lehen in Thüringen, die sich sein Vater vorbehalten. Das

mit der Kunne gehe Niemand etwas an. In seine Hausverhältnisse ließe er sich nicht darein reden. Am wenigsten sei hierzu sein Gemahl Margaretha, auf die der Vater verwießen, berechtigt, denn diese habe längst die Ehe gebrochen und halte es mit einem anderen. Er erwarte mit Bestimmtheit die Wandlung der Lehen in sein Eigenthum und Überlassung eines Gebietstheiles der Markgrafschaft Meißen.

Als Heinrich diesen Brief gelesen, war er starr. Er konnte kein Wort hervorbringen. Erst nach Gnansteins Bemerkung: „Herr Fürste! gebt mir Auftrag, unsere Grenzen zu bewahren. Gönnt mir die Ehre! Auch Johann von Hugewitz bewirbt sich drum. Er brennt darauf, Euch zu dienen“ — erst dann fand Heinrich Worte.

„Nein, nein!“, rief er; „er ist mein Sohn. Was er hier Lästerliches geschrieben, kann unmöglich aus seinem Herzen kommen. Unmöglich, unmöglich! Er ist verleitet nur durch schlechte Räthe. Doch dank ich Euch, Ihr lieben Getreuen. Ich hoffe, es wird sich Alles in Güte auflösen. Meinen Rath aber muß er sofort herausgeben, sonst —“.

Nachdenklich, doch gebeugt, that er etliche Schritte durch's Gemach. Dann blieb er vor Gnanstein stehen und sagte:

„Ich werde noch 2 Räthe zu ihm senden, welche die sofortige Entlassung und Entschädigung des gefangenen Rathes bei meinem höchsten Zorne fordern sollen. Auch werde ich ihn auffordern, gen Grimma allsogleich zu kommen, auf daß ich ihm dort mündlich meine Meinung sage. Und wahrlich, auf dies Gebot wird er, muß er kommen.“

Die beiden Räthe reisten ab. In 14 Tagen konnten sie zurück sein. Unterdessen half Heinrich abermals reichlich den durch die Theurung Leidenden. Er ging und ritt selbst in seinem Lande umher, zu sehen, wo die Noth am größten. Doch nicht erkennbar war er gekleidet, auf daß er die wahre Lage erfahre. Die erfuhr er auch, aber bitter, sehr bitter. Er hatte gehofft, dankbare Herzen reden zu hören. Statt dessen vernahm er hier und da, was von schnödestem Undank zeugte. Sein Weib, die Agneta, ja die hätt reichlich gespendet. Aber der Markgraf sei ein Knauser und wolle für sich gut leben. — Und doch hatte Heinrich in seiner alten Herzensgüte so überreichlich gegeben, daß Zeiten kamen, darin es in seinen Kassen gar kärglich aussah.

Das schnitt ihm tief in's Herz. Zorn und Wehmuth stritten in ihm um die Herrschaft. Darüber waren schon 3 Wochen verstrichen und immer noch nicht die Räthe zurückgekehrt. In seinem Innern gährte es. Noch glaubte Heinrichs Liebe zu seinem Sohne nicht an das Scheußliche, das Andere ihm prophezeiten. Nicht wenige seiner Edlen hatten ihn gewarnt. Nach seiner Meinung schlugen seine Grafen das Band der Liebe, der Blutsverwandtschaft zu gering an und das „Unmöglich!“ tönte in ihm fort.

Da geschah es, daß eine andere Warnung kam von einem Manne, deß Name ihm theuer war. Die Warnung aber stützte sich auf Thatsachen. Rudolf von Vargula, als Sohn des Heimgegangenen genannt der zweite, war von der Rudelsburg in Eilritten gen Meißen gekommen. Er ward sofort vorgelassen. Heinrich hatte ihn zum letzten Mal am Sterbebette des unvergeßlich theueren Vargula in der Wartburg gesehen. Seit der Zeit waren

6 Jahre verstrichen. Ein stattlicher Ritter war Rudolf II. geworden. Mancher Zug seines Antlitzes wie auch die Haltung erinnerte den Markgrafen an des Edlen Vater.

Nach freundlicher Begrüßung und mancher Frage nach dem Gehaben seiner Angehörigen und Brüder, sollt nun gemeldet werden, was den Vargula hierher getrieben. Heinrich sah ihm an, daß es ihm schwer fiel. Doch endlich nahm sich Rudolf den Muth und berichtete: ‚Es sei erwiesen, daß Landgraf Albrecht auch die zuletzt gesandten beiden Räthe gefangen halte. Damit nicht genug, habe der Landgraf Heinrichs Lehen besetzt und sei nun mit einem Heere auf dem Wege zur meißnischen Grenze; ein Theil davon sei schon in's Meißnische eingefallen unter Führung der Ritter Ratbert von Hundsbrun und Otwalt von Kareck.‘

„Hab ich recht gehört?“ unterbrach ihn Heinrich. „Der Ratbert und der von Kareck stritten wider mich? Die doch durch mich erst zu Ansehen und Besitz gelangt sind? Und Albrecht führt sein Heer selbst gegen mich?“

„Herr Fürste!“, entgegnete der junge Vargula. „Ich gebe Euch mein Ritterwort, daß es also sich vollzogen hat, denn — ich hab's selbst gesehen“.

Als Heinrich das hörte, beugte er sich nieder und verhüllte sein Angesicht.

Rudolf von Vargula war zu ergriffen, er konnt kein Wort des Trostes finden. Doch Heinrich hatte sich bald ermannt. Er streckte sich gerade in die Höhe, reichte Vargula die Hand und sagte:

„Ich dank Euch, Lieber, für die Treue. Heut müßt Ihr noch mein Gast bleiben und reden wollen wir dann von vergangnen schönen Zeiten, die ich mit Eurem edlen

Vater durchlebt. Jetzt stärket Euch zuvor nach der Reise. Bei Gott, es war ein scharfer Ritt von achtzehn Meilen. Mein Mundschenk soll Euch zu Diensten stehen."

Vargula verbeugte sich und ging, von Heinrich bis an die Thür geleitet, von dannen.

Als der Fürst wieder allein war, stand er längere Zeit wie träumend mitten im Gemach. Erst durch Maltitz's Eintritt kam er wieder zu sich. Der Ministeriale hatte seinen Herrn seit längerer Zeit beobachtet und sich bemüht, den Tiefsinn zu zerstreuen, der nach dem Tode Agneta's sich gezeigt und nach den bisherigen Erfahrungen mit Albrecht immer stärker geworden war.

„Gut, daß Ihr kommt!" sagte Heinrich zu Maltitz. „Mein Hirn ist wie verbrannt und brauche ich, die mich aufrütteln, denn es geschehen Dinge unterm Monde, die mich zur Grenze des Wahnsinns bringen. — Was meinet Ihr! soll ich selbst gegen den Unmenschen ziehen und ihn züchtigen, oder soll's einer meiner Heerführer thun? Es muß etwas geschehen und das sofort."

Maltitz wußte wohl, wie wenig des Fürsten innere Verfassung geeignet war, einen Feldzug wider den Sohn zu unternehmen und dies zu einer Zeit, da sich der Winter schon gemeldet hatte. Er fürchtete bei der Zerrissenheit des Unglücklichen zwei Extreme: entweder grimmen Jähzorn oder Schwäche der Liebe. Beides konnte nur Unheil bringen. So rieth er denn in Treue, die Zurückweisung des Feind gewordenen Sohnes einem bewährten Kriegsmann zu übertragen. Die Berathung währte lang, denn Heinrich brauchte Zeit, die öfteren Ausbrüche seines Zornes zu dämpfen, um ruhiger mit Maltitz zu verhandeln.

Bald darauf erhielt der Burggraf Theoderich von Kirchberg die Weisung, mit 500 meißnischer Mannen gegen Albrecht auszurücken.

„Auch mein camerarius Heinrich von Gnanstein soll dabei sein und Johann von Hugewitz. Die Treuen hatten mich darum gebeten.“

Also zogen die Erwählten aus, dem Feind entgegen. Als sie schon ausgerückt, ward es in Heinrich wieder warm. Gegen den eigenen Sohn ging es! — Da setzte sich Heinrich schnell an den Schreibtisch, schrieb einen Brief an Kirchberg und sandte ihn durch einen Eilboten dem Feldherrn nach.

Verwundert nahm ihn der Burggraf in Empfang, fast fürchtend, der Markgraf könne schwankend geworden sein. Er öffnete das Schreiben; von einem Schwanken war nicht die Rede. Doch am Ende standen die Worte: „Schonet ja das Leben meines Kindes“, und auf diesen Satz mochten Wassertropfen gefallen sein, denn die Buchstaben waren mehrfach verwischt. —

Hätt' Bischof Henricus noch gelebt, der würde gekommen sein, das unglückliche Vaterherz mit den Tröstungen der Religion zu erheben. Withego blieb fern. —

Der Krieg ward mit Erbitterung geführt. Es schien, als wolle er sich länger ausdehnen als zu hoffen stand. Kirchberg hatte Weisung gegeben, das Leben Albrechts zu schonen, ihn aber zu fangen. Die Meißnischen Truppen kämpften gegen die landgräflichen mit Meisterschaft und Erbitterung. Sie schlugen den Landgrafen aufs Haupt und drängten ihn zurück in's Thüringische. Mit anderen wurden auch die Ritter Ratbert und Otwalt gefangen genommen. Schon wollte Kirchberg noch tiefer eindringen

in's Thüringische, da gebot eine mörderische Kälte plötzlich Einhalt. Die Reiter konnten sich kaum auf den Pferden halten. Die grimme Kälte hielt an. Zudem berichteten Spione, der Landgraf sei gen Eisenach gezogen, wohl nur, um Winterquartier zu nehmen. So lange die Rauhheit des Winters anhielt, war daher ein erneuetes Hervorbrechen nicht zu erwarten. Vielleicht auch hatte Albrecht für jetzt genug.

Burggraf Theoderich ließ vor der Hand Besatzungen zurück und ritt mit einem Theil der Truppen gen Meißen. Inmitten des Rittes holte ihn der von Gnanstein ein. Ein Theil der Meißnischen Truppen hatte zur Vorsicht Streifzüge rings um ihr Standquartier gemacht und argwöhnisch zwei bäuerisch gekleidete Reiter angehalten. So fest im Sattel saß kein Bauer. Sie wurden gefangen und untersucht, doch fand man nichts Verdächtiges. Als aber der von Gnanstein den Gefangenen sagte, an ihren Leichen würde sich schon etwas finden, hatten sie um Gnade gebeten und einen Brief übergeben, der verborgen war, da man nicht daran gedacht hatte. Es war ekelhaft. Kirchberg überwandt die Scheu und öffnete. Was er im Briefe fand, trieb ihn zu großer Eile an gen Meißen.

Hier hatte er mit Heinrich geheime Unterredung. Maltitz, sonst immer beim Geheimen zugegen, konnt nicht dabei sein. Der war schwer erkrankt und lebte zur Zeit in seinem Schlosse gleichen Namens, das über 2 Meilen gelegen auf Dobelin (Döbeln) zu. Hier pflegten ihn, der schon seit Jahren Wittwer war, seine Schwester und sein Töchterlein Elisabeth.

Auch Meinher II. pflegte oft im geheimen Rathe mit zu sitzen. Doch hatte er seit Monden sich von der mark-

gräflichen Burg ferngehalten, so daß Heinrich stirnrunzelnd muthete, Withego habe ihn beeinflußt. Etwas Gewisses hierüber lag nicht vor. Wer aber wie Heinrich an den Menschen eine üble Erfahrung nach der anderen macht, schöpft leicht Verdacht.

So war der Burggraf Theoderich allein mit Heinrich zusammen. Was dieser aus dessen Bericht und aus dem aufgefangenen Schreiben erfuhr, ließ des Fürsten Blut zu Eis erstarren. Albrecht hatte an seinen Bruder Dietrich geschrieben, er solle sich mit ihm vereinen, um die überlegene Truppenmacht des „Markgrafen von Meißen“ zu bewältigen und Gebiete der Markgrafschaft wegzunehmen, darein sie sich theilen wollten.

Der Schlag wirkte so mächtig, daß Heinrichs Stimme versagte. Nur mühsam und heiser brachte er die Worte hervor:

„Lieber! herbergt bei mir. Bin — bin nicht sogleich im Stande — ruhig zu überlegen“.

Mitleidig zog sich Theoderich zurück, entschlossen, jeden Schritt und Tritt seines Herrn zu überwachen. Er fürchtete, der Fürst könnt sich ein Leid anthun.

Heinrich aber saß stumm in seiner Kemenate und stierte mit großen Augen beständig und lange auf einen Punkt. Dann hob sich seine Brust nnd wogte heftig auf und nieder. Sein Kopf war glühend heiß. Die Luft ward ihm zu dick, wie zum Ersticken. Er mußte hinaus in die freie Luft, so dunkel es auch schon geworden; mußte angestrengt sich ausreiten, das alte Mittel, das ihm schon oft Erleichterung gebracht. Der alte Lutold mußt satteln, nur ein Pferd. Theoderich erfuhr es. In hohem Grade besorgt, begab er sich zum Herrn. Daß dieser sich von

dem Ritte unbedingt nicht abhalten ließ, wußte der Burggraf genau. Doch wollte er in ihn dringen, daß er Lutold mitnähme.

„Meinetwegen!", hatte Heinrich darauf gesagt. „Nur fort, fort!"

Da bemerkte der Burggraf, daß Heinrich nur ein Wamms anhatte, das keinen Schutz gab gegen Schwerthieb.

„Um aller Heiligen willen, Herr Fürste, legt die Brünne an! man weiß nicht --"

„Man weiß nicht, man weiß nicht —", wiederholte Heinrich und wollten davon stürmen.

Doch Kirchberg hielt ihn mit Gewalt fest. Es galt, das Leben des geliebten Herrschers zu wahren. Was er aus Schonung verschwiegen, das bracht er jetzt hervor, aber seine Stimme zitterte und die Thränen traten ihm in die Augen, als er sagte:

„Herr Fürste, legt die Brünne an und nehmt das Schwert! Euer Sohn hat Meuchelmörder ausgeschickt, Euch zu tödten!"

Darauf fing Heinrich laut zu lachen an; es war markdurchdringend. Mit kräftigem Stoße schob er den Getreuen zurück und eilte fort mit Lutold, der auf des Burggrafen Befehl und in eigener Besorgniß auch sein Roß gesattelt hatte.

Heinrich stürmte hinaus und ritt, ohne zu wissen wohin und mit wem, auf Schletta zu.

Von wem aber wußte der Burggraf von Meuchelmördern? Johann von Hugewitz hatte im Feldlager hiervon erfahren. Sofort war er dem Burggrafen nachgeritten. Er erreichte ihn in der Veste Meißen, nachdem Theoderich den Herrn zuerst gesprochen. Nach dem, was Hugewitz

über des Fürsten Zustand erfahren, hatte er nicht den Muth, das Ungeheuerliche diesem selbst mitzutheilen. Also that es Kirchberg. Da sattelten die beiden Getreuen, und als Hugewitz dem Kameraden sagte: „Propst Albert selig von Sct. Afra und ich hatten dereinst gelobt: ‚Wir wollten ihm treu sein bis zum letzten Athemzug‘. Jetzt ist es an der Zeit, es zu bethätigen“ — da folgten Beide gerüstet ihrem unglücklichen Fürsten nach, doch also, daß sie in angemessener Entfernung blieben.

So ging es wie eine wilde Jagd hinaus, immer weiter. Wohl eine Stunde mochten sie in Eile geritten sein, da sahen sie zwei dunkle Gestalten zu Pferde ihnen entgegenkommen, doch seitlich über Wiesenland. Mißtrauisch ritten sie auf die Unbekannten zu und riefen ein gebieterisch Halt!

„Wer unterfängt sich“, rief da eine starke Stimme, „mir Halt zu gebieten!? Wer seid Ihr?“

Die Stimme kam dem von Hugewitz nur allzubekannt vor.“

„Bei Gott!“, rief er; „wenn ich nicht erfahren hätt', daß Maltitz krank zu Hause liegt, ich müßte meinen, Ihr seid es.“

„Das bin ich auch und dieser ist mein Knappe“, entgegnete jener. „Und Ihr seid Johann von Hugewitz! Doch wer ist —“

„Das ist der Burggraf von Kirchberg!“, stellte Hugewitz vor.

Sie schüttelten sich gegenseitig die Hände, darauf Maltitz kurz berichtete:

„Hab' von meinem Sohn, der jetzt bei seinem Schwäher im Thüringschen sich aufhält, erfahren, daß

Albrecht oder seine Räthe Meuchelmörder wider unsern Herrn ausgesandt haben sollen. So sauer mir's auch ward, will ich von meinem Schlosse aus gen Meißen reiten, den Herrn zu warnen. Er pflegt gern fast allein in jäher Hast zu reiten. Das darf nicht mehr vorkommen. Er muß von nun an in Begleitung Bewaffneter reiten."

„Das ist auch unsere Meinung", sagte der Burggraf. „Doch daß wir nicht durch Reden die Zeit vergeuden, kehret um. Der Fürst ist in der Richtung fortgeritten, die Ihr kamet."

„Allein?" fragte Maltitz besorgt.

„Sein Meisterknappe Lutold folgt ihm", sagte Hagewitz. „Doch nun genug! laßt uns eilen. Schon hat der Fürst durch unser Reden einen derben Vorsprung. Laßt uns Vier in Abständen von einander reiten, also, daß wir uns noch zurufen können." —

Der Vorsprung Heinrichs war bedeutend. Seine Getreuen würden ihren Herrn nicht eingeholt oder gefunden haben, wenn nicht des Fürsten ermüdetes Pferd an einem Gebüsch zusammengebrochen wäre. Das brachte Heinrich zur Besinnung; hatte er doch beim Falle des Pferdes sich eine Quetschung am Beine zugezogen. Lutold war gleich zur Stelle; er hatte den Fall vorausgesehen; Heinrich war allzu ungestüm geritten. Wohin aber nun in der Dunkelheit? Es wußte Keiner, wo sie sich befanden. Doch als Lutold einige Schritte forschend weiter ging, entdeckte er eine Lichtung und an deren Ende erleuchtete Fenster.

„Herr Fürste, dort ist ein Haus. Ich will Euch auf mein Pferd helfen und es vorsichtig führen. Dort werden wir schon Unterkunft finden."

Heinrich hörte nur halb. Mühselig bestieg er unter Lutolds Hülfe das Pferd und ließ sich leiten wie ein folgsam Kind. Sein gestürztes Roß mußt liegen bleiben.

Das Haus, dessen Lutold ansichtig geworden, war näher, als es in der Dunkelheit schien; war auch viel größer, als anfänglich geschätzt ward, war ein ansehnlich Schloß. Aus einem Erkerfenster desselben aber schaute ein Mägdlein. Das hatte sich besorgt in das Thurmzimmer begeben, um zum Fenster hinaus zu schauen, ob der Vater noch nicht zurückkehre. Ihre Sorge um ihn, der vom Krankenlager aufgestanden, um gen Meißen zu reiten, war gar groß, also, daß ihr die Minute des Harrens zur Stunde und sie unfähig ward, die mögliche Zeit der Rückkehr abzuschätzen.

Draußen war es finster und nur der Schnee leuchtete matt. Da hörte sie, wie 2 Gestalten am anderen Ende des Schlosses Einlaß begehrten, doch ohne die Worte deutlich zu verstehen. Das war der Vater nicht. Der hätte sonst sein Erkennungszeichen hören lassen; auch war ja nur ein Roß dabei. Daß des Nachts irgend wer Einlaß heischte, war nicht allzuseltenes.

Nach nicht zu langer Zeit hörte sie im Gemach daneben schwere Fußtritte von drei Männern, davon einer sagte: „Nein nein, ich will allein sein!". Sie erschrack. Das Thurmzimmer hatte keinen besonderen Ausgang, sie mußte durch jenes Gemach hindurch. Leise trat sie an die offene, nur durch einen Vorhang bedeckte Thür und sah zu ihrem Schrecken einen fremden Mann am eichenen Tische auf einem großen Stuhl von gleichem Holze sitzen. Scheu wie ein Reh begab sie sich in die Mitte des

kleinen Thurmzimmers zurück, nicht wissend, was sie thun solle.

Der Mann dadrin verhielt sich schweigend. Er hatte den Arm auf den Tisch gestützt und das Haupt auf die flache Hand gelegt.

Die Maid wagte kaum zu athmen. Durch einen Spalt des Vorhanges sah sie, wie sich die Brust des Fremden auf und nieder hob, immer lebhafter. Doch keine weitere Bewegung folgte, die auf ein Fortgehen hätte schließen lassen. Sie kam sich wie eine Gefangene vor.

Der Mann daneben mocht schwere Last auf seiner Seele haben. Es folgte Seufzer auf Seufzer, Gestöhn auf Gestöhn, bis endlich der Gedanken wirbelnde Menge allmählich hörbar wurde, erst leise, dann laut und immer lauter:

„So ist es! — — Die Welt dreht sich um und um und schüttelt Alles durcheinander, Treu und Glauben, Unrecht und Falschheit — — — — 's ist Alles eine Masse geworden — — aber Schmutz — heilloser Schmutz! Herr Gott! ist denn die Welt dazu bestimmt, zu Sumpf zu werden? — — — — — — — — Wo ist mein Roß? Ich muß fort fort fort! — Ach so! es ist gestürzt! — — —

— Warum auch nicht? Es stürzt ja Alles! — — — — Dankbarkeit stürzt, Liebe stürzt; — wenn ein Roß stürzt, — wer fragt da viel danach? Und wenn ich in die Grube falle, wer fragt da viel danach? — — — — Ich muß doch ein verabscheuungswürdiger Mensch sein! — — — Bin ich's? Bin ich's wirklich? — — — — — — — Einst ward ich geliebt! — — O! — — — — Ach einst gab es doch schönre Zeiten! — — Das war des Lebens Lenz. — Herr des Himmels und der Erden, warum hast du den

Winter gemacht? Warum Eis und Stürme? — Bist du denn noch gerecht? — Und wo — wo bleibt Ihr denn mit Eurem Trost Ihr Heiligen, zu denen ich so oft gebetet? — — — — — — — — — — — — — — — Denk' ich die ganze Reihe Menschen durch, denen ich wohl gewollt — mit offnem Herzen — — s' ist Schmutz, weiter nichts! — — — — — — Was hab ich denn dem Priester gethan, daß er gehässig worden ist? Hab ich dem Withego nicht eitel Gunst und Freundschaft erwiesen? — — Warum weicht mir Meinher aus, dem ich doch — — — — — — Hab niedre Ritter groß gemacht und reich! — — Ratbert und Otwalt! — verfluchtes Pack! Eure Quittung war Verrath! — Schön, schön! — — — Doch das ist so der Lauf der Welt! — — — — Ja, Ihr Leute, Ihr hungert! Mißwachs und Theurung thun dem Magen weh. Ich hab Euch Brod gegeben allenthalben, hab alle meine Kassen umgestürzt, auf daß Ihr satt werdet. Ihr seid satt geworden und habt — — und habt mir satt wiedergegeben, aber daß vergiftete Brod gräulichen Undanks. — — — — Doch das ist so der Lauf der Welt! — — — — — — Aber du, mein Kind! was hab ich denn dir gethan, daß du mich bekriegst? — Hab ich dich nicht geliebt von je mit allen Fasern meines Herzens? Hab dir das schönste Land der Welt geschenkt, als du noch Jüngling warst! Hab viel Kummer erduldet um deinetwillen. Ich konnte groß und mächtig werden — aber aus Liebe zu dir und deinem Bruder —"

Des Fürsten Stimme ward immer zitternder, seine Erschütterung hatte das höchste Maß erreicht. Die Maid daneben war längst inne geworden, wer der halb phantasirende Fremde sei. Sie kniete nieder und weinte

bittere Thränen sich härmenden Mitleides. Sie hatte doch den Landesherrn geliebt mit kindlichem Herzen, für ihn gebetet zum Alleinseligmacher Jesus Christus. Und nun fand sie ihn zerrissen von Herzensqualen erbarmungswürdiger Art. Sie blickte scheu durch den Vorhangsspalt und sah den Fürsten tief gebeugt und gebrochen dasitzen. Schon sann sie, wie sie es andrehen sollte, ihm durch Andere Trost bringen, da begann Heinrich abermal zu reden.

„Meuchelmörder! — — — Ist dir denn gar so sehr an deines Vaters Blut gelegen? Warum doch nur? —

Entartet Kind! du warst doch sonst so gut in früheren Zeiten? - - - - Mag Haß mich treffen, schnöder Undank und Verrath — Albrecht, von dir hätt ich Liebe verdient!" --

Aufgelöst vor Qualen hob er die Arme empor und rief verzweifelt:

„Herr Gott! Du schickst mir, daß Alles mich verläßt! daß kein Mensch mehr mir seine Liebe gäbe! Da, nimm mich hin, ich kann es nicht mehr tragen!"

Da konnt es auch die Maid nicht länger tragen. Sie eilte hinein und sank dem Fürsten zu Füßen. Schmerzlich, mit Thränen in den Augen, sah sie ihn an und faltete die Hände.

Heinrich war aufgeschreckt und sah die plötzlich gekommene Erscheinung stier an.

„Wer bist du?", fragte er. „Bist du ein Engel von Gott gesandt? Oder willst du mich auch betrügen oder morden?"

„Nein nein, Herr Fürste!", rief die Maid schluchzend. „Ich bin nur Eure niedre Magd; bin Elisabeth, Eures

Ministerialen Maltitz Tochter. Hab Alles hören müssen, was Euer edles Herz zerreißt, und bin gekommen — ich kann nicht anders — bin gekommen Euch zu sagen, daß nicht Alles Euch verlassen, daß es noch genug Menschen giebt, die Euch lieben. Mein Vater liebt Euch, wie sich selbst. Ich liebe und verehr' Euch wie meinen Vater. Seid ja doch des ganzen Landes treuer Vater. Laßt von Eurem Trübsinn! Ach könnten meine Worte Euch gesund machen, könnten sie vermögen, daß Ihr in Freuden stündet. Bei Gott, ich gäb mein Leben drum!"

Der Fürst, tief bewegt, konnt nicht gleich Sprache finden. Elisabeths Worte drangen wie schnellwirkender Balsam in ihn ein. Er hob sie auf und wollte sich selbst erheben. Sein schmerzend Bein verbot ihm das. So stellte er die Maid sich zur Seite, ergriff ihre Hand und schaute sie an. Und als er in den Augen des von Gott geschickten Engels Thränen sah, da schmolz das starre Eis in seinem Innern und ward zu heißem Wasser, das aus den Augen einen Ausweg suchte. Dann drückte Heinrich der Maid Köpfchen an sein Haupt, und Elisabeth schlang wie ein liebend Kind einen Arm um seinen Hals und half ihm weinen. Zwei Menschen waren hier, nicht Fürst und Unterthan.

Und als sich Beide satt geweint und Elisabeth voll Muth geworden, sagte sie:

„Und Einen noch, Herr Fürste, habt Ihr vergessen, der Euch liebt, über alle Maßen; der sein Leben für Euch dahingegeben hat."

Erstaunt blickte Heinrich auf und fragte:

„Wie? Sollt ich, der ich über Undank klage, selbst

undankbar sein und Eines vergessen, der mich so sehr liebt? Wer ist das?"

„Herr Fürste!", rief Elisabeth mit leuchtenden Augen. „Das ist allein der Herr Jesus Christ, der da kommen ist in die Welt, für uns zu leiden bitter, bitter, bis zum Kreuzestode, auf daß wir Frieden fänden und erlöset würden. Das ist unser liebster, unser einziger wahrer Freund und Helfer, von dem wir sagen: ‚Herr, wenn ich nur dich habe, so frage ich nicht nach Himmel und Erde.' Und ob Euch gleich die ganze Welt verließe, habt Ihr im Heiland und Erlöser nicht Alles? Und ob Euer Leid unsäglich wäre, was ist es gegen das Leiden des Herrn? Verzeihet, ach verzeihet mir, Herr Fürste, daß ich so zu Euch rede. Aber ich kann nicht anders. Mir ist, als preßte mir ein Engel die Worte aus, also, daß ich reden muß. Ich bin ja doch nur eine Niedere."

Nun die Maid also kurz und bündig Großes gesprochen, faßte Heinrich ihre beiden Hände, schaute sie an und sagte:

„Elisabeth, du lieb Kind, bei Gott, du hast meinem Herzen wohlgethan! Dein lieber Mund hat mich gesund gemacht. Gelungen ist dir, daß ich wieder in Freuden stehe, Freuden im Herrn und Heiland Jesus Christus. Durch dich höre ich zum ersten Male in meinem Leben so zuversichtlich von ihm sprechen als den Alleinigen, der uns helfen kann —"

Hier ward er unterbrochen. Draußen hörte man feste Tritte mehrerer Männer.

„Das ist mein Vater!", sagte Elisabeth erfreut und ging hinaus.

Bald darauf trat Maltitz mit dem Burggrafen und Johann von Hugewitz ein und begrüßten ehrerbietig und doch bewegt ihren wiedergefundenen Herrn. Auf's Höchste erstaunt, den Fürsten so gefaßt und gesammelt zu sehen, fragte Theoderich von Kirchberg allsogleich nach dem Befinden. Heinrich sagte, mehr zu Maltitz gewandt:

„Ich danke. Euer lieb Kind hat mir viel Nahrung gereicht, also, daß ich gesund geworden bin und nur das Bein noch störrisch ist".

Maltitz sah sich verwundert um, er sah keine Spur von aufgetragenen Speisen und Getränken. Mit einem matten Lächeln bemerkte es der Fürst und sagte:

„Nein Maltitz, du Getreuer! ich meine Nahrung für die Seele".

Und nun er den Dreien den Hergang kurz erzählte, ward er von Neuem weich gestimmt, und seine Thränen lockten die seltenen Perlen aus den Augen der wetterfesten harten Krieger hervor, also, daß darauf Minuten verstrichen, die den Edlen vorkamen wie solche in der Kirche.

Heinrich, wohl noch ernst, ward mittheilsamer. Er nahm mit den anderen Herren den Abendimbiß ein.

Hier, beim gemeinschaftlichen Abendessen, an welchem Elisabeth und deren Muhme nicht theilnahmen, ward von keinem der Edlen das Gespräch auf die trübselige Angelegenheit gebracht. Sie bemühten sich, von ganz anderen Dingen zu reden. Maltitz erzählte, daß sein Sohn zur Zeit im Thüringschen verweile beim Ritter Ernhardt von Lichteck, mit dessen Tochter er verlobt sei. Ende Januar solle die Vermählung stattfinden, dazu er nebst seiner Tochter und Schwester reisen würde. Dem von Hugewitz

lag es auf der Zunge, zu bemerken, daß gewagt sei, bei den jetzigen Gezeiten zu reisen, doch unterdrückte er es und sprach nur von den Gebresten einer Fahrt im Winter für die Frauen. Kirchberg dagegen sagte, die jetzige starre Kälte werde nicht bis zu Jänners Ende reichen, viel eher sei ein Umschlag zu erwarten und somit mildere Witterung. Dergleichen Gespräche lenkten Heinrich ab, er that sogar zwischenein theilnehmende Fragen, bis seine Müdigkeit überhand nahm und er zu schlafen begehrte.

Es gingen Alle zur Ruhe. Das letzte Licht im Schlosse war in Elisabeths Kämmerlein. Sie betete inbrünstig um den Seelenfrieden des Fürsten.

Die Nacht war für Heinrich wohl unruhig gewesen, doch gegen Morgen schlief er noch eine Stunde fest, also, daß er sich gestärkt fühlte und kein verstörtes Wesen zeigte. Nur etwas zerstreut erschien er. Beim Abschied dankte er seinem Ministerialen herzlich, wollt auch noch Dank und Gruß für Elisabeth anfügen, doch als er die gesattelten Pferde wiehern hörte, durchkreuzte wieder ein anderer Gedanke den früheren.

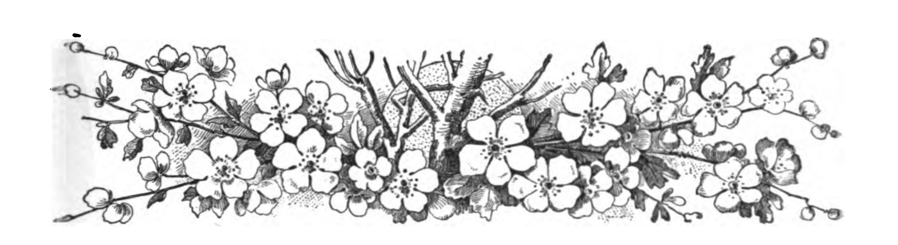
„Lieber!“ sagte er zu Maltitz. „Laßt mein gestürztes Roß niederstechen, auf daß es bald verende“.

Lutold erhielt ein Pferd von Maltitz geliehen. Bald darauf trabte Heinrich mit den drei Getreuen fort. In Meißen mußte er mit Hand und Mund versprechen, nie wieder allein auszureiten, sondern stets mit ansehnlicher, gerüsteter Begleitung. Darauf begaben sich die beiden Edlen wieder auf ihren Posten an der thüring'schen Grenze. — — —

Das Weihnachtsfest war erschienen. Heinrich saß einsam in seiner Veste Meißen, doch nicht allein: Bei

ihm war, von dem Elisabeth versichert, daß er ihn liebe über alle Maßen, der sein Leben auch für ihn dahingegeben habe. Noch nie hatte Heinrich soviel Frieden im Heiland gefunden, als nach jenem Gespräche mit Elisabeth.





Zwölfter Abschnitt.

1270.

Der Burggraf von Kirchberg hatte richtig prophezeit; die grimme Kälte ließ zu Anfang des Jahres 1270 nach und leichter Frost folgte. Deß war Maltitz froh, denn eine Reise mit zwo Frauen im Winter ist nichts geringes, zumal ein Wäglein, das jene befördern sollte, nur langsam vorwärts kam und es wenig vergnügte, langsam nebenher zu reiten.

Maltitz hatte von seinen eigenen Knappen genug zur Bedeckung mitgenommen. Doch Heinrich drang darauf, daß er noch etliche seiner gerüsteten Mannen mitnehmen mußte.

So ging die Reise ziemlich wohlgemuth von Statten. Elisabeth allein war häufig ernst und still. Sie konnte die schnöden Thaten Albrechts nicht aus dem Gedächtniß bringen. Ja, es geschah mitunter, daß die Sanfte und Anmuthige die kleinen Fäuste unter der warmen Decke ballte und Gedanken des Zornes in ihr aufstiegen, die in der jungen Brust zuvor noch nie geweilt hatten.

Die Begrüßung mit Theoderich, Hugewitz und Gnanstein im Feldlager war herzlich. Hier ward auch länger gerastet, als bisher. Hatte doch Ernhart von Lichteck versprochen, mit ansehnlicher Bedeckung die Reisenden an der Grenze abzuholen. Er kam bald. Die Meißnischen Edlen kannten ihn als dem Markgrafen treu ergeben, gegen Albrecht erzürnt. Ernhart konnte berichten, in Eisenach befände sich zwar noch ein Trupp landgräflicher Mannen, doch Alles sei todtenstill und Albrecht pflege leidenschaftlich der Jagd, als hätt er keine Ruhe.

Die mühevolle Reise wurde fortgesetzt, noch langsamer als zuvor; es wurde wärmer, die Straße durch Schnee und Regen weich, so daß um des Wägleins willen öfterer gehalten werden mußte. Doch auch dies ward überwunden. Noch ein Tag, und die Veste Lichteck in einem weiten Bergkessel begrüßte freundlich die Gäste. Nachdem diese der Tage etliche geruht, ward darauf in der Kapelle der Burg die Vermählung feierlich vollzogen. Ihr folgte ein stattlich Hochzeitsmahl, daran außer den Familienangehörigen nur noch etliche befreundete Edle der Umgebung theilnahmen.

Wohl lag mehr oder weniger auf Allen ein Druck, hervorgebracht durch Albrechts Gebaren wider seinen Vater und sein Gemahl. Der Wein aber vollbrachte den Zweck seines Daseins, die Menschenherzen zu erfreuen, also, daß sich jener Druck lößte und frohe Stimmung Raum gewann. Die dauerte bis in die sechste Stunde, da es schon dunkel war und etwas geschah, das die ganze Hochzeitsgesellschaft in Aufregung versetzte.

Ernhart, des jungen Maltitz Schwäher, war um die Zeit herausgerufen worden. Nach längerer Pause erst

kam er wieder. Die Gäste sahen ihm einen Zug von Unmuth an und fragten, was geschehen sei. Ernhart wollt's erst verschweigen; doch da es ohnehin bald ruchbar werden mußte, hub er an und sagte, nachdem er die Dienerschaft hinausgeschickt, mit gedämpfter Stimme:

„Landgraf Albrecht ist soeben angekommeu. Er hat sich mit zween seiner Jäger auf der Jagd verirrt und weiß in unsrem Berggewirre nicht mehr, wo aus wo ein. Er bat um Herberge zur Nacht. Natürlich hab ich den Fürsten gastfreundlich aufgenommen, doch auch dazu setzen müssen, heut sei das Fest der Vermählung meiner Tochter, darum ich um die Ehre bäte, daß er theilnehmen möge. Er aber dankte und lehnte es ab; es könnte die Hochzeitsfreude schmälern. Er lehnte ganz bestimmt ab und bat um ein Lager. Da hab ich ihm ein anständig Gemach eingeräumt und meinem Meisterknappen befohlen, ihm ein köstlich Mahl aufzutischen und aufmerksam zu bedienen; der Fürst wollte nicht allzulange aufbleiben. Mich aber hat er freundlich fortgeschickt und gebeten, wir sollten uns in keiner Weise stören lassen. Fürstliche Gnaden hat ein Gemach am Ost-Thurm und wird kaum hören, wenn wir jubiliren."

Auf diese Kunde blieb anfangs Alles still. Dann begann hier einer zu flüstern, dort einer zu reden, bis wieder Leben in die Unterhaltung kam, wenngleich gegen das vorherige gedämpft.

Elisabeth aber war bleich geworden und verstummt. In ihrem Kopfe sausten große Gedanken bunt durcheinander, also, daß der Muhme das Wesen ihrer Niftel auffiel. Sie setzte mehrmals an, zu fragen; doch ward sie durch Anreden ihrer Nachbarn regelmäßig unterbrochen.

War ohnehin das Mahl bald zu Ende, so ward die Tafel aufgehoben. Die frühere frohe Stimmung kam doch nicht wieder. Die Frauen und etliche der Herren erhoben sich und bildeten einzelne Gruppen zu privater Unterhaltung. Andere Herren waren sitzen geblieben, des Weines Hochgenuß noch fernerhin zu pflegen. So kam es, daß die Gesellschaft sich in mehrere Gemächer vertheilte und jeder nur auf sich bedacht war. Jetzt fragte auch die Muhme ihre Niftel, was ihr sei, sie wäre ja gar zu ernst und schweigsam, wie sichs zu Bruders Ehrentag nicht wohl passe. Doch Elisabeth bezwang sich und sagte mit freundlicher Miene, ihr sei ganz wohl. Darauf beruhigte sich die Sorgliche und ging in ein ander Gemach zur jungen Ehefrau.

Elisabeth sah sich um, näherte sich der Thüre und verschwand.

Der Hochzeitsvater hatte schon Tags zuvor Musikanten bestellt. Bisher waren sie um des Fürsten willen nicht zur Ausübung ihrer Kunst gelangt. Da sich aber ergab, daß die sanften Weisen der Fiedler vom fernen Gemache des Fürsten aus nicht zu hören waren, ließ er die Musensöhne kommen und aufspielen.

Das brachte wieder Wohlbehagen in die Gesellschaft. Man hörte zu, gab Beifall und hin und wieder einen Becher Weins, also, daß das Wohlbehagen zur Freude ward und wohl ein Stündlein mit ihr verstrichen war. Es ward stehend oder sitzend weiter pokulirt, dem jungen Paare wieder und immer wieder zugetrunken und Niemand dachte daran, daß eine der Beherbergten so lange Zeit nicht in den festlich geschmückten Räumen weilte.

Endlich trat Elisabeth wieder ein. Ein scharfer Beobachter hätte sehen können, wie sehr sie sich bemühte, eine große Erregung zu unterdrücken. Gemessenen Schrittes ging sie zu ihrem Vater und raunte dem in's Ohr:

„Vater! führ' mich allsogleich in dein Gemach! ich hab dir etwas Wichtiges zu verkünden“.

Der Vater war erstaunt, sah aber an dem gerötheten Antlitz des Töchterleins, daß hier nicht der Ort war, zu fragen. Er ging mit ihr in sein Gemach und verriegelte die Thür.

Drauf schlang Elisabeth ihre Arme um seinen Hals und weinte, so heftig, daß Maltitz besorgt ward und ihr hieß, sich mit ihm zu setzen.

Doch Elisabeth beharrte, und hastig, als sei jede Minute Schweigens ein Verlust, sagte sie mit bebender Stimme in abgerissenen Sätzen:

„Vater — bei Gott — heut ist ein doppelter — Freudentag. — Bin beim Fürsten gewesen — hab's ihm gesagt aus vollem Herzen — hab' ihm die Wahrheit gesagt — und — und nach langer Red' ist er zusammengebrochen und hat geweint. — Vater! — Er will unsern Fürsten, seinen Vater — um Verzeihung bitten!“

Bis hierher hatte die starke Maid der gewaltigen Erregung widerstanden. Nun es ausgesprochen war, was sie so mächtig bewegt hatte, ward sie matt und halb besinnungslos, also, daß der Vater sie festhalten mußt. Jetzt erst nahm sie den angebotenen Stuhl an. Ihr Vater setzte sich daneben und hätt gar zu gern gewußt, wie sich dies Wunder vollzogen. Die Ermattung aber der geliebten einzigen Tochter hieß ihm still sein. Er begnügte sich vorläufig mit dem Hauptergebniß, umschlang Elisabeth

und legte seine Wange an die ihre. Die Maid fühlte heiße Thränentropfen des Vaters auf ihrer Wange; die brachten sie dem vollen Leben wieder. Wie lange sie so die Quelle der Freude vergossen, wußten sie nicht. Sie hörten der Fiedler abermaliges Getön und ermannten sich. Elisabeth wusch sich die Thränen mit kaltem Wasser ab. Drauf gingen Beide wieder in die Festräume.

Schmerz läßt sich verbergen, hohe Freude nicht. Strahlend vor Glück mischten sie sich unter die Gesellschaft, die's wohl auf das Hochzeitsglück schoben. Nur der Muhme fiel es auf. Sie fragte den Bruder, was sein und Elisabeths Angesicht so verkläre, doch Maltitz vertröstete sie auf morgen.

Mitternacht war vorüber; der volle Mond zog ein bedenklich Gesicht, also, daß Alles sich zur Ruhe begab und alsbald Stille eintrat allenthalben in der Veste. Die Ritter schnarchten den Schnarch der Gerechten. Die edlen Frauen schlummerten sanft. Nur Drei waren längere Zeit noch munter: Elisabeth mit gefalteten Händen; ihr Vater, den die Wärme im Herzen nicht zum Schlafen brachte. Die Beiden sah der Mond nicht. Aber in das Gemach des Ost-Thurmes schaute er. Hätt er sprechen können, so würde er gesagt haben: „Eia! siehe da einen starken Mann mit Reuethränen!“ — — —

Am nächsten Morgen war Landgraf Albrecht bald abgereist, Maltitz mit den Seinen erst nach zween Tagen. Während ihres Aufenthaltes in der Burg hatte Elisabeth ihrem Vater unter vier Augen Alles berichtet.

„Ich war eiligst fortgehuscht, das Gemach des Landgrafen aufzusuchen. Das gelang mir wider allem Erwarten. Der Meisterknappe stand vor der Thür. Schnell

gab ich ihm ein Geldstück und sagte: ‚Laßt mich ein!‘ Ehe er antworten konnte, war ich in's Gemach gegangen und stand vor dem Fürsten. Ob meiner kühnen That war mir doch anfangs bang, zumal der Fürst mich erstaunt und durchdringend ansah und sagte: ‚Wer seid Ihr und was wollt Ihr?“ Ich aber begann gleich in einem Athem zu reden, bekam wieder Muth und sagte ohngefähr — denn ganz genau weiß ich's nicht mehr; mir war, als spräche nicht ich, sondern ein Anderer aus mir. Ich sagte: ‚Herr Fürste! ich bin Elisabeth, die Tochter des Ministerialen von Maltitz. Bin zum Vermählungsfeste meines Bruders hier und möcht Euch was erzählen. Wollt Ihr mich hören?‘ Der Landgraf setzte sich, noch immer erstaunt, und sagte: ‚Redet.‘ Da hab ich angefangen zu erzählen, wie ich seinen Vater gesehen vor Gram und Kummer tief gebeugt; wie ich habe hören müssen, daß gewaltiger Schmerz der Gedanken Klarheit verwirrte und er laut jammerte: ‚Herr Gott, du schickst mir, daß Alle, denen ich wohlgethan, mir ihre Liebe weigern. Da nimm mich hin! ich kann es nicht mehr tragen!‘ — Hier hielt ich inne und sah dem Landgrafen gerad ins Angesicht. Da schlug er seine Augen nieder. Ich aber fuhr fort: ‚Ich hab nicht nöthig, weiter zu erzählen, wie Euren Herrn Vater des Sohnes grauenvoller Undank niederschmetterte. Ist das der Dank für seine innig große Liebe, die er Euch Euer Leben lang bewiesen hat? Habt Ihr ein Herz im Busen oder einen Stein, daß Ihr den theuren lieben Vater bekriegt, daß Ihr — bei Gott! ich bring es kaum über die Lippen — daß Ihr Meuchelmörder aussendet, dem Geliebten, der Euch von Herzen Alles gab, das Leben zu nehmen?‘ — Hier unterbrach er mich und sagte: ‚Nein

nein! das habe ich nicht angeordnet!' — Ich aber ließ ihn nicht ausreden und fuhr immer stärker fort: ‚Und wenn Ihr's auch nicht angeordnet habt, habt Ihr es nicht geduldet? Wie, wenn nun — was Gott verhüte — einst Eure Söhne sich wider Euch erheben sollten? Wenn Gott dies als ein wohlverdientes Strafgericht über Euch verhängte? Da würdet Ihr Euch vor Schmerz krümmen und, wenn Ihr noch einen Funken vom Bewußtsein Eurer Sünden hättet, dann sagen müssen: ‚Weh mir! das hab ich ob der Greuelthat an meinem Vater verdient!' — Pfui über Euch! würde ich rufen; aber ich meine, Herr Fürste, es ist noch etwas Gutes in Eurem Herzen; nur verführt seid Ihr durch schlechte Räthe. Ach, lasset diesen Rest des Guten wieder aufkeimen, den Funken der Liebe Euch vom Herrn und Erlöser anblasen zur Liebesflamme. Habt Ihr Euch denn gar nicht vorgehalten, was unser Heiland zu Euerem Wandel sagen wird? Ach, ergebt Euch ihm, der ja gerade dem Schwachen am nächsten ist, ihn vor ewiger Verdammniß zu bewahren. Dem Mörder am Kreuze hat er vergeben. Dem Mörder eines liebevollen Vaters aber wird er nie vergeben, Fürste!' — — Vater, ich weiß nicht mehr, was Alles ich ihm noch gesagt. Ich weiß nur, daß ihm Thränen in die Augen traten und daß er laut weinte, als ich die Hand auf's Haupt ihm legte und mit voller Herzenswärme sagte: ‚Herr Fürste! jetzt ist's noch Zeit. Kehret um! Um Jesu Christi willen bitt' ich Euch: Sucht die Verzeihung Eures Vaters!' — Erst nach einer Weile ermannte er sich. Er stand auf, legte seine Hand auf meine Achsel und sagte mit gesenktem Haupte: ‚So wie Ihr hat noch kein Mensch zu mir zu sprechen gewagt. Doch habt Ihr nicht allein gesprochen.

Ein Höherer redete aus Euch. Dem will ich folgen. Seid getrost! ich will Versöhnung suchen mit dem Vater. Doch jetzt verlaßt mich. Kehrt zurück zum Feste, auf daß nicht Aufsehen entstehe. Was Ihr zu mir geredet, soll nicht ruchbar werden. Leb wohl, Elisabeth von Maltitz! Ich glaube, Euch hat Gott zu mir gesandt.' — Darauf verbeugte ich mich und ging schnell davon. Dich aber, Vater, bitte ich, verschweige mit mir, was also geschehen war."

Der Vater gelobte es, wie auch die Muhme auf der Reise drängen mochte, etwas zu erfahren. — —

Während jener Ereignisse war doch in Withego eine bessere Stimme laut geworden. Er wollte den Fürsten aufsuchen, in irgend einer weltlichen Angelegenheit mit ihm verhandeln und dann ganz gelegentlich auf die erregte Zeit zu sprechen kommen und Heinrich freundlich Trost spenden. Dieser verweilte in der stillen Veste Tharand. Der Bischof reiste ihm nach. Da ward das Verhältniß zwischen Beiden wieder freundlicher.

Maltitz's Sohn hatte mit seinem jungen Gemahl ein anderes Schloß des Vaters bezogen und lebte in Freuden, also, daß er sich anfangs um die Seinen weniger kümmerte, denn sonst. Erst, als ihm seine Gattin heimlich offenbarte, was sie, ohne zu wollen, in einem Gemache hart an ihrer Kemenate hatte hören müssen, das Gespräch Elisabeths mit ihrem Vater, da zog es ihn mit Allgewalt zur Schwester. Daß er und sein Weib von der That Elisabeths etwas wußten, sagte er nicht. Der Maid fiel wohl auf, daß der Bruder so liebevoll zu ihr war, wo doch junge Ehemänner das Füllhorn ihrer Liebe nur dem Eheweibe auszuschütten pflegen. Doch auch des Bruders jung Gemahl überhäufte sie mit Liebes-

beweisen, also, daß Elisabeth verwundert sagte: „Wie kommt es doch, daß ich so viel Liebe empfange? Ich hab doch gar nichts dazu gethan?“ —

Inzwischen war der Lenz gekommen und manch Vöglein, das in den Zweigen sang. Draußen grünte es immer mehr und mehr die Bäume und Sträucher und auch die Hoffnung. Ein kleiner Kreis vertrauter Menschen hatte erfahren, Albrecht habe an seinen Vater geschrieben und dieser bestimmt, er solle, um der Vermeidung des Aufsehens willen, gen Tharand kommen. Am 28ten April war Heinrich mit Hermann von Henneberg und Withego dort eingetroffen.

Sie beriethen alsbald, in welcher Form der Akt der Versöhnung gehalten werden solle. Markgraf Heinrich war für eine Aussprache mit dem Sohne unter vier Augen. Danach sollte er vor den Anderen mit Handschlag geloben, zu thun und zu lassen, was ihm geboten ward. Withego widersetzte sich dieser Art und Weise, welche, weil Albrecht unter dem Einflusse schlechter Räthe leicht wieder schwankend und rückfällig werden könnte, keine Gewähr für dauernden Frieden darböte.

Es erfolgte erst ein längeres Hin und Her der Meinungen, bis endlich Hennebergs Beiritt zu Withego's Ansicht den Markgrafen bewog, dem Plane jener Beiden zu willfahren. Die aber hatten eine Urkunde aufgesetzt, darin Albrecht durch Eid und Namensunterschrift vor Allem geloben sollte:

Mit dem Vater wird eine ewige Einigung geschlossen. —

Albrecht entsagt allen Klagen über Landbesitz. —

Albrecht will dem Vater nicht nachtrachten; ihn weder gefangen nehmen, noch sonst ihm schaden. —

Heinrichs Schlösser, Vesten, Städte will Albrecht nicht einnehmen, noch feindlich besetzen. —

Den Räthen des Vaters will Albrecht weder durch Gefängniß, noch durch körperliche Verletzung Leid zufügen.

Albrecht will mit seinem geliebten Bruder Dietrich keine Verbindung eingehen, die dem Vater zum Nachtheil gereichen könnte. —

Wenn Albrecht sein Versprechen nicht hält, soll der Vater ihn enterben können. Dabei wird Heinrich bei Bischof Withego und Graf Hermann von Henneberg klagen und diese sollen den Ausspruch thun, dem sich Albrecht unterwerfen soll.

Dies waren die wichtigsten Bestimmungen der traurig berühmten Urkunde.

Am 30. April des Morgens traf Albrecht mit kleinerem Gefolge auf dem Tharand ein. Er verweigerte alle Rast und Stärkung vorher und ward darum in ein nach Westen zu gelegenes Gemach geführt, darin Heinrich mit Henneberg und dem Bischof allein waren. Die Dienerschaft mußt sich in einen entlegneren Theil der Burg hinwegbegeben.

Hier in diesem Gemach, von dessen hohen Fenstern man in die steile Tiefe hinabsieht, haben die vier hohen Herren gesessen. Albrecht voll Scham, da er die beiden Zeugen vorfand; Heinrich mit tiefer Trauer im Antlitz, und Henneberg mit hellem Zorn. Withego's Mienen zeigten priesterliche Strenge. Was sie zusammen hier besprochen, konnte Niemand hören; kein Lauscher durfte sich der Thüre nähern. Die Diener schätzten die so verflossene

Zeit auf etwa zwei, drei Stunden, und hätten gar zu gern ein Paar Worte aufgeschnappt. Schon zwickte die Versuchung zum Horchen einen der Knechte, da rief die laute Baßstimme Hennebergs nach Wein.

„Endlich!“, flüsterte der Dienstthuende und trug den edlen Rebensaft hinein. Albrecht stand mit seinem Vater am Fenster und drehte dem Diener den Rücken zu. Aus Hennebergs und Withego's Antlitz konnte er nicht das Geringste bemerken, was etwas Besonderes gewesen wäre. Der Diener sah nur ein Urkunden-Pergamen auf dem Tische liegen, auf dem 2 Leuchter mit brennenden Kerzen standen, wie sie bei Eidesleistung verwendet wurden; zwischen ihnen ein Crucifix. Er hätte gar zu gern einen Blick hineingeworfen, ward aber durch Withego's Hinzutreten daran gehindert, also, daß er nur große Buchstaben von Namensunterschriften fand, dabei auch die Albrechts.

Am selben Tage noch ritt dieser wieder von dannen. Darauf reiste Withego nach Meißen. Er hatte Wichtiges vor. Des Bischofs Benno Gebeine lagen in einem weggesetzten Winkel. Das sollte hinfort nicht mehr sein; einen würdigeren Platz im Dome wollt er ihnen geben. Zum Anderen ging er mit dem Plane um, den Dom bedeutend zu vergrößern und einen Prachtbau herzurichten, darin der alte Dom nur das hohe Chor bilden sollte.

Hermann, Graf zu Henneberg, blieb noch einen Tag länger auf dem Tharand als Withego. Seines Freundes und Stiefbruders Stimmung war noch düster. Wohl fühlte sich Heinrich erleichtert, doch nicht freudigen Herzens. Es blieb ja immer noch die Sorge um des Sohnes schlecht Betragen wider dessen Gemahl Margarethe. Zwar that ihm Hermanns treue Freundschaft wohl; sie hatte ihm mehr

Vertrauen zu den Menschen erworben. Als aber auch Henneberg abgereist war, überdachte er seine Lage von Neuem. Alle aus dem nächsten Kreise waren dahingeschieden, die ihm volle Liebe erwiesen. Wo er auch hinkam, er war allein, allein mit seinen Sorgen und Niemand stand ihm so nahe, daß er sie hätte theilen, mittheilen können. Er fühlte sich gar sehr vereinsamt im Hause, in der Welt.

Als er zur Veste Meißen zurückgekehrt war, gab's wohl etwas Zerstreuung. Es galt, über die thüringschen Gefangenen zu verfügen. Heinrich gab ihnen die Freiheit. Als drauf der ärgsten undankbaren Verräther Ratbert und Otwalt gedacht ward, ließ sie der Fürst zu sich bringen. Bleich und bang standen die Elenden da und konnten den ruhig ernsten Blick Heinrichs nicht ertragen, bis dieser ihnen sagte: „Ziehet hin! es soll Euch vergeben sein!" —

Auch wohnte er danach der feierlichen Transportirung der Gebeine Benno's bei, die nun an einen schönen Platz im Dom zu liegen kamen. Withego hatte sie zuvor sorgfältig mit Wein abgewaschen. Der ward als ein heilkräftiger Trank bewahrt und auch dem Markgrafen angeboten. Doch dieser schlug die Gabe aus, also, daß der Bischof dies übelnahm, wenn er sich's auch nicht merken ließ.

Der Versöhnungsakt auf dem Tharand hatte Heinrich immerhin mehr Thatkraft verliehen. Er reiste bald gen Grimma, bald nach Leipzigk und hielt auch in Freiberg Hof. Das riß ihn aus der melancholischen Stimmung, dagegen Arbeit doch das beste Heilmittel ist. Doch von Neuem stürmte Trübseliges auf ihn ein.

Margarethe, ohnehin außer sich ob Albrechts Verhältniß zu Kunigunde, die ihm einen Sohn geboren, gerieth durch die rauhe Behandlung, die sie erdulden mußte, in Verzweiflung. Ende Juni erfuhr Heinrich, daß die Gequälte in der Nacht zum 24ten aus der Wartburg entflohen sei, dabei man merkwürdigerweise in ihres Söhnleins Friedrich Wange eine Wunde, wie von einem Bisse herrührend, am Morgen nach der Flucht gefunden habe.

Diese neue Schmach Albrechts traf seinen Vater so mächtig, daß dieser wie gelähmt dahinsank und das Bett hüten mußte. Nunmehr konnt von einem irgend wie vertraulicherem Umgang mit dem entarteten Sohne nicht mehr die Rede sein; nunmehr fühlte er seine Vereinsamung um so bitterer, also, daß man's ihm anmerkte und manch einer tiefes Mitleid für den Fürsten empfand. Dazu gehörte auch der neue Sangmeister Johann Alefeld, der nach Hugo's Tode diesem im Amte gefolgt war. Alefeld wußte, wie sehr der Fürst die Frau Musika liebte, wie diese ihn labte. Also gedachte er, den Markgrafen in seiner Veste mit Sang zu erfreuen und zu erheben. Heinrich war gern darauf eingegangen und hatte eine Stunde dafür festgesetzt.

Als nun der Scholaren Chor unter Alefelds Leitung ein schönes Kyrie eleïson begann, drang die lang entbehrte Weise mächtig ein in Heinrichs dürstend Herz. Doch auch ein Lied ertönte drauf, darin die Freude im Herrn und Heiland sang, dem Freunde, der uns ewig bleibt, und wenn auch Alles von uns abfallen sollte.

Der Gesang that Heinrich so unbeschreiblich wohl, daß er des Pagen nicht achtete, der ihm mit leisen Tritten einen Brief brachte. Auch dieser blieb unbeachtet, so lange noch der Sang dauerte. Und noch, nachdem der Sänger=

chor unter Heinrichs Danke fortgegangen, tönte in ihm die Weise von dem höchsten Freunde fort, von dem in Maltitz Elisabeth im vorigen Jahre so warm zu ihm gesprochen, wie er's noch nie gehört und mitempfunden. Das war schon lange her, war durch trockne Regentenarbeit in den Hintergrund gedrängt worden. Jetzt wurde es wieder aufgefrischt durch den Sang, der ihm mehr Ruhe gab, wenn auch nur augenblicklich.

Vom Schicksal wird der Mensch gehoben und niedergeworfen wie ein Spielball. Das ist gar weise eingerichtet; wer rastet, rostet.

Kaum fühlte sich Heinrich durch den meisterlichen Sang der Scholaren erhoben, so sollte er bald von Neuem wieder niedergedrückt werden. Es kamen im Laufe der Zeit Nachrichten trüber Art. Margarethe, des hehren Kaisers Friedrich Tochter, war den geistigen Mißhandlungen Albrechts erlegen, war am gebrochenen Herzen gestorben. Am 8. August verließ sie dieses Jammerthal.

Heinrich hätt' gern die Kinder Margaretha's zu sich genommen, sie vor dem rauhen Vater zu schützen. Doch fehlte in seinem Hause ein getreues weiblich Wesen, das sich der Kleinen hätte annehmen können. So bat er seinen Sohn Dietrich, es zu thun. Der erfüllte gern des Vaters Wunsch, reiste zu Albrecht und erlangte ohne Weiteres die Kinder, die ihm, wie er sagte, widerlich seien, da Margarethe Ehebruch getrieben und mit dem Ehebrecher geflohen sei. Dietrich wußt's anders. Aber klug ging er nicht darauf ein und reiste schleunig mit den Neffen ab. Bei seiner Gemahlin Helene fanden sie fürsorgliche Aufnahme.

Darüber freute sich Heinrich gar sehr, und doch mahnte es ihn zugleich an die Leere in seinem Hause. Er, der Zweiundfünfzigjährige, stand wohl noch in voller körperlicher Kraft, die geistige aber, durch schwere Schicksalsschläge heimgesucht, bedurfte einer aufmunternden Stütze, wie er sie einstens in Dobrita und Agneta gehabt. Ihm war es Bedürfniß des Gemüthes, ein trautes Wesen um sich zu haben, das ihn verstand und liebte, das Sonnenschein und Wärme im Hause verbreitete, wenn's draußen in der rauhen Welt stürmte und tobte. War ihm doch durch den bittren Ernst der Zeiten die Lust zur Musika und Poësie gleichwie gelähmt.

Tief sinnend saß er in der Burg zu Meißen und überdachte seine Lage und Vereinsamung. Er sann und sann, wer sie ihm wohlerträglich machen könnt. Doch wie er auch den Freundes- und Verwandtenkreis durchsuchte, er fand Niemand. Ja, wenn sein Töchterlein noch lebte, das lange vor Constantia dahingeschieden! Dann hätt' er eine theilnahmvolle Seele und brauchte sich den Kopf nicht anzustrengen nach einem Ersatz.

Nach langem Grübeln stand er seufzend auf und betete zu seinem Freund gewordenen Heiland: „Herr und Erlöser! gieb mir einen guten Menschen in mein verödet Haus!" —

Das Erscheinen eines Pagen zwang ihn, sich zusammenzunehmen. Der Jüngling überreichte einen Brief, den ein Bote des Grafen Hermann von Henneberg gebracht. Das war ein kurzer Lichtblick in sein Leben, denn Alles, was von seinem stiefbrüderlichen Freunde kam, war gut. Heinrich befahl, den Boten gut zu pflegen und für ihn Herberge in der Burg zu schaffen.

Der Brief war nicht gar lang, doch was darin stand, that ihm wohl und zeugte von der alten warmen Freundschaft. Besorgniß nur war in dem Schreiben Hermanns ausgedrückt, Heinrich könne wieder in den alten Trübsinn verfallen, oder gar erkrankt sein. Er solle ihm mittheilen, wie's um ihn stünde. Gern wär' er dann bereit, zu ihm zu kommen, um ihn zu zerstreuen und Antwort sich zu holen auf seinen ersten Brief, den er vor etlichem Monden ihm geschickt.

‚Sein erster Brief?‘ sann Heinrich. ‚Kann ich mich doch nicht besinnen — — vor Monden?‘ — Da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. ‚Das wird — ja das wird der Bief sein, den ich unbeachtet ließ, als Alefeld mit den Scholaren vor mir sang!‘ — Ärgerlich über sich suchte er nach jenem Schreiben überall, wo Briefe hätten liegen können. Vergeblich. Ein Heft mit Noten lag auf seinem Tisch, das der Sangmeister auf des Fürsten Wunsch zurückgelassen. Die Noten enthielten ein Loblied auf den Herrn aller Herren. Da lag der Brief, zwischen den Blättern verborgen.

Heinrich fand darin Mancherlei, worüber Hermann Auskunft haben wollte. „Die soll er allsogleich bekommen!“, dachte er und wollte sich anschicken, zu schreiben. Nur ein Nachsatz war noch zu lesen, unbedeutend: „Ich habe vor Kurzem“, (nunmehr vor etlichen Monden) „den jungen Maltitz mit seiner noch jüngeren Gemahlin bei Landsberg getroffen und letztere hierbei kennen gelernt“. — Das ist unbedeutend, dachte Heinrich. — „Sie hatte in Treuen Deiner gedacht und mich gefragt, wie es Dir erginge“, — das ist freundlich von ihr. — „Als ich ihr sagte, ich hoffte: wohl, rief sie: ‚Wie wird sich die Schwägerin mein,

Elisabeth, darüber freuen!‛. Ich fragte, warum gerade diese? Da ward sie lebhaft und schilderte, es sei wohl Niemand ihrem Landesherrn so treu und ehrlich ergeben, als Elisabeth. Dagegen erhob ich Einspruch, da ich doch vermeine, in Deinem Herzen einen fürnehmen Platz zu haben. Doch die Maltitzin gab Gegenrede und erzählte mir mit Feuer: ‚Daß Elisabeth beim Hochzeitsfeste in Lichteck heimlich dem Landgrafen Albrecht dicke die Leviten gelesen und ihm in's Herz hineingeredet, er solle ihr versprechen, Versöhnung bei dem tiefgekränkten Vater nachzusuchen‘. Kaum hatte sie das gesagt, ward sie dunkelroth und bat flehendlich, ich möcht es keinem Menschen wieder sagen. — Ich sag' Dir's aber doch, auf daß Du von Deinem alten Wahn lässest und erfähest, es giebt noch genug Menschen, die Dich lieben; auch Meinher, der sich bei mir beklagt, Du seiest, trotz seiner unvergänglichen Hingebung an Dich, seid nahe einem Jahre gar nicht so gnädig mehr, denn sonst“. — —

Als Heinrich das gelesen, ließ er den Brief aus seinen Händen gleiten. Mit wehmüthiger Freude blickte er an die Wölbung der Kemenate lange Zeit und in seinem bewegten Innern ward's warm und wärmer, da er des Augenblicks gedachte, wo ihm die junge Maid Balsam gegeben in sein verzweifelnd Herz. Und nun die That zu Lichteck? — „Bei Gott!“, rief's in ihm laut, „das ist die echte rechte Christenliebe! — und doch hatt ich's vergessen können? Ich klage über Undank der Menschen und bin doch selbst nicht dankbar? O! — — Wie rein ist sie, wie selbstlos! wie voll heil'ger Liebe, da sie mir lehrte, in Christo Jesu Gott zu minnen? — Wenn ich ein solches Wesen um mich hätte, das mich im

Leide tröstet und mich erfreuet? Ahei! wie sollt es in mir anders werden!"

Wohl unruhig, doch gehoben, ging er im Gemache hin und her. Er sah die Noten liegen, die zum Preiß des Herrn singen. Wie gern hätt er jetzt selber singen mögen. ‚Gehoben' war er, auf in jene Regionen, davon die arge Welt nichts weiß. Von Neuem erwacht war die Lust, im Liede wiederzugeben, was ihn tief innerlich bewegte. Und doch war's jetzt ganz anders, als sonst seine Lieder klangen. Sein Drang, so lange unterdrückt durch Erdensorgen, ließ ihn schreiben, was mächtig ihm aus dem erlösten Herzen quoll:*)

Ich wollte gar im Leid vergeh'n.
Da gab mir Trost ein lieber Mund.
Der sprach, ich sollt in Freuden steh'n;
Er möchte machen mich gesund.
Und tröstet er das Herze mein
Mit also freudenreicher That
Ahei! wer wollte dann ich sein!

Wohl freuen sollte sich mein Leib;
Mein Leben wär' an Ehren reich.
Gäb' das ein minnigliches Weib,
Entschlüg' ich mich der Sorgen gleich.
Ihr Mund der ist so stät und wahr,
Daß, seit er das gesprochen hat,
Ich alles Gram's bin frank und bar.

O reicher Gott, wie sanft das thut!
Wen freundlich grüßt ein lieblich Weib,
Dem wird so freudenreich der Muth,
So froh das Herz, so froh der Leib.

---

*) Übers. von K. Förster; abgerundet vom Verf.

Hoch in die Lüfte fähret er,
Sein Muth der fleuget kühn empor
Gleich einem Adler, stolz und hehr.

Nacht war's geworden, aber er schlief mit hellem Tag im Herzen ein, schlief einen langen festen Schlaf, als sei er 15 Jahre alt. — — —

Der folgende Morgen war freundlich, da die Septembersonne schien und alle Früchte ringsum reiften. Doch ist der Morgen auch nüchtern und kühler. Er nöthigt uns zum ruhigen Überlegen, auf daß wir eine Frucht nicht ohne Weiteres pflücken, sondern bedenken, ob sie auch reif sei, ob wohlgethan, daß wir sie zu uns nehmen.

Ein junges Reiß auf einen alten Baum? Wird das der große Gärtner droben billigen? Wird er's gedeihen lassen?

Das wohlerwägende Fragen hörte in der gemäßigten Brust des Fürsten nicht auf, als er am Morgen den alten lieben Weg dahinritt am linken Stromesrand nach Zehren zu, so langsam wie vor 37 Jahren.

Da sah er zu seiner Linken das Kloster zum heiligen Kreuz aus dem Gebüsch hervorlugen. Gottesdienst ward darin abgehalten hinter den Mauern. Gottesdienst! den hatte auch Elisabeth verrichtet, doch außerhalb der Mauern. Sollte sie nicht auch an mir Gottesdienst verrichten können? — An mir? Dem zweiundfünfzigjährigen Mann, dem schon das Haar zu ergrauen beginnt? — O Weh mir! Sagen wird sie: ‚Laß dir vom P r i e s t e r Gottesdienst thun, nicht von mir! Ich will das Leben noch genießen!‘ — Und doch, giebt's höheren Genuß des Lebens, als Andere glücklich zu machen? — als mit Wärme in einem Anderen Früchte zu erzeugen, die Gotte wohlgefällig sind?

kann sie nicht bannen in mir, was nicht Gott wohlgefällig ist, als da sind: Zorn, Rachgelüst und Abwendung vom Herrn? Bring ich denn Leidenschaft ihr entgegen? Will ich doch nur ein Wesen um mich haben, deren gläubige Sanftmuth und Demuth mir das Heil meiner Seele bringt. — — Bei Gott! sie kann nicht wollen, daß sie sich widerspreche, da sie gesagt in jener trüben Stunde, sie möchte mich gesunden machen. ‚Ihr Mund der ist so stät und wahr.‘ In ihrem Herzen klingt es hell und klar wie —“

Da hub des Klosters Glöcklein hell zu läuten an. Das machte, daß Heinrichs Antlitz freudig leuchtete, da es ihm wie eine gute Vorbedeutung schien. Vertrauen zu Gott und dessen Willen durchdrang ihn, Vertrauen auch zu sich, da er sich sagen konnte: „Ich bin des Prüfsteins meiner selbst gewiß. Rein ist mein Streben und mein Wollen! — —

Darauf gab er sich verjüngt den Freuden an Gottes Schöpfung hin, hörte auf das Säuseln des Waldes, das Rauschen des schönbegrenzten Stromes und auf den Sang der Vöglein. Und lange noch tönte ein Sang in ihm fort: ‚Ich bitte Gott, daß Er sie recht behüte.“ —

Noch selben Abends sagte er voll Huld und Freundlichkeit zu Meinher:

„Lieber: reitet morgen früh mit mir gen Maltitz. Ich möcht mit meinem Ministerialen reden. Es könnte leicht sein, daß ich Eurer als Zeugen bedürfte.“ — — — —

Während Heinrich mit Meinher und etlichen Knechten davon ritt, hatte die Maltitzer Muhme zu Elisabeth gesagt:

„Spute dich, Elisabethlein! Der Fürst hat für heut seinen Besuch angesagt, nebst den des Burggrafen Meinher.

Da gilt es, ein besonder leckres Mahl zu bereiten und auch ein schön Gewand anzulegen zu Ehren unseres Herrn."

„Ist er noch immer so verdüstert?" hatte die Maid gesagt.

„Nein, er ist guten Muthes", erwiderte die Muhme. „Dein Vater hat gehört, er sei gar frischen Geistes."

„Gott sei geprießen!" rief Elisabeth. „Ist er froheren Sinnes, so kann es auch die ganze Mark sein und auch ich, da ich doch ein klein Stücklein vom Lande bin."

Und munter half sie der Muhme in des Mahles Vorbereitungen, sah emsig nach, daß die Tafel für den Mittag schön geschmückt sei und huschte drauf in ihre Kemenate, darin ihr eine Magd beim Ankleiden behilflich sein mußte.

Mitten in diesem wichtigen Geschäft kamen die hohen Gäste. Alsbald nach ihrer Ankunft zog sich Heinrich mit Maltitz zurück in ein besonderes Gemach. Das fiel Niemand auf; also geschah es stets, wenn wichtigere Staatsgeschäfte zu besprechen waren.

Meinher langweilte sich indessen allein, nachdem die Muhme ihn feierlich begrüßt und einen Morgentrunk hatte kommen lassen. Mehr als eine Stunde hatte er so zugebracht, überlegend, was wohl der Inhalt der langen Verhandlung sein könne; vielleicht sollt Maltitz den Fürsten gen Grimma begleiten, vielleicht gar zum Markgrafen Dietrich gen Landsberg, da doch auch Maltitz's Sohn schon dort gewesen. Es schien ihm etwas im Werke zu sein von politischer Bedeutung. Die Beiden blieben gar zu lange weg.

Endlich vernahm er Maltitz's Stimme draußen auf dem Gange. Doch verhallte sie bald und außer dem ge-

schäftigen Treiben der Dinerschaft hörte man nichts mehr. Das konnte auch nicht anders sein, denn Elisabeths Tritte waren leise, als sie dem erregten Vater in das Gemach folgte, wo sich der Fürst aufhielt.

„Mich will er sprechen?“, flüsterte die Maid dem Vater zu; „und zu was?“

„Er will's allein dir sagen“, gab Maltitz ebenso zurück und begab sich zu Meinher.

Als Elisabeth beim Fürsten eingetreten war, verbeugte sie sich tief, wie es bei Hofe Sitte ist. Darauf redete Heinrich sie ohne Weiteres an:

„Ich hab Euch bitten lassen, mir einen Augenblick zu gönnen, um mit Euch zu reden. Wollet gefällig Platz nehmen.“

Wenngleich verwundert, so ließ sich doch Elisabeth unbefangen nieder und blickte ebenso den Fürsten an.

Heinrich erinnerte sie an jene trübe Zeit, da er mit zerrissenem Vaterherzen hier im Schloße gesessen und Elisabeth ihm Balsam auf die Wunde gelegt. In seiner Bedrängniß habe er wie oft alle Heiligen angerufen, doch nie sei er dabei voll Trost geworden. Erst ihr Wort vom Herrn sei tief in ihn gedrungen, so daß es Wurzel gefaßt und nunmehr Früchte trage.

Freudig aufblickend, sagte Elisabeth:

„Gott sei geprießen, Herr Fürste, daß Ihr in Christo Jesu Euer einz'ges Heil sehet. Hab' den Heiland aber auch gebeten darum wie oft, also, daß er's thun mußte.“

„O welch ein herrlich fester Glaube!“ rief Heinrich bewundernd. „Doch Ihr habt noch viel mehr gethan, Elisabeth!“ fuhr Heinrich fort. „Habt meinen Sohn vermocht zur Reue und daß er Verzeihung von mir heische.

Braucht nicht zu erröthen, vielliebe Jungfrau; das war von Euch ein herrlich großes Werk. Gott lohn' es Euch! Ich kann es nie genugsam thun. Kann nur Dank stammeln, und das nur unzureichend. Dabei hab ich einen tiefen Blick in Euer edles liebes Herz gethan, wo unser Herr und Heiland Wohnung aufgeschlagen hat. Ihr habt mir von diesem Euren Reichthum mitgetheilt, so viel, daß ich gern mehr haben möchte, ja Alles! den ganzen Schatz, der in Eurem Herzen ruht, auf daß ich alle Tage, von früh bis abends, davon zehren könnte mein Leben lang zum Heile meiner Seele. — — Elisabeth! — wollt Ihr die Meine sein?"

Als Elisabeth die letzten Worte hörte, sprang sie zu Tod erschrocken auf und ward kreidebleich. Sie zitterte am ganzen Leibe, also, daß sie sich am Rand des Sessels festhalten mußte. Betroffen hatte Heinrich es bemerkt. Nicht frei von Bitterkeit sagte er:

„Ich verstehe Euer Entsetzen. Ihr wolltet vielleicht dereinst einen jugendprangenden Ehemann haben, den Ihr lieben könntet. Und nun kommt einer, dessen Haar ergrauen will; der schon ein halb Jahrhundert hinter sich hat — und dieser Thor begehret Herz und Hand einer jungen lebensfrischen Maid. —"

„Um Gott, Herr Fürste!", unterbrach Elisabeth. „Nie, niemals hab ich danach getrachtet, nie begehrt! ich schätz' und lieb die Menschen nicht nach ihrem Aussehn'n, sondern einzig nach dem Herzen, ob dies mit ungefärbter Liebe am Herrn hange. — Aber —"

„Aber?", wiederholte Heinrich, als die Maid stockte. Da warf sich Elisabeth ihm zu Füßen und flehte:

„O laßt ab, Herr Fürste! Bin ja nur eine niedere Magd gegen Euch! bin unebenbürdigen Standes und wüßt bei Gott nicht, wie ich sollt bestehen. Nein nein, Herr Fürste! gehret meiner nicht. Es ist unmöglich! — es schwindelt mir! — Laßt ab, laßt ab!“

„Kniet nur vor Gott, Elisabeth, und nicht vor einem sündigen Menschen. Stehet auf!“ — und Heinrich zog sie an den Händen zu sich empor.

„Elisabeth!“, sagte er darauf voll Wärme. „Wenn unser Herr und Heiland jetzo käme, unsere Herzen zu prüfen — bei Gott, ich wär' es, der da niederknien müßte in den Staub, und du stündest hoch erhaben. Dein Herz ist rein und reich! Du könntest Millionen ausstreuen und Arme beglücken. Arme! ja, wenn du wüßtest, wie arm ich bin in meiner Einsamkeit. Hab niemand, niemand mehr auf der ganzen weiten Welt, der mich reich machte mit der Liebe eines guten treuen Herzens. Hatt dereinst gehofft — bei meinen Kindern ein friedlich Plätzlein zu finden — allwo ich — hie und da — mein bekümmert Herz ausschütten könnte. — Und nun? — — wer fragt denn noch nach mir? —“

Er konnt nicht weiter sprechen; die Wehmuth übermannte ihn. Elisabeth blickte schüchtern zu ihm auf und weinte. Dann hub Heinrich von Neuem an mit unsicherer Stimme:

„Einst, als tiefe Trübsal mich darniedergebeugt, als ich an aller Welt verzweifelte — da sagte mir ein lieber Mund — ‚Ach könnten meine Worte Euch gesund machen, könnten sie vermögen, daß Ihr in Freuden stündet; bei Gott, ich gäb mein Leben drum!‘ — — — Ich glaub, ich hab dies nur geträumt! — Nein nein! Ich will Euch

nicht unglücklich machen! — Kein Herz darf gezwungen werden, am allerwenigsten Euer liebes gutes Herz! — Verzeihet, wenn ich es belästigt."

Er ließ ihre Hand los und wandt sich zum Fenster. Elisabeth aber faltete die Hände und blickte mit thränenschweren Augen empor. Ihre junge Brust wogte auf und nieder, darin es sich regte, wie noch nie; darin ein großer Entschluß aufkeimte und alsobald reifte. Noch ein kurz Besinnen, da raffte sie sich auf, ging zu Heinrich und sagte frei und offen und mit der Ruhe, die jedem Christen eigen ist, der jederzeit weiß, was er in der Stunde des Zweifelns zu thun hat:

„Herr Fürste! — — — Ich will mein Wort halten!"

Noch zweifelnd, fragte Heinrich:

„Willst mein Lebenstrost sein?"

„Ja!"

„Willst mir beistehen bis zu meinem Ende im Kampfe wider die Sünde?"

„Ja, das will ich!"

„Und willst wirklich die Meine werden?"

Da näherte sich ihm Elisabeth und Heinrich umfing sie.

Darauf hub die Maid zu weinen an und sagte:

„Will Euch treu wie eine Magd dienen. Will alles auf mich nehmen, was Euch drücket. Und sollt es sich begeben, daß Ihr glücklich dadurch werdet, so will ich Gott loben und preißen, daß ich doch zu etwas nütze gewesen bin auf dieser Welt."

„Nicht Magd, nicht so!", rief Heinrich freudenvoll. „Ein Herz und eine Seele wollen wir sein und Gott dem Herrn dienen. — Gesegnet sei Dein Wille, Elisabeth, denn es ist Gottes Wille."

Drauf küßte er der Getreuen die Thränen von den Augen und küßte den rothen Mund voll großen Glückes. Jetzt war er ein ganz andrer Mann geworden. Aufrecht stand seine edle große Gestalt da und aus den Augen blickte der alte Muth wie zu jungen Mannes Zeiten. Jetzt hatte er eine Perle in der verödeten rauhen Schale der Burg. Doch wie ganz anders war sein Sinn. So hatte er Gottes Minne noch nie empfunden.

Dann folgte noch manches Wort zur Beruhigung, was er zuvor mit Maltitz schon gesprochen. Nicht solle ihr bange werden ob des Standes großen Unterschieds. Er werde bewirken, daß Elisabeth als ebenbürtig erklärt werde und wolle sich mühen, daß auch er ebenbürtig werde — ihrem Geiste.

Heinrich schellte nach Verabredung mit der Glocke, und Maltitz trat ein. Aus dem Nebengemach aber huschte ein Weib schnell fort, das scharfsinnig geahnet hatte, warum Elisabeth in's Gemach des Fürsten gerufen worden war; das die Wißbegierde trieb, zu horchen, dazu sie als Muhme ein Recht zu haben glaubte. Darauf schloß sie sich in ihrer Kammer ein und seufzete: ‚Ach Gott! wie wird's der Armen im fürstlichen Stande ergehen!'. Hatte aber doch einer Art Befriedigung in ihrem Herzen nicht zu widerstehen vermocht, daß sie nun quasi auch die Muhme eines Fürsten sei. Demgemäß kleidete sie sich schnell fast fürstlich an und holte allen Schmuck hervor, also, daß sich die hohe Gesellschaft im Stillen schier verwunderte; sie konnte ja nicht wissen, daß die Getreue bereits alles gewußt, ehe es ihr verkündigt ward.

Als dies geschah, machte sie die tiefste aller Ver-

beugungen und erröthete, davon ein Theil des Rothes der hohen Ehre galt, ein anderer dem Horchen.

Meinher aber, als Heinrich ihn zum Zeugen der stillen Verlobung ernannte, küßte der holden Braut die Hand und sagte bewegt:

„Nun bin ich froh und will deß nie vergessen, daß ich meinen Herrn hinfüro wieder froh und glücklich weiß“. —

Das Mittagsmahl war wirklich fürstlich und ebenbürtig mit dem Kleid der Muhme.

Elisabeth aber war's wie im Traume. Nur schüchtern blickte sie auf, und wenn sie auf eine Rede Heinrichs antworten mußte, geschah's verschämt und mit „Herr Fürste“. — —

Die Feier der Vermählung sollt am 30. Oktober stattfinden, in kleinem engerem Kreise.

Und als die Zeit gekommen war, traf Tags zuvor des Fürsten Bruder, Bischof Dietrich von Naumburg, erst in Meißen ein, um darauf dem geliebten Bruder Heinrich die Elisabeth von Maltitz am Altare der Kapelle des festen Hauses zu Dreßden anzutrauen.

Zwar kam ein Tropfen Wermuth mit in den Becher der stillen Freude, da Bischof Friedrich von Merseburg Heinrichs Sohn Dietrich wegen angeblicher Kirchenschädigung mit dem Interdikt belegte, doch schüttelte der Arge das interdictum ab und Heinrich half dem Sohne kräftig mit schütteln.

Der Neuvermählte empfand in Elisabeth ein ruhig, stätig Glück, wie er's von dieser Seite noch nicht in so vollem Maße gekannt. Es war fast ein Verhältniß wie zwischen Vater und Tochter. Doch Elisabeth mußte das „Herr Fürste“ aufgeben und „Mein Gemahl“ sagen;

kam so einen derben Schritt über ihre Schüchternheit hinweg und reichte dem Gemahle gern den rothen Mund zum Kuß.

Der Herbst gleicht in manchen Stücken dem Lenze. Er hat, wie dieser, etwas unvergleichlich Schönes. Noch immer tönet hier und da ein Sang aus Vögleins Brust, und in der Menschenbrust ein Sang des Friedens, der höchsten Liebe.

Heinrich war wie umgewandelt. Sein alter heitrer Sinn kam oft wieder zu Tage, Dank dem mildholden Einfluß von Elisabeths Gemüth. Noch einmal trieb es ihn, von seinem Glück zu singen. Und als er das Poëm der Gattin überreichte, da umarmte sie ihn mit freudestrahlenden Augen und nannte ihn zum ersten Mal „Du guter Heinz!".

Das Poëm*) aber lautete:

Beseligt sei die Herrin mein, die gute,
Die mir das Herz erfreuet schon beim Sinnen.
Und schau ich sie, wird mir gar wohl zu Muthe;
Von ihrer Güte mag ich Heil gewinnen.
Sie ist mein Trost in Sehnsuchtsnoth;
Kein Unmuth bleibet im Gemüthe.
Ihr' Schönheit hält mich frisch und roth.
Drum bitt' ich Gott, daß Er sie recht behüte.

Ich freu' mich, daß ich darf gedenken,
Wann ich nur will, der herzelieben Frauen.
Sie kann die bittren Schmerzen lenken;
Ihr Anblick schon schafft mir Vertrauen.
Die braunen Brau'n, die Augen klar,
Ihr Mund recht als er glüh'te —
Wie fern ich sei, ich wünsch ihr wahr
Und bitte Gott, daß Er der Reinen hüte.

*) 1te Strophe übers. vom Verf.; 2te von K. Förster.



Dreizehnter Abschnitt.

1271 bis 1279.

Als die Glocken das neue Jahr 1271 einläuteten, konnten die Bewohner Meißens aus ihres Fürsten Antlitz Frohmuth und friedliche Ruhe lesen. Jenen fand er in Elisabeth, die Ruhe durch den Frieden mit den Söhnen. Es gab ein Stücklein blauen Himmels in seinem Leben. Wie lang sich jenes zeigen würde, blieb allen Sterblichen verschlossen. Zum neuen Jahr jedoch hofft jeder gern, hoffte auch Heinrich, wiewohl er doch nach 53 Jahren Lebenszeit sich sagen konnte, daß Glück und blauer Himmel nicht Bestand haben und wie gar oft auf lange Zeit mit Jammer und Elend wechseln. Das aber sollte Heinrich bald bethätigt finden.

Im Lande und in der großen Welt zog am Horizonte ein Gewölk auf, das mählich immer größer und finsterer ward. Mißwachs überall und Kriege da und dort suchten die Menschen heim auf Jahre in nie geahnter Schwere.

König Ottokar von Böhmen, Agneta's Neffe, war mit Stephan von Ungarn in Streit gekommen, der zu

blutiger Fehde ward. Heinrich und seine Söhne standen dem Verwandten bei und erlaubten ihm, daß er im Meißnerlande, in Thüringen und Sachsen Söldner warb. Deren erhielt Ottokar in Menge; die Zeiten waren schlecht und wurden noch viel schlimmer.

Jeder Krieg ist ein Uebel, ist Folge der Sünde. Zu jener Zeit war das Uebel doppelt groß, denn nach dem Ende der Menschenschlachterei kam das zweite: Die Rückkehr der an Raub und Mord gewöhnten Söldner. Heinrich kannte diese Landplage und traf Vorbereitungen zur Steuerung dieses und des anderen Uebels. Nur ungern nahm er Abschied von Elisabeth, die ihm von einer stillen Hoffnung etwas in's Ohr geraunt. Er reiste mit seinen Söhnen nach Prag. Am 14. Juli kam dort ein Friede zu Stande. Die Freude hierüber ward ihm bald getrübt. Nach langer Abwesenheit zurückgekehrt, empfing ihn sein Gemahl voll Trauer. Das erstgeborene Kind, ein Söhnlein, war nach kurzem Leben wieder gestorben. Die junge Mutter blieb mit der Trauer allein; Heinrich konnte dieser nicht nachhangen. Jetzt galt es, im Land umherzureisen und anzuordnen, daß die rückkehrenden Söldner streng überwacht wurden. Dabei sah er mit eigenen Augen die schlimmen Folgen des Mißwachses, viel Elend und Sorge um des Lebens Nahrung und Nothdurft. Galt doch ein Erfurter Malter Getreide mehr als 6 Mark Silber*), ein kleines Brod 1 Schilling. Die Nahrung ward fast unerschwinglich. Wohl ging der Anblick des vielen Elendes dem Fürsten durch's Herz; doch machte sich ein Dämon darin laut, der an den geernteten schnöden

*) Nach III, etwa 180 M. jetz. Währung. Dagegen siehe S. 301.

Undank aus früheren Jahren erinnerte. Aber die Versuchung ward durch eine gute Stimme aus Elisabeth's Munde zurückgedrängt, welche sanft auf dem Herrn hinwieß, der ohne Unterschied so vielen Menschen wohlgethan, auch den unwürdigen. Darauf gab Heinrich gern nach und reiste mit vollen Händen umher, die Noth zu lindern.

Selbst Klöster mußten darunter hart leiden; von ihnen auch das der Sct. Klaren-Nonnen zu Suselitz. Heinrichs Kassen zeigten schon große Lücken. Doch schaffte er anderwärts Rath. Er befreite Dreßden vom Marktzoll mit dem Beding, daß dessen Bürger 10 Mark Silbers an Suselitz zahlten. Auch forderte er die Reicheren zu kräftigerer Hilfe auf. Die ward geleistet; schenkte doch allein Hermann von Promnitz dem Kloster die Güter, die er in Zehren hatte. Selbst Isaak bracht ein ansehnlich Sümmlein herbei

Auch im nächsten Jahre waltete Trauer im Hause und Kummer im Lande. Ein zweites Knäblein ward dem Markgrafen geboren, und auch dieses nahm der Herr nach kurzer Zeit wieder zu sich. Im Lande aber dauerten Mißwachs und Hungersnoth fort, also, daß Heinrichs landesväterliches Herz nicht aus dem Kummer herauskam. Es war, als hielte Gott ein allgemein Strafgericht.

Im Jahre 1273 gab's ein erleichtert Aufathmen im Hause und im Reich. Ein drittes Söhnlein ward dem Fürstenpaar zu eigen. Das blieb leben und erhielt den Namen Friedrich, denn friedreich ward die Zeit, da man nach Cornwallis' Tode den Grafen Rudolf von Habsburg zum deutschen König erkoren. Mit dieser Wahl endigte das traurige Interregnum, das soviel Unheil über's Reich gebracht.

Noch traute Heinrich nicht; er mußt erst wissen, weß Geistes Kind der neue König war. Auch Ottokar von Böhmen war mißtrauisch gegen Rudolf und ward sein größter Gegner. Die Wettiner, Heinrich und seine Söhne, hielten zu Ottokar. Sie erschienen nicht zu Rudolfs Hoftagen, ihre Lehen zu empfangen und Hulde zu schwören. Sie zusammen waren mächtig genug, um wenigstens eine abwartende Stellung einnehmen zu können. Rudolf schien es nicht beachten zu wollen. Um einem Conflikte mit dem Papste auszuweichen, war er so klug, daß er bei allem Vorbehalt auf Italien sich doch nicht in dessen Verhältnisse mischte. Sein ganzes Augenmerk war weislich auf Befestigung seiner Stellung in Deutschland gerichtet, und ebendas hatte Heinrich und dessen Söhne anfänglich stutzig gemacht. Dietrich war deßhalb oft bei seinem Vater. Auch holte er bei ihm sich manchen Rath. In Leipzig wurde die Stadtverwaltung anno 1273 selbständiger gemacht. Die Stadt erhielt einen Bürgermeister und Stadträthe. Das mußte geordnet, ebenso das Gebaren Erfurts besprochen werden, dessen Stadtbehörde und Gemeinde das dortige Augustinerkloster niedergerissen, dieweil sie den Aufenthalt von Mönchen nicht leiden mochten.

Heinrich hielt sich weit öfterer in Dreßden auf, denn früher. Elisabeth gefiel der Ort, woselbst der kleine Friedrich das Licht der Welt erblickt und wohl gedieh. In Meißen ward ihr die Veste zu unruhig. Bischof Withego ging anno 1274 damit um, den altersschwachen Dom neu herzustellen zu einem großen prächtigen Bau, wie er noch heut zu sehen ist. Vom Lyoner Concil erhielt Withego die erbetene Erlaubniß, zur Beschaffung der Mittel einen 40tägigen Ablaß der Sünden denen zu er-

theilen, welche Beiträge zum Dombau lieferten. Da begannen denn schon manche Vorbereitungen zum Baue, die den Aufenthalt in der markgräflichen Burg nicht angenehm machten. Heinrich verweilte hierin meist nur, wenn die Regentenpflichten ihn riefen, wie auch in diesem Jahre, da Meinher III. an die ritterbürtigen Bürger von Freiberg, Gebrüder Heinrich und Tilemann Theler, das Dorf Owa (Oberau) zu Lehen gab. Das bedurfte des Fürsten Consens. Sonst weilte dieser theils auf dem Tharand, noch mehr in Dreßden.

Im Stillen trug hier Elisabeth eine bange Sorge in sich herum. Sie selbst wollt' gern in ihrem unteren Rang verbleiben; doch für das Söhnlein Friedrich konnt sich die Zukunft unsicher, wenn nicht gar traurig gestalten; sie wußte ja genau, daß sogar ihr nunmehriger Stiefsohn Albrecht sich an seines Vaters Land vergriffen. Wie leicht konnt' ihren Friedrich in späterer Zeit ein Gleiches widerfahren.

So sehr sich Elisabeth auch bemühte, den äußeren Ausdruck einer Sorge nicht sehen zu lassen, bemerkte sie Heinrich doch. Er drang in Elisabeth und diese mußte beichten. Da umschlang Heinrich sein Weib und tröstete sie:

„Besinnest Du Dich noch auf jene Stunde, die erst trüb begann und glückselig für mich endete, da Du die Meine sein wolltest? Sieh'! Damals versprach ich Dir, nicht zu ruhen, bis Du in ebenbürtigen Stand erhoben seiest. Auch unser Friedrich muß ihn erhalten. Mein Wort aber halte ich. Nur hab annoch Geduld, bis unser Verhältniß zu König Rudolf sich gebessert und geklärt. Der hat den Consens zu erteilen“.

Wie gern beruhigte sich Elisabeth dabei; wenn nur ihr Söhnlein in Schutz kam. Der Gemahl sollte sie nur glücklich und zufrieden sehen, und, ihres Wort's gedenkend, wollt sie dem Gatten tröstend, stärkend und aufheiternd das Leben wohlgemuth machen. Dazu aber sollte ihr das nächste Jahr 1275 vollauf Gelegenheit zur Übung bieten.

Von Neuem hatten Albrecht und Dietrich sich entzweit, Letzterer verband sich mit dem Erzbischof Konrad von Magdeburg und drang mit dessen und seinem Heer in Thüringen ein. Albrecht stellte seine Mannen entgegen und focht gewaltig, also, daß er die Feinde zurückschlug, und bis in ihr Land hinein vertrieb.

Das aber erzeugte schwere Sorgen in Heinrichs Brust.

Die Theuerung und Lebensmittelnoth war noch immer nicht gewichen, da trat nach vielem Regen manch ein Fluß, vor Allem der Elbstrom, weit über seine Ufer, also daß er Äcker, Wiesen und Gebäude überfluthete das ganze Stromgebiet entlang. Nothschreie erschollen überall, und schmerzliche Hülferufe drangen bis zu Heinrich. Der gab von Herzen willig, was er konnte, bis seine Kassen leer waren. Er saß in seiner Kemenate zu Dreßden und trauerte tief um seine schwergeprüften Landeskinder, und mußt von Neuem trauern, als ihm die Kunde zukam, sein viellieber Ulrich von Lichtenstein sei gestorben.

Nicht achtend solcher Noth hatte der streitsüchtige Bischof Withego wegen angeblicher Grenz- und Hoheitsverletzungen den alten Stank und Zank um die Scharffenberger Bergwerksrechte und die Münzerei wieder aufgerührt, als hätte dieses Jahr des Elendes noch nicht genug. Um seine Macht dem erlauchten Heinrich recht

fühlen zu lassen, that er ihn in den Bann und über die Meißnerlande verhängte er das Interdikt.

Der Bann schloß den Markgrafen aus der kirchlichen Gemeinschaft aus und entzog ihm alle durch die Taufe erlangten Rechte. Das Interdikt aber untersagte den Gebrauch kirchlicher Handlungen.

Heinrich, ergrimmt ob solcher priesterlicher frecher Herrschsucht, wollt ihm gehörig antworten, nur suchte er die Angelegenheit vor Elisabeth zu verschweigen, die um eines zu erwartenden kleinen Wesens willen der Schonung sehr bedurfte. Vor der Hand antwortete in der getreuen Stadt Meissen, da man ergrimmt war über den Bischof, ein Anderer. Gen Dreßden drang die Kunde, Withego sei auf einer dunklen Gasse von einem Manne mit drei oder vier wuchtigen Hieben dergestalt traktiret worden, daß er sich hätt zu Bett legen müssen. Wer der garstige Mann gewesen, ließ sich nicht ermitteln. Man muthete den alten Lips; auch dem Schneider Wigelbein ward's angedichtet, doch hierfür ergaben sich keine greif-baren Beweise.

Als Elisabeth das vernommen, fragte sie eine ihrer Edelfrauen nach dem Grund dieser Übelthat. Mocht jene nicht instruirt, oder zu dumm gewesen sein, sie sagte ohne Hehl: Wegen des Bannes über den Herrn und des Inter-diktes über das Land. Darüber war Elisabeth so er-schrocken, daß sie ohnmächtig ward und auf den Boden fiel.

Zwei Wochen darauf gab sie einem Söhnlein das Leben. Das blieb auch leben, aber nicht lang danach ergab sich, daß das arme Kindlein gelähmt war.

Das war für Heinrich der herbste aller Kummer-schmerzen, die er Schlag für Schlag in diesem Jahr er-

fahren. Er beugte sich tief nieder und verhüllte sein Gesicht.

So traf ihn Elisabeth in seinem Gemache. Selbst schwer leidend, sah sie den Gemahl doch noch viel zerstörter. Mitleidig sagte sie:

„Heinz, mein Heinz, steh' auf! komm an die Seite deines Weibes!"

Und als er sich wie willenlos zu ihr gesetzt, umschlang sie ihn mit einem Arme. Aus ihren Augen rannen wohl die Thränen, doch lächelte sie mild, als sie sagte:

„Hat denn mein Herr und Gemahl so ganz vergessen, wessen wir in Nöthen uns erinnern sollen? Heißt's nicht von ihm, dem Heiland und Erlöser: ‚Schauet doch und sehet, ob irgend ein Schmerz sei, wie mein Schmerz, der mich getroffen hat?' Heinz, lieber Heinz! was ist denn unsre Noth gegen unsres Heilands Schmerz, da ihn der Herr voll Jammer gemacht am Tage seines grimmigen Zornes. Für wen? Für uns! auf daß wir Frieden hätten, auf daß wir Alles, was uns sorget, auf Ihn werfen und hoffen sollen. — Will dir's denn gar nicht gelingen, dich an ihn festzuklammern und auszurufen: ‚Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!?' Ist unser Schmerz gegen seinen denn gar so groß, daß wir uns nicht ertrösten und das Haupt wieder aufrichten könnten zu Ihm, der unser Vater ist? Wo ist der starke Mann, der noch viel Schlimmeres überwunden?"

Da endlich kamen Heinrich erlösende Thränen. Er faßte seines Weibes Hand und sagte leise:

„Dich hat mir Gott gesandt, gegen den zu murren ich schon im Begriff stand. Er segne und behüte dich!"

Elisabeth aber legte ihr Haupt an seine Brust, und nachdem die Christin lächelnd gesprochen, weinte die Mutter bittere Thränen. Es war ihr doch zu viel. Dem Gatten nur zu Liebe hatte sie den Mutterschmerz unterdrückt.

Jetzt war es an Heinrich zu trösten, und das war recht gut. Der Trostbedürftige wächst mit dem Trösten Anderer. Er erstarkte durch des geliebten Weibes Wehe.

Als Beide sich gesammelt, sagte Heinrich:

„Was schiert mich Bann und Interdikt, das trennt uns nie von Gott! — Komm Weib, und laß uns beten.“ — — —

* * *

Das vieljährige Elend der Hungersnoth, durch fortgesetzten Mißwachs entstanden, hatte auch den Bischof Withego nicht ungerührt gelassen. Zwar heißt es, ‚Wo nichts ist, da hat der Kaiser das Recht verloren‘. Doch andere Bischöfe hatten trotzdem ihre Zehnten eingetrieben und so das Landesübel nur noch größer gemacht. Das war nicht Withego's Art. Wohl kamen von 1276 an bessere Zeiten; williger gab die Natur, was Menschen zu ihrem Dasein von ihr heischen mußten. Doch blutete noch immer die große Wunde, also, daß der Bischof einsah: Es wird noch Jahre dauern, ehe die heimgesuchte Menschheit sich erholt.

So hatte denn Withego dem Volk zu Liebe die Rücksicht auf den Papst hintangesetzt. Waren die Abgaben nach Rom ohnehin sehr drückend, so wurden sie in Kriegs- und Mißwachszeiten unerschwinglich, und nur durch Grausamkeit konnte es gelingen, etwas herauszuklopfen. Withego dagegen weigerte die Abgabe des Zehnten an den Papst und untersagte auch allen seinen Geistlichen,

die Steuer zu erheben. Das war menschlich und näherte den Landesfürsten dem Bischof, also, daß dieser Exkommunikation und Interdikt aufhob; sah er doch zugleich, daß diese Strafen bei der Erhabenheit des Fürsten und der Treue seiner Unterthanen nichts nützten.

Heinrich trug seinen Kopf hoch, trotz jenes Bannes und des vielen Leides, das er in seinem Hause mußt erleben. Wer ihn sah in seiner majestätischen Haltung, konnte glauben, daß all das Elend spurlos an ihm vorübergegangen sei. Doch wenn Heinrich früher mit geschwellter Brust in edlem Stolze einherging, so hielt ihn jetzt ein felsenfest Vertrauen zum Herrn aller Herren aufrecht. Das edle Werkzeug hierzu war Elisabeth, der er es bis zu seinem Tode nicht vergessen konnte.

So sah man ihn in diesem Jahre nicht mehr gebeugt, als ihm die Kunde ward, daß seine Söhne, Albrecht und Dietrich, wieder und immer wieder Streit miteinander hatten, diesmal wegen des Stiftes Naumburg. Da schrieb der Vater einen Brief an sie und wieß eindringlich auf den Herrn, von dem sie sich so weit entfernt hätten. Das mochte doch gewirkt haben. Die Brüder einigten sich und das zu rechter Zeit. Der neue Erzbischof von Magdeburg und dessen Bruder, Markgraf von Brandenburg, hatten jenen Zwist benutzt und griffen der Brüder Lande an. Doch die Geeinigten waren stark und schlugen die Feinde aufs Haupt, also, daß diese bei Nacht und Nebel schimpflich fliehen mußten.

Auch Heinrichs Verhältniß zu König Rudolf unterlag mählich einer Wandlung. Die Förderung und Klärung im wahren Christenthum, wie dieses in Elisabeths Herz schon

längst bestanden, milderte Heinrichs Abneigung gegen den König. Sah er doch auch zugleich, wie dieser fortgesetzt gerecht und edel im Reiche waltete und Unterdrückten beistand. Darum suchte Heinrich auch seinen Anverwandten Otokar von Böhmen zu bestimmen, von seinen Kämpfen wider Rudolf abzustehen.

Ob dies gewirkt haben, ob Otokar erschöpft sein mochte, genug, es trat ein Stillstand in dem Kriege ein. Auch seine Söhne suchte Heinrich umzustimmen. Doch diese unterstützten Otokar noch immer mit Truppen, also, daß Heinrich in seiner weisen und gerechten Näherung zum König zur Zeit allein dastand.

Die Warnungen des erlauchten Markgrafen erwiesen sich als wohl begründet. König Rudolf wartete nicht ab, ob Otokar Einsicht bekommen würde. Er drang vor und der Böhmerkönig mußte sich am 25. December unterwerfen, wenn auch mit innerem großen Groll und dem Bestreben, dies Joch einst wieder abzuschütteln.

Nunmehr stand zwischen Heinrich und Rudolf keine Scheidewand mehr. Unbekümmert um seiner Söhne und des Böhmen Unmuth hierüber, blieb Heinrich der gewonnenen Erkenntniß treu. Bei Rudolfs Edelsinn blieb dies nicht ohne gute Folgen. Vergessen war der erste Widerstand des Markgrafen, und als sich dieser zum ersten Male mit dem König um des Klosters Seuselitz willen in Verbindung setzte, kam gleich darauf die Antwort, in welcher der Känig in einer Urkunde vom 4. März 1277 die Bestätigung der Klosterstiftung aussprach, daneben auch ein Brieflein folgte, darin Rudolf seine Freude aussprach, über Heinrichs Pflege und Errichtung guter Schulen.

Jetzt war nun auch der Zeitpunkt gekommen, auf welchen Heinrich sein Gemahl vertröstet, da er ihr gesagt: „Hab annoch Geduld, bis das Verhältniß zu König Rudolf sich gebessert und geklärt." Jetzt war's geklärt! jetzt war's nicht nur gebessert, sondern gut. Einen zweiten Brief sandt er an Rudolf ein; er schrieb ihn heimlich, auf daß Elisabeth davon nichts erführe. Auch hiernach kam die Antwort bald; Rudolf war exakt in allen seinen Handlungen.

Als Heinrich des Königs Schreiben las, ward er gerührt und doch beschämt. Rudolf schrieb ihm, daß er ihn längst gar hoch geschätzt als Fürsten und Menschen, schon als er noch der einfache Graf von Habsburg gewesen. An eine längere Dauer von Heinrichs kühlem Wesen hätte er von vornherein nicht geglaubt; sie Beide müßten sich dereinst verstehen lernen. Er rühmte Heinrichs Treue zu Kaiser Friedrich und nun auch er Treue von ihm erfahre, sei sein alter Wunsch erfüllt, darum er denn von Herzen gern Heinrichs Wunsch erfülle.

Das Schreiben trug Heinrich zu Elisabeth. Aus seinem Antlitz konnte diese helle Freude lesen, und aus dem Schreiben: ‚Daß König Rudolf des Markgrafen Gemahlin, sowie Beider Kind, als fürstlich ebenbürtig erkläre'.

Da schaute Elisabeth unter Thränen lächelnd zu ihm auf und reichte ihm die Hand. Die Thränen galten so mancher trüben Erfahrung, da sie früher von dem und jenen Edlen nicht für voll angesehen und danach behandelt worden war. Das hatte sie in Demuth verschluckt und mit Vergebung verschwiegen. Ihr Gemahl sollte keine trübe Stunde dadurch haben; sollte auch heute den Namen jener Geringschätzenden nicht erfahren. Es war ja alles

gut gefügt von Gott, darum auch jetzt in ihrem Innern der Schluß der fünften Bitte rief; ‚Wie wir vergeben wollen unsern Schuldigern'. — Das Lächeln aber galt dem Söhnchen Friedrich, um dessen Zukunft willen ihr oft im Herzen bang war.

Die früheren Zeiten kamen wieder in's Gedächtniß. Im Fluge gedachte das fürstliche Paar der mitsammen durchlebten Ereignisse, und Freude herrschte im Hause, wie im ganzen Meißnerlande. Heinrich aber gedachte im Stillen fromm auch seiner früheren Gemahlinnen und ließ für beide Seelenmessen lesen.

Auch Albrecht und Dietrich kamen nach Dresden, um aufrichtig ihre Freude auszudrücken, vor allem Albrecht. Noch lebhaft stand in seinem Gedächtnisse die muthige Gutthat Elisabeths, die ihn vor weiterem Bösen bewahrt. Er küßte und drückte seiner jungen Stiefmutter die Hand, und Beide sahen sich verständnißinnig an, ohne ein Wort dazu nöthig zu haben.

Viele andere kamen noch bis Ende des September; die Großen des Landes erschienen, auch Withego. Sie alle schauten zu Elisabeth bewundernd auf, da sie sahen, daß deren demüthig Wesen nicht im geringsten sich geändert hatte. Heinrich wollte es scheinen, als sei des Bischofs Wesen gedrückt, und wußt nicht, wie er's deuten solle. Als er danach den Bischof in einer stillen Ecke danach fragte, erfuhr er zu seinem Erstaunen, daß Withego vom Papste exkommunicirt worden sei. „Warum?" — „„Weil ich in jenen Jahren erbarmungswürdigen Elends den Zehnten nicht erhoben und nicht nach Rom geschickt.""

Da faßte Heinrich des Bischofs Hand und sagte:

„Hochwürdiger! laßt Euch das nicht anfechten. Ihr

habt Euch Gottes Lohn erworben, und der wird Euch nicht in den Bann thun."

Alsbald that Heinrich Schritte, daß der Bann aufgehoben würde. Ist auch bald geschehen, also, daß die Geistlichen in Dresden den Bischof ohne Verlegenheit gastlich aufnehmen konnten. —

Freudiger denn je widmete sich Heinrich im nächsten Jahre 1278 wieder der Verwaltung seines Landes in alter Frische, obgleich er schon an 60 Jahre zählte. Sein Mühen galt von Neuem den Schulen, in denen er fleißig einkehrte, um zu prüfen, wie's mit dem Fortgang stünde. Am meisten hatte er darin in Meißen zu thun. Hier gab es in der Stadt eine Volksschule, darüber der Propst zu S. Afra die Aufsicht führte. Auch eine Judenschule war gegründet worden. Das hatte den steinalten Isaak so hoch erfreut, daß er in den Nothjahren dem Landesfürsten eine große Summe gebracht, mit der Bitte, sie unter Hülfsbedürftige zu vertheilen. Droben aber auf den Bergen stand die Schule im Domstift, glänzte die im Chorherrenstift zu Sct. Afra, also, daß auch jetzt noch manch ein Scholar der schola cathedralis entlief und sich der Afraschule zuwandte. Zwar hatte Papst Nikolaus III. auf Einwendung des Bischofs und des Domkapitels in gegenwärtigen Jahre dem Aframünster verboten, Scholaren der Domschule ohne Genehmigung des Domrektors aufzunehmen; aber trotzdem hatte sich die Afraschule um 24 Schüler vermehrt, gerade zu der Zeit, da Heinrich in Meißen war.

Der Fürst hatte seine Freude daran; ließ sich gern unter des Sangmeisters Johann Alefelds Leitung vorsingen und gedachte am Schlusse seines Besuches eines früheren

Schülers, Heinrich, dessen Sang schon lange im Süden des Reiches hochgehalten werde, da er zum Lob des Herrn und edler sittiger Frauen viel gedichtet, also, daß man Heinrich, den Meißner, auch Frauenlob genannt und mit Ehren behandelt habe, darauf die S. Afra-Schule benebst der Stadt Meißen stolz sein könne, „doch Frauenlob auch auf die S. Afra-Schule und seine Vaterstadt Meißen“, hatte der Fürst zur Freude der Erwähnten zugefügt.

Auf der Rundreise hatte Heinrich ob der Schulen Stand manch Erfreuliches erfahren, weniger aber ob der Geistlichen. Selbst Withego war ärgerlich. Immer wieder kamen Amtsvernachlässigungen seitens der Domherren vor, also, daß Withego feste Einrichtungen zu deren Verhinderung zu treffen genöthigt war.

Noch toller hatten es die Mönche im Kloster Zschillen getrieben; ihr zügelloses Leben ward immer ärger. Drei Bischöfe hatten sich vergeblich bemüht, dem Einhalt zu gebieten. Doch jetzt hatten sich die Mönche sogar so weit vergangen, daß sie am Tage vor Pfingsten, als der Propst ihre Beichte abzuhören kam, auf diesen bewaffnet eindrangen und ihm ein Bein abhieben. Der Prior ward von den Unmenschen an Kopf und Hals tödtlich verwundet. Withego gab alle Hoffnung auf Besserung auf und bat um die Zustimmung Heinrichs, daß das Kloster aufgegeben und dem Deutschen Orden überlassen werde.

Unter obwaltenden Umständen ging Heinrich zornentbrannt darauf ein, und wurden darüber 2 Urkunden ausgestellt, davon die eine unter'm 13. November 1278, die andre unterm 6. November des nächsten Jahres gezeichnet ist.

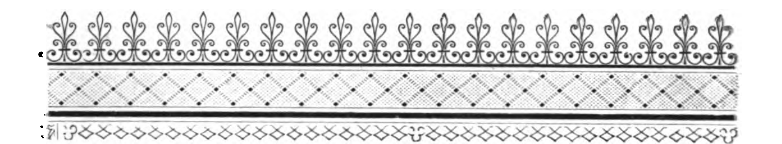
Ehe dies geschah, war Otokar von Neuem hervorgebrochen gegen König Rudolf. Auch jetzt noch hatten Heinrichs Söhne dem Verwandten beigestanden, mit so viel Kriegsvolk, daß dieses einen besonderen Schlachthaufen bildete. Der 26te August bracht die Entscheidung. In Unter Oesterreich liegt zwischen der Donau und der March eine große Ebene, genannt das Marchfeld. Hier kam's zur Schlacht. Auf Rudolfs Seite war der volle Sieg. Otokar ward aufs Haupt geschlagen im bildlichen und wirklichen Sinne, also, daß er schwerverwundet starb. So fielen Otokar's sämmtliche Lande in des Königs Hände. Der hätte sie behalten können. Doch großmüthig ließ er Böhmen und Mähren dem Sohne des Besiegten, Wenzel. Mit Zustimmung der Kurfürsten verlieh Rudolf Oesterreich, Steiermark und Krain an seine Söhne Albrecht und Rudolf.

Also ward der Habsburger Herrschaft und Macht begründet. — Nicht ohne Bangen sah Heinrich nun der Möglichkeit entgegen, daß König Rudolf sich an seinen Söhnen rächen würde. Doch hatte er des Mächtigen Großherzigkeit noch nicht im vollen Maß gekannt. Der König verzieh und ließ die jungen Wettiner in Ruh.

Nunmehr ging der Monarch daran, die Landsfriedensbrecher und Raubritter im Reiche zu züchtigen. Neunundzwanzig derselben wurden enthauptet, 66 Vesten eingenommen und zerstört. Friede herrschte und Sicherheit in den deutschen Landen. Der Bürger konnte ruhig sein Gewerbe treiben, der Kaufmann den Geschäften nachgehen und der Bauer sein Land pflügen, also, daß sie sich von den unzähligen Unthaten und Plackereien der Ritter, wie von dem Elend des langen Mißwachses wieder erholten.

Da begannen auch Albrecht und Dietrich die Größe und Gerechtigkeit Rudolfs einzusehen.

Am 12. December desselben Jahres hielt Rudolf großen Hof zu Erfurt, die Herstellung des Landfriedens zu vollenden. Da ritten auch Heinrich und seine Söhne dorthin und huldigten. Rudolf nahm sie alle freundlich auf. Mit Heinrich schloß er warme Freundschaft, davon noch heute eine Urkunde vom 4. Januar 1279 zeugt. — In diesem Jahre lebte Heinrich mit Elisabeth und den Kindern viel in der Veste Tharand still und friedlich, und rings die Berge und Wälder schauten auf ein glücklich und zufriedenes Familienleben.



Vierzehnter Abschnitt.
1280 bis 1288.

Ein sonderlich Ding ist's um die Abschätzung der Zeit. Gerade in der sprossenden, blühenden, rasch aufstrebenden Jugend vergehet sie am langsamsten; die denkt, das Leben müsse ewig währen. Im Alter aber, dem gemächlich zögernden, entschwindet sie am schnellsten, und hier erst lernen wir verstehen, was der Psalmist vom Menschenleben sagt: ‚Es ist, als flögen wir davon.'

Noch Mancherlei erlebte Heinrich, der Erlauchte, an sich und Anderen, aber wie im Fluge ging Alles an ihm vorüber und ihm war, als flöge er davon. Warf er einen Blick in Wernt Rissel's Chronika, überdachte er sein eigen Leben vom Jahre 1227 an bis jetzt, so war sein Denken gleich der gedrängten Schreibart der Historiographen in einem kleinen Lehrbuch.

So heißt's von Hanibal: ‚Er war anno 247 v. Chr. geboren, ward 221 Oberbefehlshaber in Spanien, eroberte das Land bis zum Ebro, ging 218 über die Pyrenäen und die Alpen, schlug die Römer, errang in Etrurien Sieg

auf Sieg, ward 203 nach dem bedrohten Karthago zurückberufen, und flüchtete sich danach zum König Prusias von Bithynien, wo er im Jahre 183 durch Gift sich tötete'. — Als wär dies Alles nur ein Augenblick gewesen. Und über dem Allen waren 64 zähe Lebensjahre verstrichen, das sind: 768 lange Monde!

Heinrich zählte anno 1280 62 Lebensjahre, und wenn er überdachte, was Alles er in diesen durchgemacht, erschien ihm diese ausgedehnte Zeit wie eine Spanne nur, und Alles wie ein Traum. Das Folgende ging ebenso rasch an ihm vorüber.

Dahin gehört die entstandene große Verwirrung der kirchlichen Angelegenheiten Meißens. Withego hatte sich durch sein störrisch Wesen abermals die Exkommunikation vom Papste zugezogen, diesmal wohl verdientermaßen. Nur dem Sct. Afra-Stifte gestattete Nikolaus III. bei Landes-Interdikt: Gottesdienst zu halten, aber bei verschlossenen Thüren, ohne Glockengeläut, mit gemäßigter Stimme. Der blaue Himmel lachte hierüber und meinte es gut mit dem Lande, also, daß eine wohlfeile Zeit entstand und auch die letzten Wunden vernarbten.

Die Herzenswunden aber hörten nicht auf; die kamen von einer Wunde auf der Wange.

Albrechts Söhne, Friedrich und Dietzmann, noch Jünglinge, hatten die meisten ihrer Lebensjahre beim Oheim Dietrich zugebracht, auch oft beim Großvater. In ihren Herzen war die Liebe zum Vater fast erloschen; die zu ihrer Stiefmutter Kunigunde nie dagewesen. Was sie als zarte Knaben erleben mußten, ließ sich nicht vergessen. Wohl suchte Oheim Dietrich den jugendlichen Groll zu bändigen, den sie vor diesem offen gegen ihren Vater

zeigten; doch als sie die erste Manneskraft in sich spürten, war jener Groll nicht mehr zu dämpfen. Die Brüder trafen im folgenden Jahre Anstalten, gegen Albrecht aufzubegehren und rüsteten im Stillen.

Als Heinrich und Elisabeth hiervon erfahren, erschraken sie nicht wenig. Der Fürst setzte einen dringlichen Mahnbrief an die Enkel auf, und legte ihnen an's Herz, wie sündhaft ihr Beginnen sei, da doch, dem sie widerstrebten, ihr eig'ner Vater sei. Seine Worte waren Keulenschläge auf die jungen Herzen und doch zugleich auch mild, eben weil die Herzen jung waren, und ihre Auflehnungen begreiflich. Lebhaft und eindringlich schrieb Heinrich; wußte er doch selbst, wie tief es schmerzte, wenn ein Sohn wider den Vater zieht. Den Brief mußten Meinher III. und Maltitz eigenhändig überbringen.

Als die Gesandten bei den jungen Fürsten anlangten, fanden sie die letzteren bereits in einem schnell geschaffenen Feldlager. Hier gaben sie den Brüdern des Großvaters Brief und warteten des Erfolges; der war nicht gut. Die Jünglinge waren zu erzürnt auf Albrecht.

Heinrichs Boten, schon im Greisenalter, ließen ihr erfahrenes Alter sprechen, und sagten Mancherlei, was im Sinne des ihnen wohlbekannten Briefes lag. Auch sie betonten, welch' Gräuel es sei, dem Vater Feind zu sein.

Darauf erwiderte Friedrich zornig:

„Alles, was er meinem Bruder und mir thut und gethan, vergesse ich wohl. Aber des Bisses, den meine selige Mutter mir in die Wange gebissen, kann ich so wenig vergessen als mir die Narbe vergeht."

Das war der Endentscheid. Heinrichs Gesandte wurden

wohl und gut verpflegt, doch ritten sie unverrichteter Sache wieder ab.

Als sie zurückgekommen nach Dreßden, fanden sie Albrecht vor, zu ihrem großen Erstaunen, da sie doch gesehen, daß es dessen Söhnen Ernst war. Nach ihrem Bericht an Heinrich zogen sie sich deshalb einstweilen auf Geheiß in's Nebengemach zurück, des Winkes ihres Fürsten harrend, wenn er seiner Räthe in diesem Stücke etwa brauchen sollte. Das aber erschien ihnen als gar möglich, da sie durch die nur leichte Thür Dinge vernahmen, die sie mit tiefem Ernst erfüllten.

Der Augenblick, da Heinrich und Elisabeth mit Albrecht sprachen, gebar der Seelenregungen verschiedene. Albrecht sprach aufgebracht und zornesvoll ob der Unthat seiner Söhne und wollte sich nicht weisen lassen. Wohl verurtheilte auch Heinrich jene That, doch mahnte er Albrecht zu väterlicher Nachsicht. Einen vertrauten Rath sollt' er zuvor und bald an seine Söhne schicken, deren Beschwerden nochmals und einzeln zu vernehmen; dabei auch zu erkennen gebend, er sei seinen Söhnen zu friedlichem Ausgleich gern bereit. Heinrich sprach streng und klar, vorerst an Albrechts Klugheit appellirend.

Das ging dem Landgrafen wider den Strich, und lange dauerte das Gespräch hin und her, eh' er anderen Sinnes ward. Das aber geschah durch Elisabeth, als Albrecht sich auch an sie gewandt.

„Hab bis jetzt geschwiegen," sagte sie. „Möcht's gern auch ferner thun. Doch da Du wünschest, mich zu hören, will ich zu hören geben. Gern thu ich's nicht. Hier aber gilt es, ein unselig Unheil abzuwenden, und darum muß ich reden. — -- Vielleicht entsinnst Du Dich noch, als

einst ein einfach Mägdlein zu Dir kam im Schlosse Lichteck. Die Maid wußte gar wohl, was sie wollte. Sie wollte einem undankbaren Sohne, deß Vater ihm sein Leben lang nur Lieb erwiesen, in's Gewissen reden. Sie that's, sprach frei vom Herzen weg und rief dem fürstlichen Sohne zu: „Wenn nun, was Gott verhüte, einst Eure Söhne sich wider Euch erheben sollten? Wenn Gott der Herr dies als ein wohlverdientes Strafgericht verhängte? Da würdet Ihr Euch vor Schmerzen krümmen und Euch sagen müssen: ‚Weh' mir! Das hab' ich ob der Gräuelthat an meinem Vater verdient!' — — Damals weintest Du und versprachst reuige Umkehr. — Und jetzt? Wo zween hart und übelbehandelte Söhne sich gegen einen Vater auflehnen, der ihnen niemals Liebe hat gegeben, der ihre theuere fürstliche Mutter grausam verstieß, um es mit einem Kebsweib zu halten —"

„Halt ein!" rief Albrecht auffahrend; die Kunne ist mein rechtlich Gemahl!"

„Gemahl!" fuhr Elisabeth fort; „ja jetzt, und den kirchlichen Gesetzen nach! Ob rechtlich? — — Besinne Dich doch, Lieber! — Besinne Dich, wie jene Maid nicht ganz an Deinem Herzen verzweifelte; wie sie dem Glauben Sprache gab, daß in dem Landgrafen doch noch ein Keim des Guten wohnen müsse, der, von unsrem Herrn und Heiland geheget und gepfleget, zum Baume der Erkenntniß wachsen könne und zur Umkehr führen. — Und nun das Strafgericht sichtlich über Dich gekommen, wo die ungeliebten Söhne gegen den harten Vater ziehen — da willst Du's nicht begreifen und wirst zornig? Gott mag's den Söhnen Dein vergeben, aber wahrhaftig! Du bist Schuld daran. Dein Zorn zeugt nicht von Erkenntniß

und Umkehr! statt Dich zu beugen tief zur Erde, statt auszurufen: ‚Bei Gott! das hab ich um meiner Sünden willen verdient!‘ statt dessen wirst Du unwirsch und willst von Deiner Sünden Menge nichts wissen?“

Albrecht war still geworden und stand gebeugten Hauptes mit verschlungenen Armen vor der jungen Mutter da. Die aber legte eine Hand auf seine Schulter und sagte sanft:

„Mein Glaube im Herrn, Lieber, steht felsenfest: Er will, daß Keines von den Seinen verloren gehe. Und Du bist auch einer von den Seinen, dem er helfen will, trotzdem Dein Sein und Leben einer unbeständigen Welle gleicht und sich vor'm Herrn verschließt. — — Albrecht! ich seh' dir's an! Dein Zorn weicht —“

Und mit der ganzen Liebe einer Christenseele fügte sie hinzu:

„Albrecht! der gute Keim in Dir ist doch noch nicht erstorben!“

Heinrich aber blickte auf die Seite. Er sah nicht, daß Albrecht weinte, doch er hörte es. Erstaunt erschaute er, wie Albrecht Elisabeth umarmte, und hörte ebenso erstaunt, wie der Sohn sagte:

„Ich will's mit Gott versuchen, die Söhne mein in Liebe zu bereden.“

Da wandte sich Heinrich wieder nach dem Fenster und sagte leise für sich hin:

„Bei Gott! Elisabeth hat Recht! Ich sehe: Christliche Sanftmuth und Demuth schneiden durch die Herzen oft mehr als Strenge.“ —

Heinrich bot dem Sohne die Beihülfe seiner Räthe an und rief diese herein. Sie hatten verweinte Augen.

Doch Albrecht lehnte dankend ab und sagte, er würde vorerst seinen Rath Christian zu den Söhnen senden. — —

Nach Monden ward Heinrich von seinem Freunde Hermann von Henneberg befragt, wie es stehe. Darauf er düster wohl, doch nicht gebeugt — da er den Blick nach oben richtete — zur Antwort gab:

„Die Enkel haben Albrechts Rath Christian zu Schlatheim gefangen gesetzt und blutige Schlachten begonnen. Doch später, im Gefecht bei Weymar, ward Friedrich selbst gefangen, vom Grafen Käfernberg. Albrecht hat ihn in der Wartburg ins Gefängniß gesetzt auf längere Zeit. Doch hört' ich heute, Friedrich sei's gelungen, zu entkommen."

„Und das Alles sagst du mir so ruhig?", entgegnete Hermann. Darauf Heinrich:

„Lieber! Ich habe durch Elisabeth gelernt, Alles unsrem Herrn und Heiland anheimzustellen und Niemand Anderem. Drum bin ich jetzt nicht mehr erregt." —

Die Meinung schloß nicht aus, daß Heinrich nachdrücklich strafte, wo Aufruhr, Raub und Mord vorlag. Das aber geschah alsbald im Jahre 1282, da mehrere der Lausitzer Ritterschaft sich dahin vergangen. Der greise Fürst, nach Recht und Pflicht handelnd, durfte dies nicht dulden. Er zog darum in die Lausitz und berannte ihre Burgen und Schlösser. Der Übelthäter konnt er nicht habhaft werden, die waren geflohen. Dieweil nun die Güter der Flüchtlinge bischöfliches Lehen waren, begann Withego darum und wegen Zehnten einen heftigen Streit wider Heinrich, der erst im Jahre 83 beigelegt ward.

Withego schien Wohlgefallen an Quängelei und Streit zu finden. Er stritt auch gegen den Grafen Albert von

Brena, darauf gegen den Erzbischof Erich von Magdeburg. Dem Grafen hätte Heinrich gern beigestanden. Ein Augenübel zwang ihn aber, still zu halten. Das mocht ihm gar nicht leicht gefallen sein; trotz seiner 65 Lebensjahre war er noch lebhaft thatenfroh. Und gerade jetzt, wo er die Augen nicht beschäftigen durfte, erfuhr er, daß der alte Rathmann Aeschard die Chronika Wernt Rissel's fortgesetzt. Wie gern hätt er darin gelesen. So machte ihm das Leiden leiblich und geistig arg zu schaffen. Sollt er etwa erblinden? Sollt er Elisabeth und seine Söhnlein nicht mehr schauen? Und da verlangt der Arzt, er solle und dürfe nicht weinen?

„Denk nicht sogleich das Schlimmste!“ bat Elisabeth. „Wenn auch der Medicus nicht helfen kann, vielleicht thut es ein Anderer, der höchste Medicus dort oben. Der hat schon Hülfe gebracht, eh' man sich deß versah“.

Und kaum, daß sie vollendet, kam die Hülfe.

Der Vogt des Klosters Sitzenrode ließ sich melden und bat um Audienz. An Heinrichs Statt empfing ihn Elisabeth. Der Vogt berichtete, die Äbtissin und Nonnen zu Sitzenrode hätten mit Schmerz vernommen, daß der theuerwerte Landesfürst augenleidend und welcher Art dies Übel sei. Sie besäßen ein aus Kräutern hergestelltes heilsam Medicament, womit schon Manchem geholfen worden sei. Das erlaubten sie sich dem Fürsten darzubringen. Der Vogt überreichte es und gab an, wie's angewendet werden müsse. Elisabeth nahm's in Empfang und ließ den Vogt gut bewirthen. Schon selben Tages ward das Mittel auf die kranken trüben Augen gelegt. Darauf ward die Entzündung immer geringer, das Sehvermögen neu gestärkt, und eh' eine Woche verstrichen,

war das Leiden ganz gewichen. Das that dem Fürsten wohl, ingleichen die Liebe, mit der das Mittel dargereicht worden, die um so schätzenswerther war, als Heinrich sich nicht entsinnen konnte, dem Kloster in früheren Zeiten viel gegeben zu haben. Einen Dankbrief schrieb er nun mit neugestärkten Augen und legte dem ein ansehnlich Geldgeschenk bei.

Das gab dem Fürsten neuen Muth und Ausdauer. Die brauchte er auch; denn im nächsten Jahre fing Withego von Neuem Streit wider Heinrich an; diesmal wegen der Gerichtspflege im Wurzener Gebiet. Und als dies ausgeglichen war, begann der Bischof immer wieder Streit, um des Münzens willen, also, daß Heinrich der Meißner Chronika vergaß.

Der ewige Hader mit dem undankbaren, hab- und herrschsüchtigen Bischof verleidete dem Markgrafen ganz den Aufenthalt in seinem sonst so geliebten Meißen. Er wählte Dreßden, welch Städtlein frisch und rührig aufgeblüht war, zu seiner ständigen Residenz und hielt nur hier Hof. Meinher, der Getreue, waltete ja umsichtig und weise in der Stadt Meißen. Mit ihm verkehrte er bis zuletzt in Hulden und Freundschaft. Wo Meinher dem greisen Fürsten einen Wunsch erfüllen konnte, that er's gern. So auch zu Ende des Jahres 1285. Dessen Anfang aber war schmerzlich.

Zu Beginn des Februar ward dem Fürsten die Nachricht zugebracht, sein Sohn Dietrich, Markgraf von Landsberg, sei gestorben; man sage durch Gift von Mördershand.

Das schlug den Vater danieder.

„Durch Gift!“ sprach er für sich hin. „Mein Vater Dietrich durch Gift gestorben, und nun mein lieber Sohn! Und Enkel Dietrich ziehet wider seinen Vater das Schwert! — Mich dünkt, es liegt ein traurich Schicksal auf dem Namen!“

Von nun an zog sich Heinrich von der großen Welt zurück und lebte nur dem engeren Kreise der Seinen. Wohl nahm er noch Antheil an Withego's Dombau, der erst im Jahre 1290 fertig ward; sowie an des Bischofs Mühen, durch Ablässe Geld zur Vollendung zu erringen. Folgte ebenso gern den Umwandlungen in Meißen, da Meinher die Stadtmauern verlängerte, also, daß zugleich das Chorherrenstift zu Sct. Afra mit eingeschlossen ward. Auch Suselitz vergaß er nicht; bat Meinher, er möchte die Gerichtsbarkeit an's Kloster abtreten, das der Fürst theilnahmsvoll in Schutz nahm. Der Burggraf that dem Theueren Alles gern zu Willen. Doch hielt der Fürst sich nur zu Dreßden auf in stiller Zurückgezogenheit. Höchstens, daß er die Strombrücke, die er mit steinernen Pfeilern hatte herstellen lassen, überschritt und zuschaute, wie dort am rechten Ufer der nahe Wald hie und da gelichtet ward zum Anbau neuer Häuser.

Große Ausgaben und reiche fürstliche Geschenke, dereinst so gern und mit vollen Händen dargebracht, mußte er vermeiden. Die Kasse wurde oftmals leer und Heinrich genöthigt, die Städte Roßwein, Lommatsch, Mitweide, Waldheim, Oederan, zu verpfänden. Auch Rochlitz, Döbeln, Geithain und Zschopau kamen mit an die Reihe. Dafür aber herrschte Einigkeit im Hause. Der junge Markgraf Friedrich Tutta, seines Sohnes Dietrich Nachfolger, weilte viel bei dem geliebten Großvater; auch Albrecht suchte

seinen Vater öfterer auf. Die Kunne war gestorben und keine Ursache mehr zum Stirnrunzeln. Noch selben Jahres vermählte sich Albrecht mit Elisabeth, Gräfin von Arnsberg.

Am liebsten aber war Heinrich gern allein mit Elisabeth und seinen Söhnlein Friedrich und Hermann. Wehmütig blickte er auf das gelähmte Kind, das niemals zur Regierung kommen konnte. ‚Vielleicht‘, so dacht er, ‚ist's recht gut. So ist er keinen Stürmen ausgesetzt, die um die Throne brausen.‘ Friedrich's aber, des 14jährigen Knaben, nahm er sich treulich an. Er gab ihm Dreßden und dessen Umkreis, darin die Orte Tharand, Radeburg nnd Hain (Großenhain) lagen, und fand sein höchstes Glück in der Liebe zu den Seinen und von den Seinen. So floß in innerem Glück das Jahr 1287 dahin.

Daß er zu dessen Schluß erkrankte, also, daß er das Lager nicht verlassen konnte, betrübte ihn nicht. Wohl aber, daß er nun verhindert war, noch mehr Liebe auszustreuen, als bisher.

Als das Meißnerland erfuhr, daß der Fürst darniederliege, ward männiglich betrübt. Was Alles hatte er zu weiterer Ausbildung des Bürgerstandes gethan! Was Alles an den Schulen, an Handel und Wandel! — In Klöstern, Burgen, Schlössern, Häusern und Hütten herrschte Bangigkeit, denn Heinrich war schon an die Siebzig alt und Keiner konnte jemals ihn ersetzen.

Die ersten Tage im Januar des Jahres 1288 sahen den Erlauchten matt und müde auf dem Lager liegen. Elisabeth wußte, daß er sich nach dem Reiche sehnte, das Allen, die treu am Herren gehangen, verheißen ist. Ihr christlich Herz verstand es wohl; doch wann sie allein

war, trat die menschliche Seite in ihr hervor und ließ sie schmerzlich weinen. Sie hatte ihn doch gar so lieb gehabt und an die 18 Jahre Freud und Leid mit ihm getheilt.

Das hatte Heinrich nie vergessen können, und je kränker er sich fühlte, um so lieber sprach er von vergangenen Zeiten. Da färbten sich die Wangen wieder; da ward der schöne silberlockige Greis wie verjüngt und schmerzlich schön war anzuhören, wie er die Zeiten prieß, in denen er zu vollem echten rechten Glauben war erwacht, der hoch erhaben über allen irdischen kirchlichen Schranken und Beengungen steht.

Meinher kam voll Trauer alle Tage gen Dreßden geritten und erkundigte sich nach dem Kranken. Der drückte ihm Ende Januar zum letzten Mal die Hand und sagte:

„Lieber! Dein Vater und Du — Ihr waret meine besten Freunde! und Deine Mutter — Dobrita — wie meine eigene.“

Auch die Großen des Landes sprachen vor und ließen sich im Schloß zu Dresden berichten, wie's um den geliebten Fürsten stand. Nicht alle konnten kommen, wie der erkrankte Maltitz. Nicht alle auch konnten vorgelassen werden; nur Zweien ward's gestattet. Das war der 85jährige Kämmerer von Gnanstein und der noch ältere von Hugewitz. Trotz strenger Winterkälte waren auch sie herbeigekommen, um an dem Lager ihres Herrn — die Hoffnung aufzugeben.

Heinrich faßte ihre Hände und sagte matt:

„Das Reden fällt mir schwer. Doch Eines möcht ich Euch noch sagen: Gott lohn' Euch Theuren all' die Lieb und Treue, die Ihr mir habt erwiesen. Ich hab es nie

gekonnt. Deßgleichen auch all den Edlen und Getreuen meines Landes. ‚Perlen‘ hatte sie mein erst Gemahl Constantia genannt. Die Krone, darein sie gehören, winkt Euch droben.“

Gnanstein und Hugewitz mußten hinausgeführt werden. Der Abschied der Greise von dem Greise machte ihre alten Glieder zittern.

Albrecht kam nach den Edlen. Er konnte kein Wort sprechen, als er eintrat. Am Lager des Vaters kniete er und weinte bittersalzige Thränen darauf. Auch Heinrich fand keine Worte; er war an diesem Tage durch Reden zu ermattet. Aber er liebkoste Albrechts Haupt und flüsterte: „Ich hab Dich lieb gehabt gar sehr und lieb Dich noch von ganzem Herzen!“

Die nächsten Tage durfte Niemand mit dem Fürsten sprechen, außer Elisabeth und dem Söhnlein Friedrich, genannt der Kleine. Nur eine Ausnahme mußt gemacht werden. Bischof Withego kam, dem Kranken das heilige Sakrament zu ertheilen.

Doch eh' es dazu kam, geschah noch mehr als das. Withego stand am Lager und bedeckte sich die Augen mit der Linken. Heinrich bemerkte es.

„Ihr weinet, Withego? — Das ist die erste Thräne, die ich in Eurem Auge seh — und diese sagt —“

„Versöhnung!“ rief der Bischof bewegt und beugte sich zu ihm nieder.

Da leuchteten die Augen Heinrichs auf in heiliger Freude. Da ward auch die Sprache noch einmal lauter, als er sagte:

„Lieber! derer bedarfs wahrlich nicht. Hab längst

vergessen und vergeben. Doch thut dasselbe auch mit mir, auf daß ich ruhig kann von hinnen scheiden."

So wurden Beide in der letzten Stunde noch zu Freunden, zu Freunden im Herrn.

Das Sakrament war gespendet. Elisabeth, die Kinder, etliche der Enkel, dabei Friedrich Tutta, und Withego umstanden allein das Lager, als der Februar mit lichtblauem Himmel begann.

Heinrich blickte matt vor sich hin. Matt auch war seine Stimme, als er die letzten Worte sprach.

„Man wird mich tadeln — daß ich meine Lande — getheilt. — Aber — es geschah doch — aus großer Liebe — zu meinen Söhnen."

Niemand wagte, ihn in seiner letzten Sprache zu unterbrechen; konnt es doch Keines in dem tiefen Schmerze. Noch einmal hub er an, und dies waren seine letzten Worte:

„Was ist Macht — was Reichthum — was Ruhm und Ehre — und weltlicher Genuß — — wenn wir ihn nicht haben, den einzigen Seligmacher, — den Erlöser! und — seine Liebe."

Drauf faßte er mühselig mit der Rechten ein Crucifix, mit der Linken Elisabeths Hand. Mit einem letzten matten Lächeln schaute er sie an, danach das Kreuz.

Hierüber schlief er ein und war nicht wieder aufgewacht. —

Am neunten Tage des Februar bewegte sich ein langer Trauerzug durch die Gassen Meißens. Viel Volkes folgte nach, bald still weinend, bald laut schluchzend, also, daß ein Jammergetön durch die Stadt erklang, wie nie zuvor geschehen. Ehe der Zug hinauf zur Veste gelangte, stand Elisabeth in ihrer Kemenate und sprach mit einer Äbtissin. Die vom Kloster Suselitz war's und bat gar dringlich unter Thränen, die Fürstin wolle die Hülle des geliebten Fürsten, Stifters und Schützers, in der Klosterkirche von Suselitz beisetzen. Elisabeth konnt ihr die Bitte nicht gewähren. Alt-Zelle war hierzu bestimmt. Doch ward sie warm erfüllt ob solcher Theilnahme und Liebe zum Landesherrn. Noch einmal versuchte die Matrone und sagte:

„Herrin mein! ich hab den Seligen schon gekannt, als ich erst fünfzehn Jahre zählte. Hab einst gewohnt bei meinem Ohm in Suselitz, da es noch Schloß war, und möchte, ach, von Herzen gern die Hülle sein in unsrem Kloster bergen."

Es war vergeblich. Betrübt ging sie von dannen. Ein Wäglein brachte sie zurück, vorbei an Zehren. Zehren und Zähren! Vor 55 Jahren war sie das letzte Mal da oben gewesen, da sie noch Libgart hieß.

Droben in der Veste Meißen stand der eherne Sarg auf hohem Katafalk. Withego mit dem Kapitel und den Afra-Chorherren hielt die Seelenmesse. Nur wenige der angesehensten Bürger der Stadt konnten Einlaß finden. Ein kräftiger Mann führte einen derselben, einen Greis, hinauf. Der Führer hatte rothgeweinte Augen und trug fremde Kleidung. „Wer ist der", fragte Einer, „der da fremd ist und doch um den sel'gen Fürsten weint?" —

„„Kein Fremder ist's: 's ist Heinrich, den man zu Mainz den Frauenlob nennet. Ihn trieb der Dank hieher. Ich weiß es ganz genau vom alten Aeschard.““

Am nächsten Tage brachte man den edlen Verblichenen mit Geläute und Gesang unter Alefelds Leitung gen Altzelle und setzte ihn in der Kapelle, die einst Markgraf Otto, genannt der Reiche, erbauet hatte, feierlich bei. Elisabeth stand an der Gruft und blickte verklärten Antlitzes empor. Sie wußte ihn ja Droben beim Erlöser. Ihr stiller Wunsch ‚Auf Wiedersehen!‘ sollt ihr erst nach 36 Jahren erfüllt werden.

In der Stadt Meißen aber saß ein hochalter Greis vor seinem Schreibtisch und bemühete sich, die fortgesetzte Chronika Wernt Rissel's zu beschließen. Aeschard's zitternde Hände schrieben darein:

„Heut ist die Hülle unsres geliebten Fürsten und Landesherrn, Heinrichs des Erlauchten, allhier eingesegnet worden. Solch' eines edlen, weisen und gerechten Landesvaters wird niemalen vergessen werden. Die Liebe folgt ihm über's Grab.“ —



Gebr. Müller, Bautzen.



Preis 4 Mark 50 Pfg.

Elegant gebunden 5 Mark 50 Pfg.


Digitized by Google